WIDENER LIBRARY
HX K2PX 1

P Germ 332.2

Harvard College Library

FROM THE BEQUEST OF

JOHN AMORY LOWELL

(Class of 1815)

OF BOSTON

Digitized by Google

Rheiniſches Archiv

für

Geſchichte und Litteratur.

Herausgegeben

von

N. Vogt und J. Weitzel.

OEFFENTLICHE = BIBLIOTHEK
ZU WIESBADEN

Vierter Band.

Erſtes bis viertes Heft.

Mainz 1811.
In Kommiſſion bei Florian Kupferberg.

P Germ 332.2

HARVARD COLLEGE
MAR 12 1920
LIBRARY

J. A. Lowell fund

Inhalt des vierten Bandes.

Erſtes Heft.

I. Gedichte.

An Eliſen; von K. Habermann. . . Seite 1

II. Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſitze des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether von Iſenburg und Adolf von Naſſau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz; von Bodmann. . . . . . . — 3

III. Denkſchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. (Ein Auszug); von P. A. Müller. . . . . — 20

IV. Uiber eine Note im Moniteur: Voilà un bel éloge en peu de mots; von Vogt. Seite 51
V. Bruchſtüke einer Rheinreiſe; von Weizel. — 56
VI. Geſchichte der Zeit.
Frankreich; von demſelben. . . . . . . — 72
VII. Die neueſte Staatskunſt; von demſelben. — 82
VIII. Verſchiedene Gedanken; von demſelben. . — 89
IX. Ein Schreiben aus Mainz; (eingeſandt von — — — m.) . . . . — 93

Zweites Heft.

I. Gedichte.
Der Philippseich, meinem Geburtsorte; von K. Hadermann. . . . . . . — 100
II. Liebe und väterliche Härte, eine Erzählung; von C. B. Dahm. . . . . — 105
III. Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſize des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether von Iſenburg und Adolf von Naſſau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz (Fortſezung); von Bodmann. . — 120
IV. Denkſchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. Beſchluß. (Ein Auszug); von P. A. Müller. . . . . — 153

V. Geſchichte der Zeit.
Frankreich; von Weitzel. . . . . . Seite 184
England; von demſelben. . . . . — 194
VI. Verſchiedene Gedanken; von demſelben. . . — 200

Drittes Heft.

I. Gedichte.
Doktor Martin Luthers Epiſtel, an den Verfaſſer der Weihe der Kraft; (eingeſandt von E . . . n) . . . . . . — 205
II. Roſaldo von Venedig, eine Novelle; von K. Habermann. . . . . — 210
III. Verſuch einer nähern Beſtimmmung der beiden Stellen, wo Julius Cäſar über den Rhein gegangen iſt; von Fölix. . . . . — 231
IV. Uiber das Räthſel des menſchlichen Lebens; von Neeb. . . . . — 248
V. Radoterien; von Rebmann. . . . . . — 259
VI. Statiſtiſches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg. Von Ferdinand Bodmann. Mainz, bei F. Kupferberg. 1811. — Von Neeb. . . . . — 268
VII. Verſchiedene Gedanken. Ziviliſation und Barbarei; von Weitzel. . . . . — 281

Viertes Heft.

I. Gedichte.
Sabas Königin und Salomo; von K. Habermann. . . . . — 293

II. Adolf und Guſtel, oder die Entſcheidung am Hochgerichte. (Eine Erzählung.) Von C. B. Dahm. . . . . Seite 296

III. Uiber den äſthetiſchen Karakter einer ſchönen Gegend; von Neeb. . . . . . . — 318

IV. Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſize des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether von Iſenburg und Adolf von Naſſau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz (Fortſezung); von Bodmann. — 328

V. Uiber die Ahnen des Königs von Rom; von Vogt. . . . . — 348

VI. Bemerkungen über die im Juni-Hefte dieſer Zeitſchrift mitgetheilten Bemerkungen, die Anwendung des Fellenbergiſchen Akerſyſtems in andern Gegenden betreffend; von Haßloch. . . . . — 354

VII. Bruchſtüke einer Rheinreiſe; von Weitzel. . . . . — 361

VIII. Geiſt der Journale; von demſelben. . . — 382

I.

Gedichte.

An Eliſen.

Eine Göttin, die im Paradieſe
Süßer Träume unter Blumen ſpielt,
Iſt die Dichtkunſt, o Eliſe,
Deren Reize deine Seele fühlt.

Wo des Baches Silberwogen wallen,
Wo die Ruh' uns in den Armen hält,
Wo beim Lied der Nachtigallen
Bebend unſre Wonnenthräne fällt;

Wo der Blik die lieblichen Gefilde
Der Natur entzüket überſieht,
Wo beweget von der Schönheit Bilde
Unſer Herz in heil'ger Rührung glüht,

Da umſchwebet in Begeiſterungen
Mich die Muſe, die ich mir erkohr,
Und, von ihrem Hauch durchdrungen,
Schwinget freier ſich mein Geiſt empor.

Durch die Harfe, die ſie mir gegeben,
Zittert Lieb' in Melodien hin:
Liebe — Wonne — Götterleben —
Himmelstochter — Liederkönigin!

Wo die Muſe ſchon in Simpathien
Leicht verſtändlich zu den Herzen ſpricht,
Tönen meine Melodien:
Kalten Herzen, o Eliſe, nicht.

Meine Stirne wird kein Kranz umwinden
Und mein Name nicht unſterblich ſeyn;
Mögt' ich nur die Palme finden,
Die dem Dichter edle Seelen weih'n!

Sie iſt ſchöner als die Lorbeerkrone,
Die der Ruhm geräuſchvoll für uns wand;
Würde ſie doch mir zum Lohne,
Sanftes Mädchen, und aus deiner Hand!

II.

Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſize des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether v. Iſenburg und Adolf v. Naſſau geführten Fehde, und der damals von lezterm verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

Anmerkung.

(Der handſchriftliche Kodex, woraus ich dieſe Nachricht mittheile, enthält neben einer ungeheuren Anzahl größtentheils ungedrukter Urkunden das ehemalige Erzſtift Mainz betreffend, auch noch verſchiedene geſchichtliche Aufſäze, welche demſelben am Ende beigefügt ſind, z. B. den Krieg K. Alberts I. mit Erzbiſchof Gerhard, — die Händel zwiſchen den Erzbiſchöffen Heinrich und Gerlach, — die dipl. Geſchichte des Zwieſpalts zwiſchen Erzbiſchof Sifrid II. mit Biſchof Leopold v. Worms, — die Händel

zwiſchen K. Heinrich Raſpo und Erzbiſchof Sifrid III. einer, und dem R. Könige Conrad IV. andererſeits, mit allen dazu gehörigen Urkunden. — Die obige Urkundenſammlung geht bis aufs Jahr 1416 und iſt auf Pergament geſchrieben; ſie verräth eine Hand deſſelben Zeitalters und Schreibers; hingegen rühren die angefügten hiſtoriſchen Aufſäze, der Handſchrift nach, von verſchiedenen Verfaſſern. Sie ſind auf Papier mit verſchiedenen Fabrikzeichen geſchrieben; der erſte, dritte und vierte iſt lateiniſch, und iſt die Abſchrift eines der Ereigniß gleichzeitigen Aufſazes; der zweite aber ſcheint erſt im 15ten Jahrhundert entworfen zu ſeyn; er iſt deutſch, und ungemein weitläuftig. Auf ihn folgt, jedoch mit einer andern Hand, die Nachricht, welche ich hier mittheile. Ihr gehet voran eine weitlauftige Nachricht von Erzbiſchof Diethers erſter Wahl, deſſen Differenzen und Kriege mit Kurfürſt Friedrich von Pfalz, der berühmten Schlacht bei Seckenheim, und der Ausſöhnung beider Partheien; alles aus und mit Urkunden. — Wir laſſen dieſe hier hinweg, und fangen allnächſt mit der Erzählung des vorgeſezten Thems an. Bn.)

»Als nun Her Diether von Iſenburgck zwey Jahr vnd nicht gar vier Monat das Ertzbiſthumb regiert, wart er von Pabſt Pio dem andern diß namenß ſeiner Dignitet entſetzt, durch ein Bebſtlich Bull den 22. Auguſti im Jhar 1461. Man ſagt daß der vhrſachen ſollen geweſt ſein, weil die geſantten des new erwelten Ertzbiſchoffs, alſ ſie die Confirmacion beym Babſt holten, nebens andern ſachen geſchworen hetten, daß ihr Her der ertzbiſchoff Innerhalb Jahrsfriſt ſich in eigener perſohn bey ihrer heyligckeit inſtellen ſoll, welches er nit gehalten. Er ſol auch ſchult haben im Bane geweſt

zu ſeyn. It. daß er ſich nit zu gepürlicher zeit hette conſecriren vnd zum Biſchof weyhen laſſen. Er ſolt auch durch geſchenck an die whal kommen ſein, vnd ſolt auch zuuor im Jhar 1456. zu trier deſgleichen durch gaben zum Ertzbiſthumb gelangen wöllen; ſey ime aber nit gerathen. It. daſ er zum Bebſtlichen legaten, welcher nach Teütſchlant geſchickt worden, den zehnten zu begern wider den türcken ſol geſagt haben, der Babſt ſuche der teütſchen Nation gelt, vnd nit die Beſchützung des glaubenß. It. er ſol wider den willen des Keyſers, Reichs- vnd Fürſtenverſamblungen angeſtelt. It. er ſol von der mantuaniſchen Bullen den zehenten betreffent an ein kunfftig Concilium appellirt haben, vnd daſ er von dem Bapſt als male informato ad melius informandum appellirt hab, wie ſolichs die bulla ſeiner abſetzung clerlich vßweiſt. Dieß vnd andre ſachen wurden im zugemeſſen, er geſtunt aber ſolche nit alle.

Nu wolt Ertzbiſchoff Diether von der poſſeſſion deß Ertzbiſthumbß ſo leichtlich nit weichen, ſonder ſtellet Lannd vnd Fürſtentag an; gegen den beclagt er ſich, wie er von fein widerwertigen angeben wer, erbotte ſich derhalben rechtß, wolte vom Bapſt an ein künfftig Concilium appelliren, begerte derhalben an die Furſten, daſ ſie ſeiner Apellacion wolten beyfallen.

Als Bapſt Pius ſolchs vernam, ſchickt er einen legaten zu ime, nemblich Hern Rudolfen von Rüdeſheim, Dumdechant zu wormbß, vnd Franciscum canonicum toletanum, daſ ſie feinem zornigen gemuth widerſtunden, oder daſſelbig begutigten. Eß kamen auch gen Maintz vil furſten geſanten, vor welchen ſich Diether offenntlich beclagt wider den Bapſt wegen ſeiner (wie er vorgab) vnbillichen abſetzung, darumb er dan an ein Concilium appellirt hab. Rudolff von Rüdeßheim, der Dumdechan vß wormß, ſtunt vff, begert erlaubnuß von dem Ertzbiſchoue zu

reden, vnd fing an, ime alle ſein vorgeben zu widerlegen, verwurff ſeine Klagen als vnbillich wider Bebſtliche heylig-keit getan, warff im auch vor in angeſicht der geſantten, daſ er von anfangck ſeins Biſthumbß dem romiſchen Stul ſich alltzeit widerſezt, vnd demſelben vngehorſamb geweſt.

Alß nu der furſten geſantten wider hinwegck kamen, fordert Diether die bebſtliche geſantten zu ſich, vnd erpott ſich, wofern ime die annata, das iſt das palliumgelt nach-gelaſſen würt, welt er die appellacion widerruffen, dan ſein Cammer were itzt mangelhafft an gelt, welches wol zu glau-ben war, dan er kurz zuuor im Krig mit dem pfaltzgraffen vil vergeblich angewant hatte; aber der legat antwort im vnd ſagt, daſ die romiſche Camer ir recht nit dahinten laſſen könt.

Nach dieſſem alß Dietherus ſich nach als vor beim Ertzbiſtumb zu erhaltten gemaint war, achtet nit den Bann, ging nichts deſtowenger zur kirchen zu den gottlichen emptern, vnd ſolichs der Bapſt uerſtanden, ſchickt er Johannem Flaßlandt, Dumdechant zu Baſel, ſeinen Cabicularium nacher Mentz, zu erckundigen, ob nit einer doſelbſt vnter den Dumherrn mecht erfunden werden, den er zum Ertzbi-ſchoff ſetzt, der ſich alſdan dem von Iſenburg dorfft entgegen ſetzen; vnd er fand hern Adolffen grauen zu Naſſaw, Dumhern zu Mentz, welcher zuuor war geweſen Prouiſor zu Erdtfurt vnd der Lantſchafft in turingen vnd des eichsfelts.

Wiewoll nu her Adolff fur ſein perſohn gutwillig, den laſt des Ertzbiſchofflichen amptß wider vnd an ſtatt deſſen von Iſenburgck vff ſich zu nemen, nam er doch ſolichs zu bedenckchen, vnd ließ daſſelb an ſein freündſchafft gelan-gen, darvber ir gutduncken zu horen, ob er ſich in ſoliche vor augen ſchwebende geffhar des krigß, in welicher der Ertz-ſtifft ietzmailß ſtünte, begeben ſolt. Sein freündſchafft nam ſich an, als wolten ſie gegen Aich zur Walfartt, die eben

der zeitt Inſiel, verreyſen, kamen zu Cöllen zuſamen, berattſlagten von den ſachen, vnd beſloſſen entlich, daſ her Adolff das ertzbiſhtum Mentz ſolt annemen, ſie wolten im nach allen irn vermogen beyſtant tun wider den von Iſenburgck.

Alſo wurt die beſchaffenheit der ſachen dem Bapſt zugeſchriben, vnd wie ſich die freündſchafft erpotten, wan Ir heyligckeit die Bullen vnd Prouiſionbrieff, wie der Dumdechant von Baſell verſprochen, wurde herußſchickchen, wolten ſie den abgeſetzten vnd vngehorſamben von Iſenburg helffen vßtreiben. Eß waren aber in diſſem raht her Johan Ertzbiſcheue von trier vnd Churfürſt, welcher war ein Marggrav von baden, ſampt ſeinen zwen brudern hern Georgen Biſchoff zu Metz, vnd Carlen marggrauen zu baden, Vlrich Graue zu Wirtenbergck, Ludwig Lantgraue zu heſſen, vnd drey furnehmer Dhumbhern zu Mentze.

Nach diſſem zog der Dumdechan zu Baſell widerumb nach Rom zum Bapſt, bracht daſelbiſt ſeine verrichtung vor; alſo wurdt mit guttachten der Cardinell der von Iſenburgck des Mentziſchen ſtulß vnd Ertzbiſthumbs entſetzt, vnd her Adolff von Naſſaw an ſein ſtatt geſetzt, vnd wurden die Vndertanne des Ertzſtiffts irer pflicht entledigt, inſunderheit aber die Vaſallen vnd Leenlewth.

Nach diſſem kam offtermelter Her Johan Flaßlandt romiſcher Legat wider gen Menz, bracht die bepſtlich brieff, daß her Adolff von Naſſaw ſolt von allen vor den rechten ertzbiſchoff erckhant vnd gehaltten werden, vnd daß man dem von Iſenburg kein gehorſam mer leiſten ſol. Ee aber vnd zuuor der Dumdechan von baſell widderumb gen Mentz kam, ſchrieb der graff von Naſſaw zu wiſbaden an den Rat zu Mentz den Donerſtag vor S. Michelistag im Jar 1461. vnd begert ein geleit vur ſich vnd den Dumdechan von baſell alß bepſtlichen legaten, gab darneben vor,

eß hett her Adolph von Naſſaw ettewaß mit dem Rat, vnd auch mit dem Dumcapittel zu redden; Her Diether von Jſenburg war aber damalß auch zu Menz; vff diß begern gab der Rat dem graffen von Naſſaw, vnd hern Adolffen ſampt dem Dumbechan von Baſell geleit mit 60. pferdten in die Statt zu komen; Her Adolff aber hat wol 1400. pferdt beiſamen, vnd wuſte niemant waß er domitt vorhatte.

Alſo kam Her Adolff ſampt dem Dumbechan von Baſell gen Mentz, lieſſen das Capittel zuſamen beruffen, gaben demſelben zu erckennen, wie bepſtlich heyligckeit gegenwertigen Hern Adolffen mit dem Ertzbiſthumb Mentz prouidirt vnd verſehen, vnd Hern Diethern von Jſenburg vßgewieſen vnd kuntbaren vhrſachen dauon abgeſetzet. Er hat auch die bepſtlich brieff in den Henden, ließ dieſelbe ſehen vnd leſen, begert damit die poſſeſſion; er wolt auch rundt wiſſen, ob die Dumhern dem Babſt vnd ſeinen Bullen wolten gehorſam ſein, hern Adolff zum Ertzbiſchoff antzunemen, vnd hern Diethern alß abgeſetzten zu verlaſſen. Weill aber das Capittel nit bey einander war, begerten ſie einen Monat friſt, ſich hie zuſchen zu beraitſlagen. Her Diether von Jſenburg der nu ſahe, daſ er ſeins Ertzbiſthumbs entſetzt war, wendet vor, er wolt appelliren â papa male informato ad melius informandum. Her Adolff aber trang vff die antwortt, vnd ließ die Bepſtlich brieff anſchlagen. Man ſagt der Zeitt, daſ pfaltzgraff Fridrich hab den von Jſenburg angereizt, ſich zu widerſetzen, von dem Ertzbiſthumb nit zu weichen, darburch er ſeinem gantzen geſchlecht ein ſchand würdt antun, hab im auch hulff zugeſagt.

Alß nu diſ geſcheen, wart gleich den neſten freytag darnach von ettlichen Dumhern, aber nit von allen, zur abſetzung gewilligt. Eß war der alt Pfaw, her Volprecht von Derß, her Johan Mönch von Roſen-

berg, Johan Specht von Bubenheim, der von Prauenheim, Her Cune Herdan, vnd Her Ruprecht graffe zu Solmß.

Dornach ging graff Johan von Naſſaw, vnd der Graff von Königſtein vnd andere in den Rat der Statt, vnd zeigten an, wie das Capittel gemeinlich des hohen Dumſtiffts ſie in den Rat geſchickt habe, ſie zuuerſtendigen, daſ ein Capittel deſſen einß ſey, daß man Hern Adolffen von Naſſaw nachmittag vmb veſper zeitt als ein angeenden Ertzbiſchoff zu Mentz vff den Altar ſetzen wölt; dorumb ſey des Capittelß begern an den Rat, daſ ſie ettlich gewapnete burger hiezu verordnen wöllen, damit kein vnfug oder irrung hirbey entſteen mocht; im fhal aber dem Rat ſolichs nit gefellig ſein mocht, daſ ſie doch nit hofften, ſey ein Dumcapitel willenß, daſſelbig zu Bingen zuuerrichten.

Doruff nam der Rat bedencken, verwunderten ſich gleichwoll, daſ die Dumhern ſemptlich der mainung ſeyn ſolten, da doch bewuſt, daſ ettlich vß inen ſtarck vff des von Iſenburgck ſeitten gehalten hetten, vnd ſelbs ſeine geheime Rett geweſen weren; doch ſchickte der Rat vmb mer ſicherheit willen, vnd den grund recht zu erfharen, ettlich auß irem mittel in das capittel, vnd ließen eigentlich fragen, ob diß wie gemeltt ir mainung wer; vnd ſeint dornach die geſantten des Rats nach entpfangenen Bericht widder in den Rat komen, die antwort bracht, daſ dem alſo ſey, wie die hern hiebeuor angetzeigt hatten.

Alß nu der Rat dis verſtanden, ſein alspaldt vff des Capittelß vnd obgemelter Hern begern bey 200. gewapneter burger beſcheyden, welche vmb veſperzeitt in dhum geſchickt, vff den Nottfall gewalt vnd vnfug zu wehren, auch damit niemant zu einer ſach getrungen mocht werden, welche im beſwerlich were.

Alſo nam der alt Pfaw, vnd Her Volprecht von Derſ Hern Adolffen von Naſſaw vnd legten im ein Chorrock an vor der Apotecken, fhurten In in dhum, ſetzten In vff den altar, ſungen te deum laudamus, vnd gleich daruff die Veſper ꝛc. vnd Her Volprecht von Derſ ſtieg vff den Lettener, vnd verckunt dem volck den newen Ertzbiſchoff, wie er auch hiebeuor den von Iſenburgck verckunt hatte.

Nu iſt zu der zeitt niemant vß der Clerisey oder geiſtlichkeitt geweſt, gemeinlich oder ſunderlich, der einge clag gegen den Rat furbracht hette, daſ Im in diſſen dingen ettwaß zu wider geſcheen ſey, dorumb auch der Rat alles in guttem willen verſtanden, derwegen dan diß alles geſcheen laſſen, doch eime yden ſein recht vorbehaltten.

Nach diſſem ließ der von Iſenburgck auch ein Capittel verſamlen, vnd thett ſein Verantwortung durch einen Doctor Humerium genant; do ſtunt der von Naſſaw auch vff, vnd tet ein antwort doruff.

Alß zuuor der von Naſſaw vff den altar geſetzt wart, vnd nochmalß die veſper angefangen wart, waren ettlich vß dem Rat dabey, den zeigt Her Adolff von Naſſaw ettlich keyſerlich briff, dorinn vermelt war, daß Hern Diethers von Iſenburckß abſetzung mit gutem wiſſen vnd willen der Key. Maieſtat geſcheen ſey, vnd erpeüt ſich ir Mayt. dem von Naſſaw Hulff vnd Beyſtant zu tun; der von Naſſaw lieffert auch dem Rat ein keyſerlichen brieff.

Vff diß liß Im der von Naſſaw die Amptlewt, geiſtlich vnd werltlich, ſweren vnd huldigen alß eyme Ertzbiſchoffe vnd Churfurſten zu Mentz; Diether von Iſenburg aber ritte des Morgenß früh mit graff Emichen von Leiningen nach Oppenheim, vnd lieſſen ſich vberfuren mit 40. pferdten, vnd ritten nach Starckenburg, nahm daſſelbig ein, dan es war zu der Zeit des Ertzſtifft Mentz hauptveſtunge eyne; der von Naſſaw aber, nach dem er von Mentz

war abgereyſt, kam er nochmals widderumb mit vilen Hern vnd rittern gen Mentz; Ertzbiſchoff Johan von Trier aber, der ein Markgraue von Baden war, vnd marckgrav Carln ſein Bruder, Hertzog Ludwig Pfaltzgrav vnd graff zu Veldentz, graff Johan von Naſſaw von Vianden, vnd vil ander Hern begerten an den Rat der Statt Mentz, daſ man ſie mit 200. pferdten ſolt durch die Statt laſſen; alſ man ſie aber durchließ, waren ir 750. pferdt; 350. ſchützen kamen zur Diethporten ein, vnd zogen zur Gawporten wider uß. Marckgraue Carln von Baden ſaß in der Statt uff, ſo ſaß Ertzbiſchoff Johan von Trier vnd der von Naſſaw in ein ſchiff, vnd furen inß Ringaw, vnd Her Reichart von Stein Dumdechan, Her Conrad Raw Dhumſenger, Her Volprecht von Derß Dumſcholaſter, vnd Her falentin von ſcharfenſtein furen auch inß Ringāw, namen nit allein das Ringaw, ſonder auch das ampt Algeßheim vnd Olm ein. Nota hie iſt nit zu uerſchweigen, daſ alß gemelte Hern des Capittelß in das Ringāw komen, daſſelbig fur den von Naſſaw vffgefordert, mit anmeldung, daſ ſie die Vndertanen fürhin dem Hern Adolffen von Naſſaw als irm rechten Hern, vnd nit mer dem von Iſenburgck ſolten gehorſamen; die Ringawer aber gaben antwort, weil ſie biſher dem von Iſenburgck noch verpflicht ſeyen, konten ſie alſo leichtlich ſich keinem andern Hern vnderwerffen, ſie weren dan deßhalben merers verſichert; alſo muſten die Hern widder abziehen. Bald kamen ſie widder, nemblich 4. Capittelßhern, brachten Brieff vnd ſigel vom gantzen Capittel, daſ der von Naſſaw ir Herr wer; do lieſen ſie die Ringawer inß land, doch mit der proteſtacion vnd geding, wie es fallen möcht, daß ſie die Ringawer deſhalben kein ſchult tragen wölten; vnd diß geſchach bald nach St. Michaelistag anno 1461.

Darzwuſchen zog Her Raban von Liebenſtein inß Ringaw, vnd vnderſtund ſich die Ringawer zu bereden, daſ ſie an dem von Iſenburgck feſt ſollen haltten, vnd den von Naſſaw nit vor einen Hern annemen, dan der von Iſenburgck hab vil reütter beckomen, vnd werd in kurtzem den von Naſſaw gantz vertreiben; aber die Ringawer glaubten im nit, ſondern namen den von Naſſaw an, weilß der Babſt vnd keyſer alſo haben wölten, doch mit dem geding, welcher das ertzbiſthumb mit recht wurt erhalten, den wölten ſie letztlich doch annemen, dan ſie waren der mainung, daß beyde würden dorumb rechten; vnd der mainung waren auch die von Mentz, aber eß ging ein andern wegck.

Dornach zogen ſie vor Lanſtein, da wolt man ſie nit Inlaſſen, dan die von Lanſtein hielten noch vff des alten Hern, nemblich des von Iſenburgck ſeitten, desgleichen Pfedderſheim bey Wormbß, das hatte graff Emich von Leiningen im namen des von Iſenburgck eingenomen. Im oberſtifft aber Aſchaffenburgck, Steinheim, Hoeſt, vnd Gernſheim mit den zöllen, vnd was dartzu gehort, plieb alleß dem von Iſenburgck anhengig.

Der von Naſſaw begert an die ſtatt Mentz, daſ ſie ſich ſolten vff ſein ſeyten begeben, verhieß Inen groß freyheitt. Vil uß dem Rat waren gut Naſſawſch, eß kamen aber noch 5. in den Rat, die Iſenburgiſch waren, vnd man zeigt den zünfften deß von Naſſaw begern an; die ſlugen ſolchis ab, vnd wolten ſich nit vff des von Naſſaw ſeyten begeben.

Als nu Iſenburgck ſah, daſ ſein ſach in gefhar ſtunt, begab er ſich zu Pfaltzgrav Friderichen Churfürſten, vnd handelt mit im, daſ er ſich ſeiner annahm, vnd Pfaltz vnderſtund ſich In beym Ertzbiſthumb zu erhalten, kam Im derhalb zu Hulff, vnd ſtund Im mit macht bey; daruor verſchrieb Im der von Iſenburgck Stadt vnd Sloß Star-

ckenburg, Heppenheim, Benſzheim, Mörle-
bach, vnd vbrige Bergſtraſz mit allen Inkomen vnd geuell,
vnd gab Im alſo dieſelbig ein, mit dem geding, daſ ſolich
Landt das Ertzſtifft Mentz mit hundert tauſend gulden wid-
der von der Pfaltz löſen möcht nach einſz Ertzbiſchoffs vnd
Capittelſz gefallen vber kertz oder lang. Diſz iſt ein ſchönes
Lendtlein, fruchtbar an wein vnd frucht, auch wiſwachs
vnd gewelde, mit feinen ſtettlin, Sloſſern, vnd Dorffern,
welche alle der Pfaltz nit geringen nutz pringen. erſtreckt ſich
von Heydelbergck biſz herab nach Diepurgck. Diſz
landt hat Anno 1232. Ertzbiſchof Seifridt ein Her von
Eppſtein von dem cloſter Lauriſheim, welches man
gemeinlich Lorsch nennet, abgeſundert, vnd mit verwilli-
gung des romiſchen Stuls dem Ertzſtifft Mentz einuerleibt,
vnd hat gleichwoll Pfaltz die Bergckſtraſz biſz vff den hütigen
tagck in poſſeſz.

Adolf von Naſſaw aber der new Ertzbiſchoff bracht
wider den Pfaltzgrauen vnd ſeinen widerſacher den von Iſen-
burgck zu ſeiner Hulff Hertzog Ludwigen Pfaltzgrauen,
graffen zu Veldentz, den man ſunſt den ſchwartzen
Hertzog nennet, vnd ſeinen Hoff zu Meyſenheim hielt;
demſelben gab er alleſz, was der Ertzſtifft Mentz hatte ober-
halb Creüzenach, Inn vnd bey der graffſchaft Span-
heim, alſz nemblich Beckelnheim Sloſz vnd fleckchen,
das ſtettlin Sobernheim, Montzingen, Nuſz-
baum ꝛc. It. das Ampt Olm bey Mentz, vnd ander
Dörffer vmbher, ſampt allen derſelben zugehör vnd geuell,
doch mit dem geding, daſz der Erzſtfft dieſelben möcht ab-
löſen. Er hat Im auch noch dartzu geben den vierten theil
am zoll zu Filtzbach, mit 12. tauſent gulden abzulöſen.
Marckgraff Carlen von Baden bracht er auch zu ſeiner
Hulff, gab Im Sloſz vnd Fleckchen Gawalgeſheim,
Gawbickelnheim, mit andern dartzugeherigen vnd

vmbliegenden Dörffern, geuellen vnd nutzungen. Er bracht auch zu ſeiner Hilff graff Vlrichen von wirttenberg, dem gab er zwenzig tauſent gulden an barem geltt; Eſ war aber graff Vlrich ein küner, ſtreittbarer, vnd mechtiger graff. Eß haben deſgleichen dem Adolff beygeſtanden hertzog Wilhelm von Sachſen, vnd Graff Heinrich von Schwartzburg; daruor haben ſie entpfangen ettlich empter vnd Herſchaften vff dem Eychſfeldt. Graff Eberharten von Königſtein, welcher ſein Ertzbiſchoff Adolfs Sweſter zum weib hatt, dem gab er vor ſeine Hilff das ampt Hoffheim vnd was dartzu gehort. Es waren auch noch andre Furſten vnd Graffen, die Adolffo von Naſſaw anhingen vnd Hilff ertzeigten, als Her Johan Ertzbiſchoff zu trier, ſein Bruder Georg biſchoff zu Metz, Biſchoff Johan von Speyer, Marckgraue Albrecht von Brandenburgck ꝛc.

Dem von Iſenburgck halffen beneben Pfaltzgraff Friderichen Churf. Heinrich der Landgraff von Heſſen, Philipß Graue zu Catzenelbogen, Philipß vnd Johan des Iſenburgs brůder, vnd der groſſer theil der Burger zu Mentz ꝛc. Dieſſe hieltens mit hern Diethern von Iſenburgck wider Hern Adolffen von Naſſaw. Der zeitt war des von Iſenburgck vater noch bey leben, vnd wurde geſagt, er hab ſein ſohn abgemant, daſ er den romſchen Stul nit verachten, vnd das Ertzſtifft Mentz nit verderben ſol, weil er one das deſſelben Vaſall vnd Leenmann were; weil er aber bey Jme nichts erhalten können, ſey er, wie man maint, vor Laydt geſtorben.

Alle vorgemelte helffer des von Iſenburgck wurden wie auch er ſelbſt vom Bapſt Pio dem andern in Bann erclert, dargegen welche gehorſamb waren, vnd Hern Adolff von Naſſaw anhingen, wurden vom gegenteil verfolgt, vnd zum teil der ſtatt vertriben, Inſonderheit von geiſtlichen, alß

dan geſchach dem Abt vff St. Jacobsberg bei der ſtatt Menz, Hern Eberharden von Venlöe, welcher weil er deß Bapſts mandat vnd gepott vngehorſamb war, muſt er mit ſeinem Conuent das cloſter verlaſſen, vnd ſich an ander ort begeben; der Prior ſampt dem Conuent zogen Proceſſionweiß durch die Statt, ein adelicher Conuentßherr Otto von Selbach trug das Creütz vor Jnen her, vnd würden die Conuentsherrn hin vnd wieder vßgeteilt, plieben allein die drey eltiſten im cloſter.

Alß nu die geiſtlichkeit ſich meiſtenteilß dem von Naſſaw vnderthenig gemacht, ſchickten die ſtiffter ein Doctor im Rat, der war Doctor Lorich genant, Donnerſtag nach S. Luce des heyl. Evangeliſten tag im Jar 1461. vnd lieſſen dem Rat erzelen vff folgende weiß, als: Es hab der alt Herr, daß iſt der von Jſenburgck, ietzt ettlich brieff an den Dhumbſtifft vnd an die Fiſchporten ſlagen laſſen, darinn vil puncten ſeiner abſetzung gemelt ſeyn, vnd vnder andern ein punct, der ſie angehe vnd berüre, nemblich, daſ ſie one Nott dem von Naſſaw anhengig worden ſeyen, deſhalb vil rede in der Gemein, Jnen villeicht zum nachteil mogen geuallen ſein; damitt aber nu der Rat verſteen moge, wie vnd vff was weyß ſie ſoliche adheſion vnd anhang getan haben, So haben Jm ſeine Hern von den ſtifftern beuolhen, den Rait deſſen zu berichten, wie daſ vormailß der Her Adolff von Naſſaw Jnen ettlich bepſtlich brieff hab verkundigen laſſen, dar Jnn bey ſwerer Pen vnd ſtraff gepotten worden, denſelben von Naſſaw fur einen Ertzbiſchoff vff vnd anzunemmen, vnd dem alten Hern Diether von Jſenburg kein gehorſam mer zu leiſten; daruff dan die ſtiffter eins Monats lang bedenckenß begertt haben, bey vnd vnder ſich hie zwuſchen zu raitſlagen; hieruff man Jnen geantwurt, daß Jnen kein zeitt zu raitſlagen konnte geſtattet werden, ſolten ſich derhalben kurtz ercleren; do haben ſie den inhalt ſolicher brieffe betracht,

vnd befunden, daſ nichts ſo lobelich vnd tugentſahm alſ gehorſamb, dorgegen nichtß ſo vnlobelich vnd vnthugentſam alſ der vngehorſamb ſey: als gebur Inen Iren oberſten gehorſamb zu ſeyn; vber diß ſeyen Inen noch andere ſwere brieff zugeſchickt worden, deren ſie vaſt erſchrocken ſeyn, vnd haben angeſehen Iren criſtenlichen glauben, Irer ſelen heyl vnd groß beſwernuß vnd vnraht, ſo daruß entſteen mocht, vnd habent alſo ſich dem Hern von Naſſaw von criſtenlicher gehorſamb wegen anhengig vnd vnderthenig gemacht, vnd habent das auch mit gefhar des verluſts Irer Leen vnd kirchen, Irer Ere vnd glympffs tun müſſen; dabey der Rat gnugſam verſteen könne, daſ ſie ſolichs nit one groſſe nott, ſonder vmb mercklicher vrſach willen, vnd nit vß mutwillen getan haben; begerten derhalben, der Rat wolte, daſ ir entſchuldigung vnd antwort vor gnugſam erachten vnd halten.

Dornach hat gemelter Doctor Lorich von der ſtiffterwegen ertzelt, wie ſie ſeyen verſtendigt worden, daß der von Iſenburg in die ſtatt Mentz komen ſol; were dem nu alſo, ſo wolten ſie den Rat gewarnet haben in allem guten, es möchten deßwegen ſwere proceſß gegen ſie abgeen, daſ man in der ſtatt Mentz, da gott vor ſey, Interdickt halten müſte; dan ſolte er in die ſtatt komen, würde aller gottesdinſt Ingeſtelt, vnd dörfft man weder begraben noch tauffen. Vff daß nu der gottesdinſt nit nidergelegt, vnd groſſe Irrung in der ſtatt enſteen möcht, ſo warnen ſie den Rat in guten truwen, vnd bitten, diſ im beſten von Inen zuuerſteen vnd zuuerſorgen. Nach diſſem hat er vorbracht, wan nu der alt Her, daſ iſt Iſenburgck, alſo in die ſtatt keme, wiewoll ſie nit zweiffeln, der Rat würde ſie ſchützen vnd ſchirmen, dannoch dieweill er Ir vil an andern ortten mit groſſem ernſt vorgenomen vnd beſchedigt habe, vnd noch teglich vnderſtee zu tun, ſo beſorgen ſie,

er mocht ſie hie an iren perſonen vnd gut villeicht auch beſchedigen; vnd habent dorumb begert vnd gebetten, daß der Rat Inen ſeine gute mainung hieruff zuuerſteen geben wölle, vnd wie ſich der Rat hierinn zuuerhalten bedacht ſey.

Hieruff iſt den ſtifften kein antwortt worden, biß dem von Iſenburg der Zufall geſcheen iſt von der Statt Mentz.

Alß nu der von Iſenburgck in der Bergckſtraſen war, do ſchrieb er dem Rat vnd gemein gen Mentz vnter andern von einer Verretterey, die durch ettlich geſcheen ſein ſolte, die ſtatt Mentz betreffend, begert derhalben ettlich vom Rat vnd der Gemein zu Ime zu ſchicken. Vff ſolich ſchrifftlich begern haben der Rat vnd Gemein ſich vereinigt, daſ ſie zween vß dem Rat, vnd zween vß der Gemein nacher Diepurgck, do ſie In den von Iſenburgck finden würden, ſchicken wolten, damit ſie die perſohnen wiſſen möchten, die mit ſolicher Verretterey weren vmbgangen. Wurden alſo diſſe vier perſonen dahin geſchickt, welche, alſ ſie zu dem von Iſenburgck kommen, hat er Inen dieſelben mit Namen genennt, alſ Her Wolprecht von Derß Dhumſcholaſter, graff Johan von Naſſaw, Straßburger im Ringaw, vnd ander mer, die auch uß dem Ringaw geweſt ſein, aber er kunt ſie nit alle namhafft machen; auch ſagt er Inen, welchermaſſen graff Johan von Naſſaw vormails, ee diſſe Irrung entſtanden, zu Algeſheim mit Im geredt hett, waß auch Her Volprecht von Derß zu Hoeſt mit Im geredt hett, vnd Im zugemutt, aber er habs nie tun wöllen, noch ſolichen Rat annemen, dan er habe die Statt Mentz allzeit lieb gehabt, dorumb er derſelben nichts zuwieder tun wöllen.

Nach ſolichem geſpred hat der von Iſenburg vnd graff Emich von Leyningen die von Mentz zu Diepurgck im Sloß vff ein ſeyten gefhurt, vnd mit Inen geredt vff ſoliche weyß, wan ſie folgen wollten, ſo wolt er den von

Mentʒ die Pfaffenrachtung ʒu iren Henden pringen, vnd die Pfaffheit ʒu Mentʒ ſolle ʒu ewigen tagen mit der Stadt lieb vnd leyd tragen vnd leyden, vnd wann der Rat in diſſem wölt willig ſeyn, ſolt man Im ein ʒettelin nur eins fingers lang ſchicken, vnd wen erſ dan nit dortʒu bring, ſo wolt er ſein kopf doran ſetʒen. Vff diſſe red haben die geſantten des Ratß vnd der Gemein kein antwortt Kunnen geben, weder ab oder ʒuſagen, ſonder haben ſolichs ſampt vorgemelten reden widderumb an den Rat pracht.

Weill nu die Pfaffheit vnd der Rat ʒu Mentʒ der gemelten Rachtung halben offt vnd vil veeinig geweſt ſeint, vnd den Rat bedunken wolt, daſ Ime ſoliche rachtung vnd verſchreiben, welche ſie ʒuuor mit Inen hetten Ingangen, ʒu ſwer vnd verderplich were, haben ſich der Rat vnd gemein vereynigt wegen der letʒten red, die rachtung vnd vngelt belangent, daſ ſie die Irigen widderumb ʒu dem von Iſenburgck ſchicken wolten; wie auch geſcheen; dan ſie ʒu Im gen ſteinheim geſchickt worden, in mainung, ʒu erfaren, was doch das ienig ſein ſolt, das die ſtatt Mentʒ ſolte tun, weil er geſagt hette, wan ſie folgen wollten, wie obgemelt. Aber ſie kunten vff die ʒeitt nichtß von Ime uerſtendigt werden, ſonder er ſagt, er wolt hundert gulden drumb geben, daſ ſie vor 3. oder 4. tagen komen weren; dan eß werd Im von dem Pfaltʒgrauen ein ſpinnwebbe vor die augen gehalten, vnd er neme ſich an, was er Im verſchrieben, daß er Im Hilff vnd Beyſtant widder den von Naſſaw tun ſolt, deſſen wer er nit mechtig gnug, ſonder der von Naſſaw könte ſolichs beſſer tun, vnd möchte beſtettigt werden vom Bapſt vnd Keyſer ꝛc. Weitter ſagt er, ietʒt hett er bottſchaft ʒum Pfaltʒgrauen geſantt mit dem begern, obß ia oder nein

ſein ſolt, daſ er Im wolt hulff tun; wo nit, vertrawet er, ein vertrag mit dem von Naſſaw zu treffen.

Alß ſolichs die geſantten des Ratß horten, fragtten ſie In ratß, wie ſie ſich dan in ſolichen ſachen halten ſolten ꝛc. Do antwurt der von Iſenburgck, er wolt Inen raten, alß wer er dem Rat zu Mentz mit dem eydt verbunden, vnd alſ wan er bey Inen im Rat ſeſß; er ſagt auch, wan der Pfaltzgraff vnd ſein Vetter graff Philipß von Catzenelbogen Ime helffen vnd Byſtant tun wurden, ſo dorffte er dem Rat auch rathen, daß er Im Byſtant tete; wer aber ſolichs nit, wolt er Inen ſolichs auch nit rathen.

Alſo ſeint ſie doruff von eynander geſcheyden, der mainung, daſ, wan der Pfaltzgraff vnd der von Catzenelbogen helffen würden, ſo wollten ſie ire ſemptliche Rete gen Mentz ſchicken, mit dem Rat weiter von den ſachen zu reden. Solichs haben die geſantten widder an den Rat gen Mentz pracht, vnd iſt diſmailß alleß alſo anſteen plieben, biß vff ſant Martinß tag neſt hernach, do iſt ein gemein geſchrey ußgangen in der ſtatt Mentz, daſ die ſachen zwuſchen dem alden vnd newen Ertzbiſchoff Iſenburgck vnd Naſſaw gericht vnd verglichen ſeyen, vnd ſey ſolichs von beyden teilen geſworen vnd verſigelt, wie auch deſſen dem Rat von dem von Naſſaw ſchrifftlicher Bericht zuckomen.

(Die Fortſezung folgt.)

III.

Denkſchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. *)

(Ein Auszug.)

Dieſes kürzlich herausgekommene Werk gehört zu den intereſſanteſten Erſcheinungen der neuern politiſchen Litteratur. Der Verfaſſer, deſſen Ideengang beſtimmt und gehaltvoll iſt, verräth einen ſeltenen Umfang von Kenntniſſen; die Thatſachen ſind mit Ordnung und Klarheit auseinander geſetzt, und bis auf ihre Quellen zurückgeführt. Man glaubt die Feder eines der geachteteſten politiſchen Schriftſteller Frankreichs darin zu erkennen. Wir werden uns bemühen, hier einen gedrängten Auszug davon zu liefern, und dadurch dem deutſchen Publikum nähere Kenntniß von einer Schrift zu verſchaffen, welche eine der wichtigſten Angelegenheiten unſrer Zeit abhandelt, und ſowohl wegen ihrem Gegenſtande als wegen den Anſichten, die ſie enthält, die allgemeine Aufmerkſamkeit in einem hohen Grade verdient.

*) Im Original: Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres. Paris 1810.

In dem Vorberichte entwikelt der Verfaſſer den Zwek und die Eintheilung ſeiner Schrift; er zieht zwiſchen den beiden Nationen, über welche ſich ſein Werk verbreitet, eine Parallele, und bemerkt, daß auf beiden Seiten gewaltſame Masregeln und Konfiskationen ſtatt gefunden haben, welche durch die Grundſäze allgemeiner Gerechtigkeit verdammt werden; allein von Seiten Frankreichs, ſagt er, haben dieſe Masregeln einzig zum Zwek gehabt, wie es auch immer erklärte, England zur Aufgebung ſeiner Anſprüche auf die Seeherrſchaft zu vermögen, und es mit ſeinen eignen Waffen zu bekämpfen; auf der Seite Englands hingegen giengen dieſe tyranniſchen Handlungen aus einem beſtimmten Willen hervor, und hatten zum Hauptzwek, ein Syſtem durchzuſezen, das ſich nicht mit der Ehre und Sicherheit der Seemächte vertrug; wenn man, ſagt er, auf der einen Seite bemerken will, daß Frankreich keine Gelegenheit verſäumte, ſeine Grundſäze über den Hauptgrund der Streitfrage bekannt zu machen, nämlich die Freiheit der Meere und die Befreiung der Flaggen zu verlangen; daß aber, auf der andern Seite, England ſtets jeder beſtimmten Erklärung über dieſen Punkt ausweicht, den Neutralen jede gründliche Genugthuung verſagt, keinem von den in den neuern Verträgen durch die allgemeine Beiſtimmung der andern Nationen anerkannten Grundſäzen beitritt, hartnäkig ſein entgegengeseztes Syſtem verfolgt, und ſich weigert, die allgemein angenommenen Maximen anzuerkennen, ſo entſteht ohne Zweifel ſchon aus dieſer Vergleichung ein Vorurtheil für Frankreich und ſeine Sache. Niemand kann wohl dieſe Bemerkung entgangen ſeyn. Allein, fügt der Verfaſſer hinzu, wenige ſind eines feſten Gedankens fähig; der kommende Tag bringt die Ereigniſſe des vorhergehenden in Vergeſſenheit; man verwechſelt die Urſachen und Wirkungen, und bei der Menge der Begebenheiten, welche

ſich aufeinander folgen, hat ſelbſt die Sonderbarkeit der Ungemache, welche Europa heimgeſucht haben, die wahre Quelle derſelben aus dem Geſicht entrükt.

Aus dieſer Rükſicht hat man geglaubt, bei der Ungewiſsheit, worin die Verwikelung der in dieſer Streitfrage gefährdeten Intereſſen die Gemüther geſtürzt hat, die vorzüglichſten Züge ſammeln, und eine kurze und klare Uiberſicht des Betragens von Frankreich und England, durch eine Reihe von Thatſachen oder Urkunden, denen man künftig unmöglich eine Antwort entgegenſezen kann, belegen zu müſſen.

Um dieſe Streitfrage in ihr ganzes Licht zu ſezen, und allen Leſern, denen ſie fremd iſt, verſtändlich zu machen, ſchien es nothwendig, bis auf den Urſprung der Seegeſezgebung zurukzugehen, ihre Fortſchritte in den verſchiedenen Zeitaltern und bei verſchiedenen Völkern zu verfolgen, und von dieſer Reihe von Thatſachen und Beobachtungen zu unſerm Gegenſtande überzugehen, wobei man die Grundſäze des Seerechtes aufſtellte, denen der Gebrauch der Nationen, die Meinung von aufgeklärten Publiziſten, und der Geiſt der neuern Verträge, bis zu jenem Kriege, wo Europa mit ihrer gänzlichen Vernichtung bedroht iſt, eine allgemeine Anerkennung verſchafft zu haben ſchienen.

Unter dieſem Geſichtspunkte hat die Geſchichte der Seegeſezgebung vier Perioden dargeboten, wo ſie ſtarke Veränderungen erlitt oder Vervollkommnungen erhielt.

Die erſte Periode, die den Gegenſtand am wenigſten berührt, verträgt nur eine verhältniſsmäſig kurze Skizze, und endigt ſich mit dem Friedensſchluſs von 1763.

Die zweite begreift den Krieg für die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten, die Geſchichte der bewaffneten

Neutralität vom Norden, und endigt mit dem Anfang der franzöſiſchen Revolution im Jahr 1789.

Die dritte begreift den Revolutionskrieg bis zum Friedensſchluß von Amiens, 1802.

Die vierte iſt die Geſchichte der acht lezten Jahre in dem Gegenſtande der Unterſuchung.

Dies iſt die vom Verfaſſer der Denkſchrift angenommene Eintheilung; wir werden dieſelbe bei unſerm Auszuge beibehalten.

Erſte Periode.

Im erſten Zeitalter der Schifffahrt findet der Verfaſſer keine andere Grundſäze der Seegeſezgebung als das Recht des Stärkern. Mehrere Völker haben nach und nach die Meeresherrſchaft ſich angemaßt, und allenthalben ihr Seerecht mit gewaltthätigen oder ſeeräuberiſchen Handlungen bezeichnet.

Tyrus kann nur als eine Handelsſtadt angeſehen werden. Die Athenienſer waren die erſten, welche darauf dachten, ihre Seeherrſchaft zu begründen: ſie ſchrieben in ihrem Vertrage mit dem Könige von Perſien die Grenzen vor, über welche ſich die Schifffahrt ſeiner Unterthanen nicht ausdehnen durfte; ſie entzündeten den peloponneſiſchen Krieg, um ihre Anſprüche zu behaupten; ſie beſchleunigten endlich ihren Fall durch Expeditionen, die ihre Kräfte überſtiegen, und erlebten ſo das gewöhnliche Schikſal der Meeresbeherrſcher.

Zu derſelben Zeit erhob ſich eine in ihren Anſprüchen weit ehrgeizigere, in ihrer Politik gefährlichere, und in ihren Mitteln viel vermögendere Macht, nämlich Carthago. Man kann nicht an den ungeheuren Umfang ihres Handels, an die Ausdehnung ihrer Kolonien, an die Macht ihrer Marine, an ihren Uibermuth gegen die Schwächern, an

ihre hinterliſtige Politik gegen die Stärkern, an die blutigen Kriege, die ihr Stolz entzündete, an den Handelsgeiſt, der ſie ſelbſt mitten unter ihren Siegen nicht verließ, und an den höchſten Gipfel ihrer Größe denken, ohne ſeine Blike unwillkührlich gegen eine Nation zu wenden, welche ihre Macht und ihre Politik geerbt zu haben ſcheint. Man glaubt gewiſſe Züge der neuern Geſchichte zu leſen, wenn man im Polyb und Titus Livius einige Bruchſtüke der carthaginenſiſchen Geſchichte durchgeht. »Carthago hatte ein ſonderbares Völkerrecht, ſagt Montesquieu; es ließ diejenigen erſäufen, die in den Meeren von Sardinien ſchifften.»

In den erſten Verträgen mit den Römern ſieht man ſie, troz ihren Niederlagen, darauf denken, die Seeherrſchaft zu erhalten, und die Schifffahrt und den Handel der lezten zu beſchränken. Hanno hatte ſogar in der Unterhandlung, welche den erſten puniſchen Krieg endigte, erklärt, er würde es nicht dulden, daß die Römer in den ſiziliſchen Gewäſſern ihre Hände wüſchen. Indeß wurde Carthago, fünfzig Jahre ſpäter, genöthigt, ſeine ganze Seemacht, bis auf 10 dreirudrige Schiffe, auszuliefern. Ein ſonderbarer Glüks-wechſel, und eine furchtbare Lehre für jede Macht, die Carthago nacheifern will!

Die ältere Geſchichte bietet nur wenige Aufklärungen über die Begriffe dar, welche man damals von den Rechten und Pflichten der Neutralität hatte, da der Handel eingeſchränkt war und die hohe See wenig befahren wurde; ein Umſtand, der nur wenige Kolliſionen unter den Nationen zuließ. Als Rom die Seeherrſchaft mit der Herrſchaft zu Lande vereinigt hatte, ſo hatte es nicht nöthig, die Grundſäze einer auf die Unabhängigkeit der Nationen gegründeten Seegeſezgebung aufzuſtellen. Wir werden darum mehrere Jahrhunderte zu überſpringen haben.

Bei den Einfällen der Barbaren wurde das Meer den Unternehmungen der Seeräuber Preis gegeben, und die Marine, ſo wie alle andre Zweige der Ziviliſation, herabgewürdigt. Gleichwohl bemerkt man, wie ſchon damals einige elende Neulinge von Barbaren, in ihren Nachen von Leder, die Uiberlegenheit jener halbwilden Inſel, deren Küſten ſie nicht zu verlaſſen wagten, behaupten wollten, und darin die erſten Zeichen des brittiſchen Stolzes bliken ließen. Edgar ließ ſich den König der Könige, den Suverän des brittiſchen Ozeans nennen. Er nöthigte acht Fürſten, die ihm zinsbar waren, auf einer Barke zu rudern, die er ſelbſt ſteuerte. Unterdeſſen iſt es anerkannt, daß Karl der Groſſe auf den Meeren, die Frankreich von den brittiſchen Inſeln trennen, das Uibergewicht erlangt hatte. Alle in den erſten Zeiten gegen dieſe Inſeln verſuchten Einfälle gelangen; deswegen laſſen die engliſchen Geſchichtſchreiber, mit Unrecht, die Uiberlegenheit ihrer Marine bis zu dem Anfang der Monarchie hinaufſteigen.

Der Okzident beſaß noch erſt den rohen Anfang der Kunſt und gar keine Seegeſeze, als bei verſchiedenen Nationen Italiens einige Ideen von Handelsgeſezgebung zu keimen anfiengen. Der Verfaſſer erwähnt hier der berühmten Bulle, welche Venedig vom Pabſt Alexander III. erhielt, Kraft welcher der Doge jedes Jahr, am Himmelfahrtstage, die Heirath mit dem adriatiſchen Meere feierte, indem er einen Ring ins Waſſer warf, zum Zeichen einer ewigen und wahrhaften Herrſchaft. Auf der andern Seite wollten die Genueſer und Piſaner über das Mittelmeer regieren; es floſſen Ströme von Blut zwiſchen den eiferſüchtigen italieniſchen Staaten, denen nur die Entdekung der neuen Straße um das Vorgebirg der guten Hofnung ein Ende machte.

Von dieſer Eiferſucht der italieniſchen Mächte blieb gleichwohl ein Denkmal übrig, das in der Seegeſezgebung noch berühmt iſt: die Sammlung von Geſezen, die unter dem Titel il Consolato del Mare (das Seekonſulat) ſo bekannt iſt. Dieſes Geſezbuch, das nach und nach von den Griechen und von allen Nationen des weſtlichen Europa mit Modifikationen angenommen wurde, wodurch eben ſo viele beſondere Geſezbücher entſtanden, wie z. B. die Verordnungen von Barcelona, die Geſeze von Oleron, die Ordonnanz von Whitby; dieſes ſo berühmte Geſezbuch, welches mit der größten Umſtändlichkeit die Verhältniſſe des Eigenthümers zu den Schiffskapitänen, der Kapitäne zu den Matroſen feſtſezt, enthält die Anfangsgründe des Seerechtes, die erſten Kenntniſſe über jenen ewigen Streitpunkt zwiſchen den kriegführenden und neutralen Mächten, nämlich die Befreiung der Flagge.

Die Portugieſen, welche die Herrſchaft der Meere erhielten, gebrauchten ſie mit einem bisher unbekannten Uibermuth gegen die andern Nationen, denen ſie das Recht, die Gewäſſer Indiens zu befahren, verſagen wollten; eine Anmaßung, welche der berühmte Grotius in ſeiner Abhandlung: Mare liberum, bekämpfte, und die von den holländiſchen Waffen endlich noch vollſtändiger widerlegt wurde.

Die Spanier entdekten unterdeſſen Amerika. Die Kriege, welche unter dieſen Umſtänden zwiſchen den Spaniern und Portugieſen auszubrechen drohten, wurden durch die berühmte Bulle Alexanders, welche die neue Welt zwiſchen ihnen theilte, aber übrigens voll der ausſchweifendſten Anmaßungen war, in ihren Keimen erſtikt.

Indeſſen ſank die portugieſiſche Herrſchaft bei den Siegen der Holländer in den indiſchen Meeren, und bei dem ungeheuren Wachsthum der ſpaniſchen Marine unter Ferdinand, Karl V. und Philipp II.; und die ſpaniſche

Flagge, ſiegreich über die afrikaniſchen Raubſtaaten, ſchien ein halbes Jahrhundert lang auf allen Meeren zu herrſchen. Allein mit dem Verluſt der unüberwindlichen Armada ſchien auch die Seemacht Spaniens zu verſinken, und auf ihren Trümmern erhob ſich die holländiſche Macht, wenn gleich nicht als Gebieterin, doch wenigſtens als eine glükliche Nebenbuhlerin der Beherrſcher des Handels und der Meere, bis zum Sukzeſſionskriege.

Die Zeit der Herrſchaft der Portugieſen und Spanier bietet keine Fortſchritte in der Seegeſezgebung dar; denn nur die Eiferſucht mehrerer Mächte kann zur Diskuſſion ihrer wechſelſeitigen Anſprüche und zur Errichtung eines gemeinſchaftlichen Vertrages, der ihre Rechte und Pflichten beſtimmt, Anlaß geben.

Bis izt hatten die Engländer ihre Herrſchaft auf das brittiſche Meer, wie ſie es nannten, eingeſchränkt. So lange andre Nationen auf dem Ozean herrſchten, foderten ſie jene Unabhängigkeit zur See, die ſie izt vernichten wollen. . . . So antwortete die Königin Eliſabeth dem ſpaniſchen Geſandten Mendoza, der ſich darüber beſchwerte, daß engliſche Schiffe in dem Meere von Indien erſchienen wären: »ſie ſähe keinen Grund, den Engländern oder andern »Nationen die Schifffahrt dieſes Meeres zu verbieten; ſie »kenne in dieſer Hinſicht kein Vorrecht zu Gunſten der »Spanier, und noch weniger das, denjenigen, die ihm »nicht zu gehorchen hätten, Geſeze vorzuſchreiben; die Eng»länder ſchifften auf dem Ozean, deſſen Gebrauch ſie, wie »den der Luft, mit allen Menſchen theilten, und der ſchon »wegen ſeiner natürlichen Beſchaffenheit niemand allein »angehören könne.«

Dieſe Sprache mußte jedoch, als den Engländern fremd, erſcheinen. Das Glük, das ſie gegen Spanien hatten, ſchien ſie zu verblenden. Schon verſuchten ſie ihren Despotism,

und ließen die handelnden Nationen ihre eiferſüchtige Habſucht empfinden. Sie widerriefen die den Hanſeſtädten, von ältern Zeiten her, im Königreiche zugeſtandenen Privilegien; und ſelbſt die ausgedehnten Verbindungen, welche dieſelbe noch nachher darin unterhielten, wurden von Eliſabeth plözlich abgebrochen. Wahrſcheinlich nahm Drake auf ihren Befehl, im Hafen von Liſſabon, 60 von ihren Kauffahrteiſchiffen weg, deren Herausgabe ſie niemals erhalten konnten. Der König von Polen rächte ſich wegen dieſer Verweigerung, indem er die Faktoren der engliſchen Kompagnie, die Aventuriers genannt wurden, wegjagte. Der Kaiſer Rudolph behauptete mit derſelben Wärme das Intereſſe ſeiner Unterthanen; allein England verfolgte nichts deſtoweniger ſeinen einmal angenommenen Gang. Sein Uibergewicht zur See wurde den europäiſchen Nationen jeden Tag fühlbarer; Dänemark, Holland und Frankreich wurden nicht beſſer behandelt als die Hanſeſtädte, und hatten ſich immer über die an ihren Kaufleuten häufig verübten Räubereien zu beklagen, die während dem Leben und noch nach dem Tode Eliſabeths fortwährten. Der Geiſt der Nation überwog die Freundſchaft dieſer Fürſtin für Heinrich IV. Der Geſandte dieſes Königs beklagte ſich vergebens über die Beſtechlichkeit der engliſchen Admiralität, über die Ungeſtraftheit, welche die Seeräuber daſelbſt genoſſen, und endlich darüber, daß die engliſchen Geſeze zu ihren Gunſten gemacht zu ſeyn ſchienen. Man ſieht auch unter der Herrſchaft dieſer Königin, und während dem Kriege mit Spanien, daß den Neutralen unterſagt wurde, in die ſpaniſchen Häfen einzulaufen.

Der Verfaſſer bemerkt, daß die Seemacht Englands unter der Regierung Eliſabeths Rieſenſchritte gethan hatte; unter ihren beiden erſten Nachfolgern ſchien ſie wieder zurükzugehen; allein es gab doch ſeine Anſprüche nicht auf.

Jakob I. ſchien ſie in der Abhandlung (Mare clausum), die er durch den Rechtsgelehrten Selden als Antwort auf die von Grotius machen ließ, bekannt machen zu wollen.

Karl I. behauptete dieſelben Anſprüche im Anfang ſeiner Regierung, und beſonders während dem Einfluß des Günſtlings Buckingham. Das Betragen von England wurde ſo willkührlich, daß Ludwig XIII. kein anderes Mittel ſah, den Handel ſeiner Unterthanen zu beſchüzen, als ihnen zu gebieten, kein einziges Schiff in die See auslaufen zu laſſen; eine Masregel, die man in unſern Tagen erneuern ſah.

Das Genie des Kardinals Richelieu ſtrebte dahin, die franzöſiſche Marine zu bilden; zwei Jahre ſpäter, als er den Plan dazu gefaßt hatte, lief ſchon eine furchtbare Eskader aus dem Hafen von Breſt aus. Sie erhielt einen Sieg über die Spanier; allein es lag nicht in dem Genius der franzöſiſchen Nation, die Unfälle Karls I. zu benuzen, um eine nur zu furchtbar gewordene Macht zu vernichten.

Kaum hatte Cromwell die Zügel der Regierung übernommen, als er den Holländern andeuten ließ, ſie ſollten die Schiffe von Großbritannien ſalutiren, und dabei erklärte: »da England dieſes Recht mit dem Degen über »alle andere Nationen errungen habe, ſo dürfe es nicht dulden, daß eine andere Flagge, als die ſeinige, auf dem Ozean »erſchiene.» Die Holländer wollten unterhandeln. Die Engländer fiengen die Feindſeligkeiten mit der Wegnahme von 200 Schiffen an. . . . Bei dem Friedensſchluſſe, der dieſen Krieg endigte, wollte Cromwell zu Gunſten der Engländer das Recht ſtipuliren, alle holländiſche Kauffahrteiſchiffe zu viſitiren; und obgleich dieſe Republik ſich weigerte, darin zu willigen, ſo faßte ſie nichts deſto weniger einen geheimen Beſchluß, ſich nicht auf eine zu offenbare Art zu widerſezen, nämlich dieſe Beſchimpfung zu ertragen. Sie ſchikte dem

zufolge ihre Befehle ab, und Ruyter hörte nicht auf, ihre Zurüknahme zu fodern.

In dieſem Kriege erſchien die berüchtigte Navigationsakte, welche von aufgeklärten Publiziſten als die Quelle des Handelsreichthums von England, und als das Palladium ſeiner Seemacht angeſehen wurde; ſie war hauptſächlich gegen die Holländer gerichtet, welche die Faktoren Englands und der ganzen Welt geworden waren. Dieſe Akte machte, was auch immer einige Schriftſteller darüber geſchrieben haben, weder in die Rechte noch in die Freiheit der Völker Eingriffe; ſie enthält ſogar keine einzige Bedingung, woraus England bei der Diskuſſion der Vorrechte, die es gegenwärtig in Anſpruch nimmt, Vortheil ziehen kann; es iſt darin weder von der Konfiskation der feindlichen, am Bord der Neutralen gefundenen Waaren, noch von Viſitirungen, noch von der Matroſenpreſſe, noch von dem Blokadeweſen die Rede; man ſieht nichts darin als die Ausübung des Rechtes, das jede Nation hat, innere Verordnungen in ſeinem Handelsverhältniß mit dem Auslande zu machen. Die Faktoren der Welt konnten ſich wohl über dieſe Einſchränkungen beleidigt fühlen; allein es war vielleicht ein Beiſpiel für jede Nation, die an Erzeugniſſen ihres Bodens und ihrer Induſtrie einen gewiſſen Reichthum beſaß.

Man hatte alſo, obgleich dieſe Akte auf das Wachsthum der Seemacht Englands Einfluß gehabt hat, das Recht nicht, ſich darüber zu beklagen; allein, neben ihr und mit ihr wirkte noch eine beſtändige Sucht, die nebenbuhleriſchen Mächte zu ſchwächen, eine Menge Anſprüche, die man nach und nach auf die Bahne brachte, und eine Reihe von ungerechten Verfahrungsweiſen, die man in Gewohnheiten und bald in Gerechtſame übergehen ließ.

Von dieſen Thatſachen geht der Verfaſſer zu einer Betrachtung über den allgemeinen Geiſt der brittiſchen Nation über.

Dieſer Geiſt, ſagt er, war ſo beſchaffen; die Hartnäkigkeit, mit der er zum Seedespotism ſtrebte, war ſo groß, daß ſelbſt blutige Revolutionen ſeinen Gang nicht aufgehalten haben. Die Dynaſtien haben gewechſelt; allein das Syſtem blieb unverändert. So verkündete Karl II. die Seeinſtitutionen von Cromwell. »Es verdient bemerkt zu werden, ſagt Hume, daß, obgleich ein ſergloſer Karakter »Karl II. wenig geeignet machte, ſo ein weitſchichtiges »Projekt zu bilden, wie das, ſich der See- und Handelsherrſchaft von Europa zu bemächtigen, er gleichwohl bei »einer ſo verführeriſchen Ausſicht nicht ganz gleichgültig »bleiben konnte.» So groß war die Macht des Nationalkarakters.

Daher kamen jene ungerechten Kriege, welche ſeine Regierung ausgezeichnet haben. Der, den er im Jahr 1664 gegen Holland führte, hatte nur zum Zwek, »ihm mit Gewalt zu entreißen, was England, wenigſtens nur ſehr langſam, von dem Uibergewichte ſeines Genius oder ſeiner Induſtrie erhalten konnte;» — Gründe, die weniger gerecht als politiſch waren. Daher entſtanden jene Denkmünzen, worauf die Abſicht, die Nationen zu unterjochen, ſo deutlich ausgedrükt wurde; ſo wurde Karl II. ſelbſt auf einer, in einem Triumphwagen vorgeſtellt, den vier Seepferde zogen, und welche die Aufſchrift führte: et pontus serviet (und das Meer wird ihm gehorchen).

Dieſer Krieg, wo, der Siege des Herzogs von York ungeachtet, Ruyter die Engländer für ihre Hauptſtadt zittern ließ, wurde durch den Frieden von Breda geendigt. Holland trat wichtige Beſizungen in Nordamerika und die Ehre der Flagge ab; eine dem Anſchein nach ſchimäriſche

Ehre, die aber eifrig von den Engländern geſucht und bald dem brittiſchen Stolze nüzlich würde.

So vieler Vortheile ungeachtet, war der Friede von Seiten Karls II. doch nicht aufrichtig; und fünf Jahre darauf, im Jahr 1672, ließ er die Feindſeligkeiten auf die abſcheulichſte Weiſe, und ohne Kriegserklärung, durch den Angriff der holländiſchen Flotte in Smyrna anfangen.

Einige Tage nach dieſer fruchtloſen Beleidigung machte Karl ſein Manifeſt bekannt, worin er es als eine unerhörte Frechheit anſah, daß man ihm die Herrſchaft des Meeres ſtreitig machen wollte, indem man ihm die Ehre der Flagge, »eines der erſten Vorrechte ſeiner königlichen Vorfahrer, und das lezte, das ſein Königreich aufgeben dürfte» . . . . verſagte.

Der Vergleich, den man zwiſchen dem Benehmen Frankreichs und Englands, in der damaligen Epoche, anſtellen kann, fällt ganz zum Vortheil des erſten aus. Ludwig XIV., auf der höchſten Stufe ſeines Glükes, nachdem er Europa den Frieden von Nimwegen vorgeſchrieben hatte, nach der Bildung einer Marine, die ſich mit den Admirälen, welche ſchon den engliſchen nicht mehr nachſtanden, furchtbar zeigte, nach mehreren Seeſiegen, welche ihm die Herrſchaft der Meere zugeſichert hätten; Ludwig XIV., ſo furchtbar ſelbſt nach ſeinen Unglüksfällen, hat nicht den Stolz der engliſchen Monarchen gezeigt. Der Hartnäkigkeit ungeachtet, mit der dieſe ihre Anſprüche behaupteten, hielt er doch während dem größten Theile ſeiner Regierung die Gewalt zur See im Gleichgewicht, und das handelnde Europa hat von dieſer glüklichen Eiferſucht Gewinn gezogen. Damals waren die Seeordonnanzen von 1681 und 1689 auf gewiſſe Art das gemeinſchaftliche Geſez aller Nationen, und allenthalben diente ihnen das Völkerrecht und die Achtung des Eigenthums zur Grundlage. Das Reſultat des Gleichgewichts der Seemächte

war, einige wenig bedeutende Ausnahmen abgerechnet, im 17ten Jahrhundert die förmliche Anerkennung jenes dem Handel ſo günſtigen Grundſazes, daß die freundſchaftliche Flagge die feindliche Waare dekt. Beinahe alle zwiſchen dieſen Mächten ſeit 1604 bis 1713 abgeſchloſſene Verträge haben denſelben insbeſondere bekräftigt.

Bemerken wir in dieſer Hinſicht, daß Frankreich ſich zu dieſer Grundmaxime gegen alle Nationen beſtändig bekannte; daß England derſelben in einigen Verträgen nur in der Zeit beitrat, wo das Gleichgewicht zur See noch beſtand; daß es ſeit 1713 bis auf den heutigen Tag, bei dem Wachsthum ſeiner Macht, vermieden hat, ſich ſowohl darüber, als über die genaue Beſtimmung der Blokade zu erklären; daß es allein ſich weigerte, an dem allgemeinen Gebrauche der handelnden Nationen Theil zu nehmen; und daß, wenn es in ſeinen Seegeſezen wichtige Lüken giebt, es aus keiner andern Urſache geſchah, als um den allmählich aufgeſtellten Anmaßungen, welche mit Erfolg gegen ſchwache oder blinde Mächte verſucht wurden, die ſie haben dulden wollen, Plaz und Vorwand zu laſſen.

Durch die verſchiedenen, unter dem allgemeinen Namen des Utrechter Friedensſchluſſes bekannten Verträge, im Jahr 1713, gewann England ein entſchiedenes Uibergewicht in den Angelegenheiten von Europa. Die unmerklichen Veränderungen in den Verhältniſſen der Mächte zu einander, die allgemeine Leitung der Gemüther zum Handel, und die Entwikelung der Induſtrie kündigten eine Revolution an, wovon England alle Früchte erndten ſollte. Es hatte Gibraltar und wichtige Vortheile in dem Handel von Weſtindien erhalten, wie z. B. den ausſchließenden Negerhandel während 30 Jahren; die ſeltſamſte Bedingniß, welche der Seedespotism je erfunden hat, und

wovon Spanien bald die großen Nachtheile erkannte. Endlich nahm es in der europäiſchen Politik den Plaz ein, den Oeſtreich ſo eben verließ: damals hätte man voraus-ſehen können, man würde ſich auf dem feſten Lande kaum mehr anders, als für das Intereſſe und nach dem Willen Englands ſchlagen; alles gebot Frankreich und Spanien, ihr Augenmerk auf die Marine zu richten. Allein das brittiſche Kabinet wußte ihre Familienſtreitigkeiten, die Verlegenheiten wegen der Nachfolge von Oeſtreich und vor allem die kleinmüthige Zurükhaltung des Kardinals Fleury zu benuzen, der ſich für unendlich glüklich hielt, daß er einen gefährlichen Frieden durch die Herabwürdigung der franzöſiſchen Marine erkaufen konnte. Alberoni war vor-ſichtiger; aber er war nicht glüklicher gegen die unerſättli-che Habſucht der brittiſchen Regierung, die ſo weit gieng, daß ſie in dem Vertrage von 1731 mit Oeſtreich, die Un-terdrükung der Kompagnie von Oſtende zu einem Haupt-punkte machte.

Die Zwiſchenzeit vom Utrechter bis zum Achner Frie-den bietet eine Menge Verlezungen des Völkerrechtes von Seiten Englands gegen die Spanier dar: der Angriff ihrer Flotte an den Küſten von Sizilien, im Jahr 1718; die unerhörten in den Meeren von Amerika verübten Gewalt-thätigkeiten; endlich die Wegnahme der Schiffe, die im Vertrauen auf den Vertrag von Pardo ausgelaufen waren, beweiſen, daß die Handelskriege die grauſamſten unter allen ſind.

Dieſe Frevel wurden gleichwohl noch von dem über-troffen, der den Krieg von 1756 anfieng. Mehrere ältere Verträge hatten ſogar die Repreſſalien verboten, den Fall ausgenommen, wo man die Gerechtigkeit verſagte; die Friedensſchlüſſe von Utrecht und Achen verordneten die Her-ausgabe der auf beiden Seiten vor der Kriegserklärung

gemachten Priſen, ſo daß es in dieſer Hinſicht für Europa ein konventionelles, allgemein bekräftigtes Recht gab.

Mit Hintanſezung dieſer Verträge, und der dem Herzen der Menſchen angebornen Gefühle der Gerechtigkeit, fieng die brittiſche Regierung, als wenn ſie ſich zur Menſchlichkeit zu ſchwach gefühlt hätte, den Krieg von 1756 mit einer Vereinigung von Treuloſigkeiten und Gewaltthätigkeiten an, wovon die Geſchichte noch kein Beiſpiel darbot. Durch geheime, mehrere Monate vor der Kriegserklärung in alle Theile der Welt ausgefertigte Befehle wurden über 300 franzöſiſche Fahrzeuge, die in der Sicherheit eines tiefen Friedens die See befuhren, weggenommen, 10,000 franzöſiſche Matroſen in die Gefängniſſe geworfen, und 30 Millionen im Triumphe nach London gebracht. . . . . . Da der Admiral Roscawen bei Newfundland auf zwei Linienſchiffe, die Lilie und den Achill, welche der Nebel von einer franzöſiſchen Flotte getrennt hatte, ſtieß, verſicherte er ſie, es ſey Friede; darauf griff er ſie an und nahm ſie. Dieſes Benehmen ſtimmte mit dem des brittiſchen Miniſteriums überein, welches unaufhörlich neue Rüſtungen machen ließ, und gleichwohl immer dem franzöſiſchen Geſandten, dem Herzoge von Mirepoix, betheuerte, »ſeine Abſicht wäre »nicht, den allgemeinen Frieden zu verlezen, und gewißlich »würden die Engländer nicht die Feindſeligkeiten anfangen.» Die Unverſchämtheit, mit welcher das engliſche Miniſterium ſein Benehmen eingeſtand, vermehrt noch den Unwillen, den dieſer ungerechte Anfall einflößt: der Rath Sr. brittiſchen Majeſtät beſtand wahrlich nicht aus Ariſtiden. Uibrigens entſprach die Leitung dieſes Krieges vollkommen der Art, mit der er angefangen wurde. Man verbarg ſich in London und im Parlamente die Abſicht nicht, die man hatte, durch einen Gewaltſtoß die franzöſiſche Marine zu vernichten. Lord Chatam ſagte öffentlich im Oberhauſe:

»Eher darf es keinen Frieden geben, als bis Frankreich die Vernichtung ſeiner Marine unterzeichnet hat; es iſt ſchon genug, daß man ihm die Küſtenfahrt erlaubt: England muß ſich die ausſchließliche Suveränität auf dem Ozeane vorbehalten.» Derſelbe Miniſter hatte auch geſagt, ohne die Erlaubniß von Großbritannien dürfte kein Kanonenſchuß auf dem Meere losgefeuert werden.

Dieſer übermüthigen Sprache ungeachtet, erhielt das ganz erſchöpfte und gedemüthigte Frankreich doch den Frieden, ohne die Vernichtung ſeiner Marine zu unterzeichnen.

Damals bemühte ſich Ludwig XV., die Herausgabe der vor dem Kriege gemachten Priſen zu fodern, und gab ſelbſt ein Beiſpiel ſeiner Achtung für die Verträge, indem er eine engliſche Fregatte wieder freigeben ließ, welcher ſich die franzöſiſche Eskader von Breſt durch Repreſſalien bemächtigt hatte; allein die brittiſche Regierung hielt die Theile für zu ungleich: die Rükfoderung und das Beiſpiel waren auf gleiche Weiſe unnüzlich.

Nachdem nun der Verfaſſer dargethan hatte, daß die Seemacht Englands, ſeit dem Utrechter bis zum Pariſer Friedensvertrage, durch die Vermehrung ſeiner Kräfte und die Schwächung ſeiner Nebenbuhler angewachſen war, ſo ſtellt er einen Vergleich zwiſchen den Grundſäzen der Seegeſezgebung Englands und denen von Frankreich, in der damaligen Epoche, an.

Man findet, ſagt er, in den Verträgen Frankreichs mit den Vereinigten Staaten (1739), mit Dänemark (1742), und Neapel (1748), eine neue Anerkennung des Grundſazes, daß die Flagge die Ladung dekt.

In den Verträgen, woran England Theil nahm, iſt keine Rede davon.

Das Blokadrecht iſt nicht genauer beſtimmt worden.

Die Bezeichnung der Gegenſtände des Schleichhandels hat Ausdehnungen erhalten, die nur dem Intereſſe Englands entſprachen.

Eine noch wichtigere Neuerung wurde während dem Kriege von 1756 gegen die Rechte der Neutralen gemacht.

Die brittiſche Regierung hat behauptet, ſie könnten in Kriegszeiten keinen Handel treiben, der ihnen in Friedenszeiten nicht erlaubt war; und, unter dieſem Vorwande, ließ ſie die neutralen Schiffe, die mit den franzöſiſchen Kolonien handelten, als gute Priſen wegnehmen und verſteigern; ſie hat dieſen Grundſaz beſtändig behauptet, während dem ſie ſelbſt den Neutralen die Häfen ihrer Kolonien öfnete, wie man noch in der Folge zu ſehen Gelegenheit finden wird.

Die Nichtigkeit dieſer Forderung war augenſcheinlich. Da jede Nation das Recht hat, für ihren innern Handel Verordnungen zu machen, die Einfuhr der fremden Erzeugniſſe und die Ausfuhr der ihrigen zuzulaſſen oder zu verſagen, zu erleichtern oder zu beſchränken, ſo iſt es gewiß, daß Frankreich den Neutralen den Handel mit ſeinen Kolonien verbieten oder erlauben konnte; es konnte ihre Häfen wie die ſeinigen öfnen; denn ſie machten ja Theile von ihm ſelbſt aus. Es war eine Masregel der inneren Polizei, die mit der Unabhängigkeit der Regierung innig zuſammenhieng. So wie es Frankreich übel angeſtanden hätte, die Suspenſion der Navigationsakte von Großbritannien zu verhindern, ſo hatte auch die brittiſche Regierung keinen Grund, den Neutralen den Handel mit den franzöſiſchen Kolonien zu verbieten. Dieſe Foderung war gleichwohl die Urſache oder der Vorwand der abſcheulichſten Unternehmungen. Sie brachte nothwendig das Recht der Viſite mit ſich, das immer ſtrenger ausgeübt wurde; ſie ſezte offenbar die beſtimmte Verneinung des Grundſazes voraus, daß die Flagge die Ladung deke.

Demnach erklärt die brittiſche Regierung in dieſem Kriege beſtimmter, als ſie es vorher gethan hatte, den Widerſpruch, in dem ihre See-Jurisprudenz mit der der andern Völker ſtand, und thut förmlich kund, daß das Intereſſe der übrigen Mächte inskünftige den Launen ihres Stolzes und ihrer Habſucht weichen müſſe.

Dieſe Behauptung wird durch die nachfolgenden Unterſuchungen noch mehr bekräftigt werden.

Zweite Periode.

Der Verfaſſer fängt mit einer Unterſuchung der beiderſeitigen Lage von England und Frankreich, nach dem Pariſer Frieden, an. Nichts ſchien ſich izt mehr dem Uibergewichte Englands zur See, entgegen zu ſezen. Einige aufgeklärte Miniſter hatten gelungene Anſtrengungen verſucht, um die franzöſiſche Marine wieder empor zu bringen; allein die ehrgeizige Unruhe des Kabinets von Saint-James bewachte ſie. So viel erhaltene Vortheile, ſo viele Gründe des Zutrauens und der Kühnheit hatten in ſeinem Geiſte das tiefe Gefühl ſeiner eignen Schwäche, wenn es ſie mit den ungeheuren Hilfsquellen eines ſelbſt nach ſeinen Unglüksfällen immer noch ſo furchtbaren Feindes verglich, nicht vernichten können. Die franzöſiſche Marine, nur ſo, wie es ſie im Anfang des Krieges geſehen hatte, ſchien ihm überflüſſig ſtark genug, um eine Landung zu unterſtüzen, deren gewiſſer Erfolg über das Schikſal des Krieges entſchieden hätte. Die Furcht machte es wachſam und eiferſüchtig; die geringſte Thätigkeit in den franzöſiſchen Werften und Häfen erwekte ſeine Beſorgniſſe; und ohne Zweifel würde es nicht lange die angefangene Verbeſſerung haben ertragen können, wäre es damals nicht durch noch nähere Intereſſen davon abgeleitet worden. Allein bald kam das Zeichen zur Befreiung der Seemächte aus dem Innern der brittiſchen Herrſchaft ſelbſt.

Dieſe Revolution der Kolonien, die natürliche Wirkung ihres Wachsthums, das mit der Schwäche des Mutterlandes in keinem Verhältniß ſtand, war die Urſache oder die Gelegenheit zu einer Verbindung von einer neuen Art. Zum erſtenmal hatten hier die Suveräne von Europa das Gefährliche der Unternehmungen Englands eingeſehen, und die Nothwendigkeit eines Seerechts gefühlt. — Der Verfaſſer läßt hierauf einige nähere Umſtände von dieſer Verbindung folgen.

Das Gerücht der Zwiſtigkeiten zwiſchen England und ſeinen Kolonien, ſagt er, erfüllte Europa ſeit mehreren Jahren, ohne daß Frankreich einen thätigen Antheil an dieſem Streite nahm. Es hatte verſprochen, zwiſchen den kriegführenden Mächten die genaueſte Neutralität zu beobachten; es hielt ſein Verſprechen bis zu dem Augenblike, wo heimliche Feindſeligkeiten von Seiten Englands es zwangen, ſich für die Amerikaner zu erklären. Es bot ſich ihm damals eine ſchöne Gelegenheit dar, für den abſcheulichen Anfall von 1755 ſchrekliche Repreſſalien zu brauchen. Indien war eben ſo geneigt, das brittiſche Joch abzuſchütteln, als Amerika. Allein Frankreich wartete noch, bis das engliſche Miniſterium Feindſeligkeiten anfieng, ohne den Krieg erklärt zu haben. Unſre Admiralitätsbureaux ſind mit Beſchwerden von Kapitänen der Kauffahrteiſchiffe angefüllt, die in den Jahren 1776 und 1777 von engliſchen Kapern angegriffen und beraubt wurden. So viele ungerechte Anfälle führten endlich einen offnen Krieg herbei. Allein die franzöſiſche Regierung gab bei ſeinem Anfange einen Beweis von ihrer Menſchlichkeit, indem ſie von England die Freiheit der Fiſcherei für ihre beiderſeitigen Unterthanen foderte: ſie verkündete, auf die unzweideutigſte Weiſe, die Achtung, die ſie immer für die Freiheit des Handels und das Recht der Neutralen hatte, durch ihre Verträge mit den Vereinigten

Staaten und ihre Verordnung vom 26. Juli in Betreff der neutralen Schiffe in Kriegszeiten. Dieſe Verträge und die Verordnung tragen das Gepräge der Freimüthigkeit und Gerechtigkeit: man ſieht keinen Rükhalt, keine beleidigende Einſchränkung darin, und die Grundſäze ſind klar beſtimmt. Die Kaiſerin Katharine hat ſie in ihrem Syſtem der bewaffneten Neutralität nur entwikelt; Frankreich hatte ſie lange vor dieſer Epoche angenommen und feierlich verkündigt.

Bei dem Frieden von 1763 glaubte England wegen dem Uibergewicht ſeiner Marine alle Kontinentalverbindungen entbehren zu können; allein die Revolution, die plözlich in den Kolonien von Amerika ausbrach, die Verbindung Frankreichs und Spaniens mit den Amerikanern, die Wiederauflebung der Marinen dieſer beiden Staaten und der ſchrekbare Anfang von dieſem Kriege, ließen damals das brittiſche Kabinet die Nothwendigkeit fühlen, Verbindungen auf dem Kontinente anzuknüpfen, die es vernachläſſigt hatte. Es warf ſeine Augen auf Oeſtreich und Rußland. Allein dazu mußte man Oeſtreich von Frankreich, und Rußland von Preuſſen, trennen; um dieſen Zwek zu erreichen, mußte man in Petersburg einen geſchikten, thätigen und verſchlagenen Agenten haben. Man ſchikte den Ritter Harris (gegenwärtig Lord Malmesbury), der alle dieſe Eigenſchaften vereinigte, dahin.

Graf Panin war damals erſter Miniſter; die Allianz zwiſchen Rußland und Preuſſen war ſein Werk geweſen; er ſah die Vortheile davon, und war in dieſen Ideen und in dieſer Vorliebe ergraut. Aufgeklärt über das Intereſſe ſeines Landes, blieb er demzufolge gegen jede Neuerung, die Rußland in einen läſtigen und zwekloſen Krieg verwikeln konnte, auf der Hut, und war zum voraus gegen eine Allianz mit England eingenommen. Auch wandte ſich der Ritter Harris nicht unmittelbar an den Grafen Panin; er

ſah in dem Karakter der Kaiſerin und des Grafen Potemkin eine günſtigere Stimmung. Er ſchmeichelte den Leidenſchaften des Günſtlings, und den ehrgeizigen Entwürfen Katharinens auf Konſtantinopel; er ließ ihr ſogar die Hofnung bliken, daß der Londoner Hof nicht abgeneigt ſeyn würde, in ihre Plane einzugehen. Endlich hätte ſich Katharina, bei dieſer verführeriſchen Ausſicht, zu einer Allianz und ſogar zu einer bewaffneten Vermittelung entſchieden, wenn Graf Panin, den man zulezt doch von dieſem Projekt unterrichten mußte, es nicht mit den Waffen der Vernunft, der Gerechtigkeit und geſunden Politik bekämpft hätte.

Der Ritter Harris ließ ſich nicht abſchreken. Man gab ihm zu verſtehen, bei den vielfältigen Ereigniſſen, die ein Krieg nothwendig herbeiführe, könnten ſich vielleicht Umſtände zeigen, die dem Erfolg ſeiner Unterhandlung günſtiger wären.

Ein ſolches Ereigniß erſchien in der That bald hernach, und wekte die Hofnungen des Ritters Harris aufs neue. Zwei ruſſiſche Schiffe wurden im Mittelmeer von den Spaniern angehalten, die ſie nach Cadix führten und ſich ihrer Ladung bemächtigten. Katharina war über dieſe Beſchimpfung der ruſſiſchen Flagge im höchſten Grade aufgebracht, und der Ritter Harris benuzte eine ſo ſchöne Gelegenheit, um die Kaiſerin gegen die Feinde Englands zu erbittern: es war der Augenblik, ſich an denjenigen zu rächen, die ſeinen Anſchlägen entgegen gewirkt hatten. Der Graf Panin wurde gezwungen, dem ſpaniſchen Geſchäftsträger, Herrn von Normandes, zwei Noten zu übergeben, welche zum Zwek hatten, von dem ſpaniſchen Hofe Genugthuung und Wiedererſtattung zu fodern. Die Noten konnten dem Miniſter nur misfallen, weil ſie dem Ritter Harris ſehr gefielen; übrigens ſah er ihre Schiklichkeit oder ſelbſt ihre Nothwendigkeit ein. Indeſſen wurden ſie in einem Tone

abgefaßt, der einen Rükhalt verbarg; und obſchon ſie damals gegen Spanien gerichtet waren, ſo können ſie doch als die Einleitung zu dem Neutralitätsſyſtem angeſehen werden, das nachher von Spanien mit ſo großer Bereitwilligkeit angenommen, und von England aus einem ſo übeln Geſichtspunkte betrachtet wurde.

Der Ritter Harris ſuchte noch entſcheidendere Schritte zu veranlaſſen. Durch den Fürſten Potemkin unterſtüzt, brachte er es bei der Kaiſerin dahin, daß ſie, ohne den Grafen Panin zu Rath zu ziehen, der Admiralität von Kronſtadt den Befehl zuſandte, mit der größten Schnelligkeit eine Flotte von 15 Linienſchiffen und 6 Fregatten auszurüſten, welche im Frühjahr in die See gehen konnte. Dieſe Flotte war beſtimmt, mit der Gewalt eine ausgezeichnete Genugthuung von Spanien zu erhalten, vorausgeſezt, daß es dieſelbe nicht auf dem Wege der Unterhandlungen geben würde.

Dieſe Masregel konnte dem Grafen Panin unmöglich lange unbekannt bleiben. Er war zu klug, um der Meinung der Kaiſerin geradezu entgegen zu handeln; er gab ſich daher das Anſehen, als theilte er ihren Unwillen gegen Spanien: allein, indem er ſie bewegte, ihn zum Ausbruch kommen zu laſſen, rieth er ihr zugleich, ihre Zweke weit über ein beſonderes und vorübergehendes Intereſſe auszudehnen, und gab ihr zu verſtehen, es käme einer ſo großen Monarchie zu, die Rechte aller Neutralen, welche von den kriegführenden Mächten nicht anerkannt würden, unter ihren Schuz zu nehmen. Er ſammelte darauf alles, was die beſtehenden Uibereinkünfte und die Schriften der Publiziſten für dieſe Rechte günſtiges enthielten, und bildete einen Plan der Neutralität daraus, den er Katharina als ein Syſtem vorlegte, wovon ſie ſich den Ruhm der erſten Gründung zueignen könnte, welches die Völker um ſie ſammeln, und ſie zur Geſezgeberin der Meere machen würde.

Uibrigens ſuchte er ihr die Meinung beizubringen, England ſelbſt würde an einem Projekt Vergnügen finden, das Spanien demüthigen ſollte; und legte einen großen Werth auf das Zutrauen, das die Kaiſerin ganz Europa durch eine ſo offenbare Unpartheilichkeit einflößen würde; ein Zutrauen, welches ihr den Weg bahnen müßte, den Seefrieden zu vermitteln, wie ſie zu Teſchen ſchon den Kontinentalfrieden vermittelt hatte.

Ein Projekt von dieſer Art mußte dem Stolze Katharinens gefallen: ſie gieng in die Ideen des Miniſters ein, ſie fand Wohlgefallen an ſeinem Plane und billigte die Deklaration, worin er die Grundſäze der Neutralität aufgeſtellt hatte, die geeignet waren, die Freiheit des Handels und die Schiffahrt der Neutralen während den Seekriegen zu ſichern.

Folgendes waren die Grundſäze derſelben:

»Daß die neutralen Schiffe frei von Hafen zu Hafen, und an den Küſten der im Krieg begriffenen Nationen fahren können;

»Daß die Effekten, die den Unterthanen von beſagten im Kriege begriffenen Mächten angehören, mit Ausnahme der Kontrebande = Waaren, auf den neutralen Schiffen frei ſeyen;

»Daß man, um zu beſtimmen, was einen blokirten Hafen bezeichnet, dieſe Benennung nur dem beilegen ſolle, bei dem durch die Veranſtaltung der angreifenden Macht mit Kriegsſchiffen, welche beſtändig davor und in einer hinreichenden Nähe bleiben, eine offenbare Gefahr entſteht, daſelbſt einzulaufen.»

Dieſe Erklärung (vom 10. März 1780) wurde unmittelbar an alle Seemächte geſchikt, ohne daß der Ritter Harris die entfernteſte Ahndung von einem Projekte erhielt, das den Zweken des brittiſchen Kabinets ſo ganz entgegen war. Der

Graf Panin hatte die Kaiſerin dazu beredet, es vor ihm geheim zu halten. Die Höfe von Stokholm und Kopenhagen wurden insbeſondere eingeladen, erſtens, eine ähnliche Erklärung an die kriegführenden Mächte zu erlaſſen; zweitens, ſich mit Rußland, durch förmliche Uibereinkünfte, zur Vertheidigung und Behauptung der in der Deklaration enthaltenen Grundſäze zu verbinden.

Der König von Dänemark ließ unverzüglich den bewaffneten Kriegsſchiffen der kriegführenden Mächte die Oſtſee verſchlieſen, und ſchloß mit Rußland eine das Seeweſen betreffende Uibereinkunft, die man als eine wahrhafte defenſive Verbindung für die ganze Kriegszeit anſehen konnte, und die den durch Rußland aufgeſtellten Grundſäzen noch folgendes hinzufügte:

»Daß die neutralen Schiffe nur auf gerechte Gründe und unleugbare Thatſachen angehalten werden können; daß ihr Urtheil ohne Verzug erfolgen ſolle; daß die Prozedur immer gleichförmig, ſchnell und geſezmäſig ſey, und jedesmal außer den Entſchädigungen, die man denen bewilligt, welche ohne ihre Schuld Verluſt erlitten haben, eine vollſtändige Genugthuung für den der Flagge Ihrer Majeſtäten angethanenen Schimpf ertheilt werde.«

Schweden, Holland, Rußland, Oeſtreich, Portugal und Neapel traten nach und nach dieſer Erklärung, durch Akte oder Verträge bei, in denen dieſelben Grundſäze wörtlich ausgedrükt ſind.

Von Seiten der kriegführenden Mächte empfiengen Frankreich und Spanien die Erklärung auf eine Art, die mit der beleidigenden Aufnahme, die ſie bei dem Hofe von Saint-James gefunden, in einem ſtarken Widerſpruche ſtand.

Man konnte wohl ſehen, welche von den beiden Mächten den Intereſſen und Rechten der Neutralen am meiſten entgegen war, wenn man ihre Antworten auf die Deklaration

von Rußland mit einander verglich. Der Ritter Harris vernahm den Inhalt der Deklaration erſt einige Tage nach dem Abgang der Kuriere, welche dieſelbe an die Höfe überbrachten.

Wir übergehen hier mehrere von dem Verfaſſer angeführte Zwiſchenvorfälle, um uns mehr über den Bruch Englands mit den Staaten von Holland zu verbreiten.

Sobald die Rede von einem Projekte der bewaffneten Neutralität im Norden war, hatte Holland, das die Vortheile deſſelben für ſeinen Handel erkannte, ſeine Abſicht offenbart, demſelben beizutreten, und der engliſche Geſandte bei Ihren Hochmögenden hatte nach und nach Verſprechungen und Drohungen angewandt, um ſie von dieſem Beitritte abzuhalten. Allein endlich ließ ihnen die engliſche Regierung, die ſie ſehr entſchloſſen ſah, eine drohende Erklärung übergeben. Sie berief ſich darin auf einen mehr als hundertjährigen Vertrag, den England in den vorhergehenden Kriegen, wie im jezigen, durch vielfältige Verlezungen der holländiſchen Flagge und des holländiſchen Gebietes nur zu oft gebrochen hatte. *) Auf Seiten der Generalſtaaten war die Uiberzeugung, daß ihnen der Beitritt zu der nordiſchen Neutralität mehr Vortheile verſchafte, als die Allianz mit Großbritannien. Allein hier iſt vorzüglich zu bemerken, daß man in England einen von dem übrigen Europa ganz

*) Zufolge des engliſchen Befehls vom 17. April 1780 wurden viele holländiſche Schiffe in den Häfen Englands aufgebracht und von der Admiralität nach dem ſeltſamen Grundſaze verurtheilt, »daß, da die franzöſiſchen Häfen, »ihrer Lage nach, durch die engliſchen natürlich blokirt »wären, es nicht erlaubt ſey, nach denſelben Schiffahrt zu »treiben.»

verſchiedenen Begriff von dem Recht der Neutralen hatte, oder vielmehr, daß man darauf keine Rükſicht nehmen wollte, wenn man ſich nicht beſonders und durch beſtimmte Verträge (die nur zu oft vereitelt oder gebrochen wurden) dazu verbindlich gemacht hatte; und dieſer Widerſpruch der Grundſäze wird noch augenſcheinlicher, wenn man den wörtlichen Inhalt des der vorhergehenden Deklaration beigefügten Reſkriptes erwägt, »welches die Kommandanten »der Kriegs- und anderer Schiffe bevollmächtigt, alle den »Unterthanen der Generalſtaaten angehörigen Schiffe und »Fahrzeuge wegzunehmen und in Verwahr zu halten, wenn »man fände, daß ſie einige den Feinden Sr. brittiſchen »Majeſtät zugehörige Effekten an Bord hätten.»

Dieſer Widerſpruch gegen die von Frankreich und den andern Nationen allgemein angenommene Maxime iſt hier förmlich und offiziell ausgedrükt.

Allein die brittiſche Regierung gieng noch weiter: ſie eilte, den Generalſtaaten den Krieg zu erklären, ehe ſie ſich durch die Unterzeichnung ihres Beitritts zu der bewaffneten Neutralität, in den Zuſtand von Bundesgenoſſen geſezt hätten.

Man kann nicht leugnen, fügt der Verfaſſer hinzu, wenn die nordiſchen Höfe nicht auf der Stelle Parthie für Holland nahmen, ſo konnte es nur wegen einer unbegreiflichen Zurükhaltung, oder aus der kleinmüthigen Furcht vor einem Kriege geſchehen, deſſen Erfolg nicht zweifelhaft war, und der ſich zuverläſſig damit geendigt hätte, in kurzer Zeit die engliſche Regierung zur Anerkennung der Grundſäze der Seegeſezgebung, welche ganz Europa anerkannte, zu vermögen. Das dem Stokholmer Hofe von dem holländiſchen Abgeſandten übergebene Memoire, um die Dazwiſchenkunſt der alliirten neutralen Mächte anzurufen, zeigte offenbar, daß die brittiſche Regierung Holland, aus Haß wegen ſeinem

(ſchon voraus angekündigten) Beitritt zur bewaffneten Neutralität, ſo ſchleunig den Krieg erklärt habe. Das Memoire des ſchwediſchen Hofs an den von Petersburg, welches denſelben Gegenſtand betraf, enthält dieſelben Anſichten, und den Vorſchlag, Holland die verlangte Hilfe zu verſchaffen, oder wenigſtens an den Londoner Hof eine Erklärung zu erlaſſen, welche mit dem zwiſchen den vereinigten Provinzen und den nordiſchen Höfen beſtehenden Vertrage übereinſtimmte, »und ſich zu bemühen, eine all»gemeine Friedensſtiftung zu Stand zu bringen, indem »man beim Frieden den allgemeinen Seecodex für die Neu»tralen feſtſezte, deſſen gemeinſchaftliche Gründung die »Wünſche der ganzen Welt erfüllen, und den Ruhm der »Kronen, die dazu beigetragen hätten, aufs Höchſte brin»gen würde.«

Dies war ohne Zweifel die Gelegenheit für die Kaiſerin Katharina, den Grundſäzen, welche ſie vor kurzem verkündigt hatte, eine feierliche Sanktion zu ertheilen. Es kam nicht darauf an, zu unterſuchen, ob die Kriegserklärung dem Beitrittsakte um vier Tage vorhergieng. Man ſah klar die Abſicht des Londoner Kabinets; und als wenn es dem Ruhm Katharinens genügt hätte, dieſen Seecodex verkündigt zu haben, ſo vereitelte ihr Miniſter jede Erklärung durch ein Reſkript, worin mehr ſcholaſtiſche Subtilität als Freimüthigkeit und Würde ſichtbar war; und von dieſem Augenblik an kann man von dieſem mit ſo viel Erhebung angekündigten Codex, wie von den Denkmälern Carthago's während dem Aufenthalte von Aeneas bei dem Hofe der Dido, ſagen:

. . . . Pendent opera interrupta, minaeque
Murorum ingentes aequataque machina coelo.

Der Verfaſſer erwähnt der von den Engländern auf der Inſel St. Euſtache gegen die Holländer begangenen

Greuelthaten, und bemerkt, die brittiſche Regierung habe ohne Zweifel Privatperſonen für das Rachgefühl, das ſie gegen die Republik empfand, wollen büßen laſſen. Ohne die Hilfe Frankreichs hätten die Holländer alle ihre Etabliſſemens verloren; ohne den Muth, mit dem es die Streitſache der Vereinigten Staaten behauptete, hätte England, troz der bewaffneten Neutralität, ohne Zweifel ſchon damals den Anſchlag, den es ſeitdem zur Wirklichkeit gebracht hat, ausgeführt. Aber dieſe Unabhängigkeit, die es anzuerkennen gezwungen wurde, ſchien ſeinen ehrgeizigen Abſichten ein neues Hinderniß entgegen zu ſezen, und den Nationen die Mittel zu laſſen, ſich noch über die Grundſäze der Seefreiheit zu verſtehen. Mehrere im Laufe des Krieges abgeſchloſſene Verträge hatten ſie von neuem anerkannt. Frankreich ſelbſt zwang England, ſie anzuerkennen, oder wenigſtens ihnen eine ſtillſchweigende und unfreiwillige Huldigung, in den Verträgen von 1783 und 1786, zu zollen. Aber, indem es Frankreich dieſe Genugthuung verſchaffte, gab es in der That wenig nach, weil es keinen Seekrieg giebt, worin Frankreich nicht bald gegen England eine feindliche Rolle übernehmen muß.

Uibrigens würde es ſehr ſchwer ſeyn, izt zu beſtimmen, welches die Seeanſprüche der engliſchen Regierung in den Unterhandlungen vor dem Verſailler Frieden waren. Es giebt keinen Akt von den damaligen Zeiten, woraus wir dies erſehen könnten. Man kann nur aus dem Widerſpruch, den die brittiſchen Miniſter den Abſichten und dem Syſteme Rußlands bei allen Höfen entgegenſezten, einen Schluß darauf machen.

Rußland, das in den Unterhandlungen, welche dem Verſailler Frieden vorhergiengen, vermittelnd auftrat, war

von Schweden und Dänemark lebhaft angegangen worden, allgemeine, den Grundſäzen, die es verkündigt hatte, angemeſſene Stipulationen darin einrüken zu laſſen. Fand man ein unüberwindliches Hinderniß in den Inſtruktionen des engliſchen Geſandten? Oder glaubte man, die von dem ganzen Kontinente anerkannten Grundſäze wären hinlänglich ſichergeſtellt, um die brittiſche Sanktion entbehren zu können? Dieſe Frage läßt ſich ſchwer entſcheiden. Allein gewiß iſt's, daß kein einziger von dieſen Grundſäzen England anſtändig war. Es hat ſich geweigert, ſie in den Ausdrüken, die vor und ſeit dem amerikaniſchen Kriege, in den Verträgen zwiſchen den andern Mächten enthalten waren, anzuerkennen. Beſonders hat es ſich geweigert, über das Recht, auf das es Anſprüche macht, die Häfen ſeiner Feinde durch eine einfache Blokade-Erklärung zu ſchlieſen, und über das, die ohne Eskorte fahrenden Kauffahrteiſchiffe zu viſitiren, eine deutliche Erklärung zu geben.

Aus dieſen verſchiedenen Thatſachen glaubt der Verfaſſer ſchlieſen zu dürfen, daß gleichwohl, aus der Uibereinſtimmung der Kontinentalmächte, in den zwiſchen ihnen ſeit der Verkündigung der bewaffneten Neutralität abgeſchloſſenen Verträgen, eine Art von Seegeſezgebung entſtanden iſt; und daß alle ihre Verträge, ſeit dem Verſailler Frieden vom Jahr 1783 bis 1789, die Grundſäze derſelben wörtlich wieder aufgenommen haben. Auch konnten dieſe Grundſäze, ſagt er, die von allen Kontinentalmächten vollſtändig, und von England ſelbſt zum Theil anerkannt wurden, als das G e ſ e z d e r N a t i o n e n angeſehen werden; und es gab keinen Gegenſtand im Völkerrechte, der eine allgemeinere und förmlichere Beiſtimmung erhalten hatte, als auf einmal England anfieng, aus einigen Ereigniſſen der Revolution Mittel zu ziehen, um die Seemächte dahin

zu bringen, den Grundſäzen, die ſie verkündigt hatten, zu entſagen, und ſeine Intereſſen über alle Rechte, und ſeinen Willen über alle Geſeze zu erheben.

Dieſes kühne Unternehmen wird in der folgenden Periode dargeſtellt werden.

(Der Beſchluß folgt.)

IV.

Uiber eine Note im Moniteur: Voilà un bel éloge en peu de mots.

In dem vorigen Hefte haben wir eine Abhandlung über die Masregeln Napoleons gegen den engliſchen Handel eingerükt, worin wir behaupteten, daß darunter die Beförderung der Induſtrie und der Anbau der Kolonialwaaren auf dem Kontinente wohl die wirkſamſten ſeyn würden. Dieſes wird nun durch neuere Thatſachen beſtätigt. In dem Moniteur finden wir eine Menge von Dankadreſſen der Induſtrie-Kommiſſionen aus den verſchiedenen Departementen, welche das Aufkommen der Fabriken und Manufakturen in Frankreich nicht genug rühmen können. Ein ähnlicher Fortgang des Fabrikweſens und des Anbaues der Baumwolle wird in den öffentlichen Blättern auch in den öſtreichiſchen, ſächſiſchen und weſtphäliſchen Staaten angegeben. Dazu kömmt noch das merkwürdige Dekret des Kaiſers

Napoleon vom 10. Dezember 1810, wodurch Holland nebſt der ganzen Nordküſte von Deutſchland mit Frankreich einverleibt wird.

Die Bevölkerung dieſer Länder Deutſchlands wird folgendermaßen angegeben.

	□ Meil.	Menſch.
Von Cleve der Emmericher und Nordweſeler Kreis	15	40,000
Vom Münſteriſchen	30	80,000
Vom Salmiſchen und von den Aemtern Bocholt und Ahaus = Salm = Salm	18	35,400
Von eben dieſen Aemtern ⅓ von Salm = Kyrburg	9½	16,000
Das Amt Meppen und Reklinghauſen ꝛc.	33	31,900
Von Aremberg	12	18,000
Die Grafſchaft Lingen	8	25,210
Teklenburg	5	20,000
Osnabrük	60	136,000
Die Hälfte von Minden	15	30,000
Oldenburg und Delmenhorſt	98	126,000
Die Grafſchaft Hoya	49	70,000
Die Grafſchaft Diepholz	12	15,000
Das Herzogthum Bremen	96	180,000
Das Fürſtenthum Verden	24	20,000
Ein Drittel von Lüneburg	70	73,000
Das Herzogthum Lauenburg	20	35,000
Die Stadt Hamburg und Gebiet	6	119,000
Bremen und Gebiet	9	53,000
Lübek und Gebiet	9	47,000
Von Schauenburg, Calenberg ꝛc.	10	15,000
Summa	608½	1,185,510

So wichtig iſt dieſes Dekret in politiſch-ſtatiſtiſcher Hinſicht, weit wichtiger aber in ſeinen kommerziellen Folgen. Nach dem Moniteur äußern ſich die engliſchen Blätter folgendermaßen darüber:

»Man hat die Sendung des Kaiſers an den Senat über »die Vereinigung der Hanſeſtädte erhalten. Man hält »dieſe Vereinigung für eine ſo ungeheure Anmaßung und »eine ſo gewaltthätige Tyrannei, dergleichen man ſeit den »Tagen Karls des Großen keine geſehen hat.« Siehe hier das ſchönſte Lob in wenig Worten, ſagt der Moniteur in einer Note hierzu. Nach dieſer Note ſcheint es, daß Napoleon ſich das Reich Karls des Großen vorzüglich zum Muſter ſeiner Geſezgebung gewählt habe.

Gleich bei dem Antritte ſeiner Kaiſerregierung habe ich in den Staatsrelationen zwei Abhandlungen unter dem Titel: das Reich Karls des Großen und das alt- und neufränkiſche Kaiſerthum *) einrüken laſſen, weil ich mir aus den ſchon einmal gegebenen Prämiſſen nichts anders denken konnte, als daß das neufränkiſche Reich die nämliche Wendung, wie das altfränkiſche, nehmen müſſe. Karl der Große wollte nämlich aus den damaligen Staaten der Chriſtenheit ein großes Föderativreich bilden, worin zwar eine jede Nation ihre eigne Regierung erhielte, aber das Ganze doch durch ein gemeinſchaftliches Kaiſerthum zuſammengehalten würde. Er theilte daher ſein Reich in Gauen oder Grafſchaften, in Herzogthümer, in Königreiche und Völker ab; aber alle ſtunden unter dem Kaiſer des Occidents. Auch noch in ſeinem Teſtamente iſt dieſer Plan nicht zu verkennen. Ein jeder ſeiner

*) Siehe Staatsrelationen 2ter Band 1ſtes und 2tes Heft.

Söhne ſollte ein eignes Reich zum Erbe erhalten, aber nur einer davon, und zwar der älteſte, Kaiſer ſeyn. Was dem großen Karl in einem noch rohen Zeitalter nicht ganz gelingen wollte, ſcheint Napoleon in einem gebildetern hinausführen zu wollen. Spanien, Portugal, Italien, Frankreich, Deutſchland, Pohlen, Dänemark und Schweden ſind nun ſchon in ſeinem großen Föderativreiche, und erkennen ihn als ihren gemeinſchaftlichen Kaiſer und Protektor, obwohl ein jedes dieſer Länder ſeine beſondere Regierung hat. Sie ſind in Departemente, Prefekturen, Herzogthümer und Königreiche eingetheilt; aber alle unter ſeinem Schuze und ſeiner Leitung. Sein Codex gilt als Geſezbuch für die meiſten derſelben, und ihre Verfaſſung gleicht mehr oder weniger der franzöſiſchen. Gegen England und andere auswärtigen Feinde ſtreiten ſie in gemeſſenen Kontingenten gemeinſchaftlich, und ihre Häfen werden jedem Volke verſchloſſen, das mit dem großen Kaiſerreiche in Krieg verwikelt iſt. Dagegen hat auch ein jedes den mächtigen Schuz des Kaiſers zu erwarten, wenn es von einem auswärtigen Feinde angefallen werden ſollte.

Dieſes iſt der Geiſt, dieſes die Tendenz des großen Föderativreiches des Kaiſers Napoleon. Ich will nun nicht gerade behaupten, daß es ſchon ſeine vollſtändige Organiſation erhalten habe. Es wurde mitten in den Stürmen einer Revolution und im Kampfe mit mächtigen Gegnern gebildet; es konnte daher auch nicht gleich in ſeiner gänzlichen Vollendung daſtehen. Viele Masregeln haben auch der Krieg und die Umſtände nothwendig gemacht. Allein wenn es im Geiſte Karls des Großen vollendet werden ſoll, ſo muß auch darin der Stufengang der Verwaltung und Unterordnung nach und nach eingeführt werden, welcher dieſes Reich auszeichnete.

Wir haben in der Weltgeſchichte zwei Muſter von großen Reichsorganiſationen, nämlich die altrömiſche unter dem Auguſtus bis Conſtantinus, und die ältfränkiſche unter Karl dem Großen bis auf Conrad II. oder Heinrich III. In jener war die ganze Römerwelt in Munizipalitäten, Provinzen, Diözeſen und Prefekturen abgetheilt, deren Geſchäfte in der ſtrengſten Subordination zu einem einzigen Senate und einem einzigen Kaiſer oder oberſten Regenten liefen. Eine ſo ſtreng zuſammengefügte Maſſe konnte nicht anders als durch einen ſtrengen Deſpotismus regiert werden; daher war auch die Militärgewalt meiſtens mit der bürgerlichen vereinigt. Die Prefekten, die Präſides und die Prokonſuln in den Provinzen waren zu gleicher Zeit Generäle und Staatsverwalter. Das Reich Karls des Großen wurde nach einem andern Geiſte verwaltet. Es war in Grafſchaften, Herzogthümer, Königreiche und Nationen abgetheilt. Die Grafen und Herzoge hatten zwar auch zu gleicher Zeit die Civil- und Militärgewalt; allein ſie waren durch die Schöffen- und geſchwornen Gerichte, durch die Gau- und Nationalverſammlungen, durch die Biſchöffe und die Sendgrafen ſehr gemäſigt, und jedes Volk, ja jeder Gau behauptete eine Art von Selbſtſtändigkeit. Daher artete auch das römiſche Reich zulezt in einen unerträglichen Zank der Prokuratoren und Prokonſuln aus, da hingegen ſich im Reiche Karls des Großen viele Freiſtaaten bildeten, worin ein jeder Bürger bei dem Seinigen geſchüzt war.

(Die Fortſezung folgt.)

V.

Bruchſtüke einer Rheinreiſe.

V.

Mainz, den 5. Oktober.

Ich habe den ganzen Nachmittag damit zugebracht, die verſchiedenen Gefängniſſe dieſer Stadt, den Aufenthalt der Verworfenheit, des Verbrechens, und ach! nicht ſelten des Unglüks, zu beſuchen. Uiber hundert und fünfzig Menſchen habe ich geſehen, welche die Geſellſchaft ausſpie, und zur ſchreklichen Abgeſchiedenheit von der Natur und den Menſchen verdammte. Ich fand hier Greiſe, Kinder, Weiber, Mädchen und Männer, die dem Ausſpruche des Gerichtshofs, der über ihr künftiges Schikſal entſcheidet, entgegenſehen, oder begangene Vergehen büßen, und die ganze einförmige Leerheit ihres künftigen Daſeyns kennen, in welchem jeder Tag beginnt, wie er endete, und endet, wie er begon-

nen. Ein ſchrekliches Leben ohne Hofnung und ohne Furcht, das nichts zu gewinnen noch zu verlieren hat! Schweigend und langſam, wie im ſchleppenden Leichenzuge, geht die Zeit vorüber, und nur das einförmige Wiederkehren eines leeren Tags und einer leeren Nacht ſagen dem Elenden, daß er gelebt.

Mit zitternder Hand ſollte der beſchränkte Menſch die Feder nehmen, um das eiſerne Geſez zu ſchreiben, das entſcheidet über das Schikſal des beſchränkten Menſchen, ſeines Bruders. Mit welchem Gefühle muß der Richter die Worte des einſeitigen Geſezes fragen, um, mehr nach dem Geiſte als dem Buchſtaben deſſelben, das Urtheil zu ſprechen über den vielſeitigen Menſchen? Geht an die Wiege das Kindes zurük, des künftigen Gliedes der bürgerlichen Geſellſchaft! Das ewige Schikſal ſcheint das Loos beſtimmt zu haben, das ihm wird, in den Anlagen, mit denen die Natur es karg oder freigebig ausſtattete, und in dem Stande ſeiner Eltern. Hier erwacht der Säugling auf einem weichen Bette, und Uiberfluß umgiebt ſein Daſeyn. Dort wekt ihn der Hunger unter den Thränen einer hilfloſen Mutter. Die Natur ſchafft nur Menſchen; die bürgerlichen Verhältniſſe aber Magnaten und Bettler, Sklaven und Herren. Verwechſelt das willenloſe Weſen, das erſt zum Gefühle ſeines Daſeyns reift; legt das Kind des Bettlers der Fürſtin in die Arme, und den Fürſtenſohn der Bettlerin, und ihr habt, in einem Augenblike, das ganze künftige Leben von zwei Menſchen umgetauſcht. Was der Knabe ſeyn wird, liegt in der Anlage des Kindes und in ſeiner Bildung. Der Jüngling iſt nur der entwikelte Knabe, und der Mann der reife Jüngling. Was er einſt denken, fühlen und wirken wird, iſt weniger das Werk ſeines Willens als das Reſultat ſeiner Verhältniſſe.

Wer je einen prüfenden Blik auf das ſchwer zu löſende Räthſel ſeines Lebens geworfen hat, mußte auch erkennen, wie das Schikſal ihn mit verhüllten Augen durch das Daſeyn führte; daß ein flüchtiger Moment oft, wie ein Bliz in die Nacht, erhellend oder blendend in ſein Leben fiel, und eine verhängnißvolle Sekunde einer langen Zukunft oft ihre Richtung gab. Denken muß der Menſch über ſich, wenn er gerecht gegen andre werden ſoll. Der ſpricht oft ein ſtrenges Geſez über den Schuldigen aus, über den es der Schuldige mit größerm Recht ſpräche, hätte er in deſſen Verhältniſſen gelebt.

Der böſe Wille mag oft ſündigen; aber öfter ſündigen gewiß Mangel an Einſicht und Noth. Wer den Grad der Strafbarkeit eines Schuldigen meſſen wollte, müßte in die bodenloſe Tiefe ſeines Gemüthes hinabzuſteigen vermögen, um alle Fäden aufzufinden, die ſich in der Zeit zu einem Neze verſchlungen haben, das ſeinen Willen verſtrikte. Nicht was der Menſch thut oder unterläßt, entſcheidet nothwendig über ſeinen Werth. Mancher iſt unter der Laſt ſeines Schikſals größer und unſchuldiger gefallen, als tauſende verdienſtlos aufrecht blieben. Der prahlt mit einer unverſuchten Tugend und ſieht voll Stolz auf den beſſern Schuldigen herab, den ein Augenblik der Leidenſchaft überraſchte. Wer mag ſagen, wo die zarten Grenzlinien des Verbrechens und der Tugend, der Größe und der Verworfenheit ſich berühren und ſcheiden! Welcher Vater iſt der beßre, der, um die Tugend ſeiner Tochter zu retten, ihr Leben opfert, oder der ſie der Schande verkauft, um ſein und ihr Daſeyn zu friſten? Wen nennt ihr den größten Verbrecher, den Unglüklichen, deſſen hungernde Familie Brod verlangt, das er nicht geben kann, und der in der Verzweiflung nach der nächſten Landſtraße eilt, wo er einen Wagen plündert, in dem ein Wucherer die Nachbarſchaft beſucht, um die vierzig

Prozent zu erheben, gegen die er wohlthätig ſeine Kapitalien leiht? Iſt es der Räuber, der auf dem Blutgerüſte ſtirbt, oder der reiche Angeſehene, der die Noth dürftiger Familien belauſcht, um ihnen unter dem Schein einer gefälligen Menſchenliebe ſeine Hilfe anzubieten, und ſie dann, bei dem Verfalle der Wechſel, geſezmäſig zu plündern? Vor dieſem biegen ſich, in glänzenden Zirkeln, geſchmeidig alle Rüken; alle Geſichter lächeln ihm entgegen, und jeder nikt ihm, ehe er noch geſprochen, zuvorkommend Beifall zu, weil der reiche Mann doch einſt zu brauchen ſeyn könnte. Wen fühlt ihr euch in eurer Uiberzeugung gezwungen, mit gröſſrer Strenge zu verdammen, den Gerichteten oder wegen dem er gerichtet ward; die verführte Kindermörderin, die ihre Schande zu verbergen, und ſich und ihr Kind von einer fürchterlichen Zukunft zu befreien ſucht, oder ihren vermögenden Verführer, der ihrer Schande und ihres Elendes ſpottet, und der Getäuſchten, wenn ſie eine Foderung an ihn wagen ſollte, mit Schandpfal und Zuchthaus droht? Iſt es der Dieb am Pranger, der in der Noth ſich für eine Mahlzeit ſtahl, oder der Mächtige, der von dem Ertrage des Schweiſes der Gedrükten, von dem Erlöſe verkaufter Geſeze ſich Palläſte und Landhäuſer bauet, und in öffentlichen Reden und Schriften die Stüze der Nothleidenden, der Beſchüzer der Gerechtigkeit heiſet? Warum giebt es denn unter den höheren Ständen keine Straſſenräuber, keine Diebe, die verſchmizt auf Märkten, oder Nachts mit gewaltſamen Einbrüchen ſtehlen? Der Grund iſt ſo einfach; und doch hat ihn vielleicht noch kein Geſezgeber, kein Richter beherzigt. Ein behaglicher Lord würde ſich ſchon wegen der Gefahr eines Schnupfens zu keinem nächtlichen Wageſtük verſtehen.

Man ſage nicht, dieſe Bemerkungen vernichteten allen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter! Ihre Reiche ſind

ſtreng geſchieden; aber Handlungen allein bezeichnen ihre Grenzen nicht. Im Inneren des Gemüthes, in dem Willen, in den Verhältniſſen, die den Menſchen beſtimmen, liegt ſeine Verdammung oder ſeine Rechtfertigung; und ein peinlicher Richter muß, wenn er Recht ſprechen will, nach meiner Uiberzeugung eine tiefe Menſchenkenntniß mit einer großen Menſchenliebe verbinden; er ſollte ein höherer Menſch ſeyn, mit allen menſchlichen Schwächen bekannt, und doch über ſie erhaben. Unter tauſend gleichen verbrecheriſchen Handlungen giebt es keine zwei gleiche Verbrechen. Wenn demnach die Strafgeſeze eine moraliſche Tendenz haben; wenn ſie etwas mehr ſind als ein organiſirter Krieg gegen geſezwidrige Handlungen; wenn ſie noch eine andre Beſtimmung kennen, als die bürgerliche Geſellſchaft gegen Verbrechen zu verwahren und von Verbrechern zu befreien, dann muß, ſo viel es möglich iſt, die Schuld des Menſchen, und nicht die Handlung beſtraft werden. Iſt die Kriminaljuſtiz aber eine bloße Wehranſtalt, um den Staat im Innern gegen Exzeſſe zu ſichern, wie der Krieg ihn gegen äußere ſichern ſoll, dann braucht man nichts als Verbote, die unterſagen, Richter, welche die Vergehen gegen dieſelbe konſtatiren, und Zuchthäuſer und Scharfrichter, um ſie zu beſtrafen.

Sehr oft treffen die Streiche des Richters ſo blind, wie die des Schikſals; und das iſt in vielen Fällen unvermeidlich. Ein Menſch könnte ſelten richten, wenn er ſein Urtheil ſtets nach der Strafbarkeit des Beklagten beſtimmen müßte. In ſein Inneres ſieht der Menſch nur ſelbſt, und Gott. Aber leiten muß dieſer Grundſaz doch den Richter, ſo oft er nur immer in das Gemüth des Schuldigen und in die Verkettung der Umſtände, unter denen derſelbe lebte, eindringen kann. Ein Richter, der dies vermag und thut, iſt allein der erhabenen Stelle würdig, die er beklei-

det. Die allgemeinen Bemerkungen, die ich Manchem vielleicht zur Unzeit gemacht zu haben ſcheine, haben den Zwek zu beweiſen, daß dies ſogar die Pflicht des Richters ſey, und daß eine gute Geſezgebung weniger darin beſtehe, begangene Verbrechen zu beſtrafen, als dem Begehen derſelben vorzubeugen. Wenige Menſchen werden das Böſe wollen und thuen, ohne durch die Noth dazu gedrängt zu ſeyn. Sorgt der Staat durch Erziehung und Unterricht dafür, daß der Menſch das Böſe als ſolches erkennt, und endlich dafür, daß er nie in die Lage kömmt, es zu ſeiner Erhaltung nöthig zu finden, dann hat er gewiß von hundert Vergehen neun und neunzig vorgebeugt.

Die Geſeze, ſagt Pope, gleichen Spinnengeweben; Fliegen fangen ſich in ihnen, Wespen zerreißen ſie. Wenn die Geſeze die meiſten Verbrechen in den unterſten Klaſſen des Volkes finden, dann iſt es nicht allein darum, weil Unwiſſenheit und Noth dieſelbe am häufigſten erzeugen, ſondern auch weil der Mann von Anſehen, Macht und Reichthum jeder geſezlichen Ahndung oft entgeht. Der berühmte Marſchall Vauban, erzählt er ſelbſt, drohte einem Lieferanten der Armee mit dem Strike, wenn er fortfahre, ſich durch das allgemeine Elend zu bereichern. Das wäre das erſtemal, erwiederte dieſer unverſchämt, daß es für einen Millionär einen Galgen gäbe. — Der Menſch, fügt Vauban hinzu, trieb ſein Gewerbe fort, und ward wirklich nie gehängt.

Auch die Weltgeſchichte, an welche ſo oft von der Gegenwart appellirt wird, richtet nach dem Erfolge. Eine Handlung, die das Glük gekrönt, bedarf keiner Rechtfertigung. Hätte Catilina geſiegt, dann würde Rom, mit dem Vater des Vaterlandes, zu ſeinen Füßen das Unrecht eines fruchtloſen Widerſtandes gebüßet haben, und der Verbrecher Catilina hieſe ein Held. Cäſar und Cromwell

wurden durch glüklich vollbrachte Thaten groß, deren Mislingen ſie Leben und Ehre gekoſtet hätte. Nicht leicht macht man dem Starken ein Recht ſtreitig, wenn er nicht einen Stärkeren findet, der es thut.

Das Urtheil der Welt über den Werth oder Unwerth eines Menſchen iſt ſo unzuverläſſig, als das der Gerichte über ſeine Strafbarkeit. Indeſſen berechtigt dies nicht zu dem Glauben, es gebe keinen Unterſchied zwiſchen Tugend und Verbrechen, und der glükliche Böſewicht ſeye dem verkannten rechtlichen Manne gleich. Hätte die Großmuth, die entbehrt, um andre zu bereichern, die ſich verſagt, um Dürftigeren zu geben, die den geborgten Theaterſchmuk von Auszeichnung, welche die Laune des Menſchen oder des Glükes giebt, verſchmäht, wenn ihn auch nur eine zweideutige Handlung verdienen ſoll, nicht ihre Vorzüge und Genüſſe, wäre dann der Menſch nicht ein Thor, der irgend ein Gut der Erde von ſich ſtößt, wenn er es um ein verborgenes Verbrechen erkaufen kann? Warum ſollte er das Sträfliche nicht thun, wenn er es ſtraflos kann? Aber die Natur, Gott, die Vorſehung, nennt wie ihr wollt das Höchſte, an das ſich die unendliche Kette der Weſen und Welten anſchlieſen muß als an den lezten Ring, hat in die Bruſt des Menſchen das ewige Geſez gelegt, Recht und Wohl zu thun, wie er es als ſolches erkennet, und an das Gute das beruhigende, beglükende Selbſtgefühl geknüpft, das keine fremde Meinung aufwiegt, und in das Böſe den nie ruhenden Stachel gelegt, der den Uibelthäter peinigt: das Volk nennt es das Gewiſſen.

Es giebt eine Harmonie in der phyſiſchen Welt; noch kenntlicher iſt ſie in der moraliſchen. Und wenn ſich auch kein Himmel und keine Hölle zur Belohnung und Strafe erweiſen läßt, dann iſt es mir doch unmöglich zu glauben, das Inſtrument voll Kunſt ſey ein Werk des Ungefährs, weil

wir den Künſtler nicht ſehen, und jede freche Hand dörfe zerſtörend in ſeine Saiten greifen, weil ſie keine ſtärkere ſtrafend zurükhält. Wer möchte leben, hätte dies Daſeyn keine höhere Beſtimmung, als dieſe flüchtige Exiſtenz mit ihren ſeltnen Freuden, läge ſein ganzer Werth in dem, was wir Genüſſe nennen? Wer möchte die tauſend Ungemache ertragen, den anhaltenden Tod eines ſiechen Körpers, die Entbehrungen der Dürftigkeit, den Verluſt eines Freundes, eine untergegangene Liebe? Wer würde die Brutalität des Mächtigen erdulden, den Troz der Gewalt, den Uibermuth des Reichthums und die hungrige Kriecherei der Armuth, die giftige Verleumdung, den lächerlichen Stolz auf unverdientes Glük und die Anmaßung des eiteln Thoren? Wer den Triumph der rohen, geſezloſen Stärke und des kühnen Verbrechens, die Herabwürdigung der beſcheidenen Tugend, die Wuth des Fanatikers, die Heuchelei des Andächtlers, den Neid, der den Glüklichen verfolgt, den Sieg der Lüge über die Wahrheit, die Albernheiten der ſinnloſen Konvenienz des geſelligen Lebens, in welchem der Menſch mit Worten bezahlt ohne Gedanken, und ſich mit gleicher Münze bezahlen läßt, in welchem er einen fertigen Wunſch zu deinem Wohlbefinden auf der Zunge, und einen Fluch gegen dich im Herzen hat, und das ganze abgeſchmakte Zeremoniel, das die Langweile erfunden, um Langweile zu machen, und die dumme Demuth vor der vornehmen Nichtswürdigkeit, und den Affenglauben der Menge, der für eigne, geprüfte Uiberzeugung gelten ſoll? Wer mögte dies Leben, das ſich in der Erwerbung der Mittel ſeiner Erhaltung aufzehrt, hätte es keinen andern Zwek?

Das Daſeyn eines höchſten Weſens, das erhält, was es ſchuf, läßt ſich freilich nicht mit mathematiſcher Strenge beweiſen. Aber iſt darum der Glaube vernünftig, das Geſchöpf habe ſich ſelbſt geſchaffen, das Vergängliche und Zeit-

liche beſtehe von Ewigkeit, und die ſtete Ordnung in dem Univerſum ſey das Werk des ungewiſſen Zufalls? Niemand kann wiſſen, ob dies Leben mit einem künftigen zuſammenhängt. Aber ſelbſt wenn dies Daſeyn am Grabe endete, was doch auch Niemand verſichern kann, gäbe es vielleicht hier keine Pflichten zu erfüllen, keine Tugenden zu üben? Wenn das Laſter jenſeits keine Hölle findet, darf es darum dieſſeits wüthen; und wäre es einem böſen Buben erlaubt, frech in dieſer Welt zu hauſen, weil er nicht fürchten muß, in einer andern zur Rechenſchaft gezogen zu werden? Wer die ſchüzende Egyde des Geſezes für andre nicht anerkennt, thut auch für ſich Verzicht darauf; und wenn der Mächtige glaubt, er dörfe was er kann, dann macht er ſich ſelbſt zum Spielzeug der Gewalt, wird ein Sklave des Stärkeren, wo ihn dieſer findet, und muß ſich den ewigen Krieg gefallen laſſen, den jeder Schwächere gegen ihn führt, um ſein Herr zu werden.

Ein künftiges Daſeyn läßt ſich nicht beweiſen. Aber was hat man je bewieſen, das nicht bezweifelt worden wäre? Was hat man nicht bezweifelt, für das man nicht auch Beweiſe gefunden hätte? Aber in die Seele iſt mit unauslöſchlicher Schrift das Pflichtgeſez geſchrieben, das der Menſch heilig halten ſoll; und was ihn beſſer macht iſt wahr, und falſch, was ihn beſtimmt Verbotenes zu thun. Gewiß hat das Leben eine heiligere Beſtimmung, als die des ſinnlichen Daſeyns, und in ihm waltet ein höherer Geiſt. Epaminondas war von ihm beſeelt, da er, im Gefühle des nahen Todes, ſeine Waffenbrüder fragte, ob die Sache des Vaterlandes geſiegt, und ruhig den Pfeil aus der tödtlichen Wunde zog und ſtarb, da er ſeinen Sieg vernahm. Er führte Las Caſas über gefahrvolle Meere zu entlegenen Völkern, um ihnen den Troſt und die Hofnung eines göttlichen Glaubens zu bringen. Er lebte in Cato,

der ſeine Unterjochung und die ſeines Vaterlandes nicht überleben wollte. Er ſprach zu Cäſar an dem Rubikon, und da er bei dem Anblike des Hauptes von Pompejus Thränen weinte, die ihn mehr ehren als die gewonnene Schlacht, welche ihn zum Herrn des römiſchen Reichs machte. Auch Alexander kannte dieſen Geiſt, da er ſich den Anblik der ſchönen Gemahlin des Darius verſagte, und mehr noch Sokrates, der den Märtyrertodt für die Wahrheit ſtarb; und welcher beßre Menſch kennt ihn nicht wenigſtens von einem großen Augenblik, in welchem er über ſich ſelbſt einen Sieg gewann? Es gehören eben nicht welthiſtoriſche Staatsaktionen dazu, um groß zu ſeyn. Jeder, den eine böſe That verſucht, und ſeine beßre Uiberzeugung warnt, ſteht an ſeinem Rubikon; und wer ſeiner Pflicht opfert, was ihm theuer iſt, es ſey eine Krone, eine Feindſchaft oder Liebe, iſt ein Held.

Viele Menſchen, welche die Geſchichte groß nennt, verdienen dieſen Namen nicht. Nach meiner Einſicht giebt es eine zweifache Größe. Wer mit beharrlichem Muthe die Hinderniſſe bekämpft, die ſich der Erreichung ſeines Zwekes entgegenſezen, der alſo die Kraft und den Willen hat, dem zu gebieten, was ihm zur Erfüllung ſeiner Abſichten dienen kann, iſt groß. Ihn ſchrekt die Gefahr nicht, mit der die Natur und der Menſch ihm auf ſeiner Laufbahn drohen. Den Blik auf das Ziel gerichtet, nach dem er ſtrebt, nähert er ſich ihm mit feſtem Schritte, gegen jeden Widerſtand zum Kampfe gerüſtet. Groß iſt, was ſich über andre Weſen ſeiner Art erhebt. Groß iſt darum der Krieger, der in der Schlacht den Sieg erringt, groß der Staatsmann, der mit ſichrer Hand die Zügel der Regierung führt. So iſt auch der Künſtler groß und der Gelehrte, weil ſie alle den Widerſtand äußerer Hinderniſſe zu bekämpfen haben, die ihnen die Natur oder der Menſch entgegenſezt. In dieſem Sinne

waren Alexander und Marius, und — ſo unähnlich ſie auch dieſen in andern Beziehungen ſeyn mögen — Phidias und Archimedes groß.

Die Geſchichte ſpricht gewöhnlich nur von Helden, und mißt die Größe derſelben an der Menge geſchlagener Feinde und unterworfener Völker. Der Krieger darf ſich nur der Leidenſchaft ſeines Herzens, den Eingebungen ſeines Genies überlaſſen, um groß zu ſeyn. Zum Kampfe gegen den Feind treibt ihn ſein Gemüth, der Ehrgeiz, die Ruhmbegierde zum Sieg. Dieſe Kampfluſt, dieſen Muth, dieſe Verachtung des Todes, wo nur zwiſchen ſiegen und ſterben zu wählen iſt, theilt aber der Menſch oft mit dem Thiere. Der Herrſchſüchtige kämpft, wie das Raubthier, um ſeine Beute, der Muthige, wie der Löwe, im Gefühle ſeiner Kraft. Ich glaube in dieſer Zuſammenſtellung unſerm Geſchlechte nichts Beleidigendes zu ſagen; manche Helden waren ſtolz auf ſie, und mehr als ein Dichter dachte ihnen damit zu ſchmeicheln. Die Geſchichte nennt berühmte Krieger, die um den Namen des Löwen und des Bären buhlten. Der Gründer des mächtigſten Reichs, das je die Erde quälte, hatte mit der Milch einer Wölfin jene Leidenſchaft getrunken, die ſeinen Staat von Krieg zu Krieg, von Eroberung zu Eroberung trieb. Romulus, der Stifter der großen Roma, den ſein Volk unter die Götter zählte, ſchämte ſich ſeiner Pflegemutter nicht, und die welterobernde Legionen führte der Adler zum Sieg.

Dieſe Größe könnte man die phyſiſche nennen; um ſie zu erreichen, darf der Menſch nur ſeinen Trieben, ſeiner Leidenſchaft folgen. Aber es giebt eine edlere Größe, die moraliſche, die in der Herrſchaft über ſich ſelbſt beſteht. Nicht geſezlos, ſondern dem Geſeze gemäs, ſollen wir wirken, und allenthalben das Rechte thun. Wer ſeiner Leidenſchaft gebieten kann, die phyſiſche Größe der moraliſchen,

das heißt ſeiner Pflicht unterordnet, auf den unerlaubten Sieg verzichtet, nicht herrſchen will, wo er es nur gewaltthätig kann, der, und nur der iſt wahrhaft groß.

Hätte Alexander nicht einen alten Krieg zwiſchen den Perſern und Griechenland fortgeſezt; hätte er nur Völker angegriffen, um ſie zu unterjochen, dann wäre die bekannte Antwort jenes Seeräubers in dieſem Sinne ſehr paſſend und wahr. Mit welchem Rechte, fragte ihn der mazedoniſche Held, machſt du die Meere unſicher? Mit demſelben, erwiederte der Pirate, das du auf die Verwüſtung der Erde haſt. Da ich aber das Gewerbe mit einem Schiffe treibe, und du mit einer Flotte, ſo bin ich ein Korſar, und du ein Eroberer. — In der That verändert die Maſſe der Mittel an der Rechtlichkeit des Zwekes nichts.

Iſt ein wahrhaft großer Eroberer auch ein großer Geſezgeber — eine der ſeltenſten Erſcheinungen — dann wird der Donner der Schlacht für Völker, was die Gewitter für die Natur ſind: Befruchtung und Erfriſchung zum ſchöneren kräftigen Leben. Napoleon!

Ich ſehe auf das, was ich geſchrieben, zurük, und finde, daß ich, von meinem Gegenſtande hingeriſſen, den erſten Zwek dieſes Briefes aus den Augen verloren habe. Wer könnte aber auch dieſem Gegenſtande widerſtehen, der das Höchſte und Heiligſte umfaßt, das der Menſch in dieſem Leben kennt? Wem wären dieſe Betrachtungen fremd geblieben, der je über ſein Daſeyn und deſſen Beſtimmung dachte? Doch ich kehre in die Gefängniſſe zurük.

Meine Aufmerkſamkeit feſſelte beſonders die ſogenannte Bande von Heſſel. Unter den zahlreichen Juden, die von unſern Spizbuben die entſchiedene Majorität bilden, war auch nicht ein einziger, der, nach ſeinen heiligſten Verſicherungen, von Kindesbeinen an, nicht die reinſte Unſchuld geblieben wäre. Alle äußerten ihr Erſtaunen, ſich an einem

ſolchen Orte, in einer ſolchen Geſellſchaft zu ſehen. Es iſt ein eigner Schlag Menſchen, deſſen Karakter die tiefen Spuren einer langen Sklaverei an ſich trägt. So wird der Menſch unter dem Joche: lauernd, vorſichtig, und liſtig, übermüthig gegen Geringere, kriechend gegen Höhere, feig in der Gefahr, inſolent im ſicheren Hinterhalt, voll Tüke, Falſchheit und Lüge! Die Juden ſind nicht durch ihre Schuld, was ſie ſind; aber ſo ſind ſie in der Regel, von der ich ehrenvolle Ausnahmen zugebe; und es wird ſchwer halten, ſie für die bürgerliche Geſellſchaft zu gewinnen. An dieſem Kunſtwerke Moſis, deſſen ſchlimmen Reſte ſogar die Größe ſeines geſezgeberiſchen Genies beweiſen, werden noch manche Reformationspläne unſrer Staatsleute und Philoſophen ſcheitern. Wenn Napoleon das Werk nicht gelingt, dann dörfen wohl manche ſeiner Nachfolger es aufgeben.

Heſſels Bande iſt eben nicht hiſtoriſch= aber doch pſicholo=giſch=wichtig. Uiberhaupt kann man ſich, nach meiner Uiber=zeugung, in einem Gefängniſſe oft mehr in einem Tage unterrichten, als in Bibliotheken während ganzer Wochen. Das vielſeitigſte Intereſſe bietet Streitmatter, oder Weiſer dar, der Kühnſte, Kälteſte und Beſonnenſte von allen. Sein Leben iſt lehrreich durch das Schikſal, das in ihm herrſcht. Die Antworten, welche er auf die an ihn gerich=teten Fragen gab, waren einſilbig, aber beſtimmt und paſſend. Dieſer ſchweigende, kalte, verwegene Menſch hätte, unter andern Umſtänden, eine groſſe Rolle ſpielen können, weil ſein Karakter aus jenen Beſtandtheilen zuſammengeſezt iſt, die gewöhnlich den Erfolg gewagter Unternehmungen ſichern.

Von wohlhabenden Eltern in der Schweiz geboren, und frühe verheirathet, hätte Streitmatter verborgen, aber glüklich leben können. Der Zufall wollte, daß er ein Buch in ſeinem

Hauſe fand, das Geiſter zitiren, Gold machen und Schäze graben lehrte. Er vernachläſſigte ſeine gewöhnlichen Geſchäfte, opferte ſeine Wohlhabenheit geträumten Reichthümern, fiel einem Juden in die Hände, der ihn in der Noth unterſtüzte, um ihn zur gelegenen Zeit zu Grunde zu richten, und ward — zum Bettler. Das myſtiſche Buch, welches der Zufall ihm in die Hände gegeben hatte, iſt der erſte Ring, an den ſich die ganze Kette ſeines künftigen Lebens anſchloß. Die nächtlichen Geiſterbeſchwörungen, und die Schazgräberei führten die Unzufriedenheit und Dürftigkeit in ſeine zuvor ruhige und glükliche Wohnung. Der wuchernde Jude vollendete, was Weiler begonnen hatte, und brachte ihn um ſein ganzes Vermögen. Die kriegeriſchen Ereigniſſe, deren Schauplaz damals ſein Vaterland war, boten ihm ein Mittel dar, ſich auf eine gefahrvolle, aber doch nicht mühſelige Art zu nähren: er ward Spion; und, da dies Gewerbe endlich aufhören mußte, Dieb. Zweimal wollte er die Bahn des Verbrechens verlaſſen, und ein nüzliches Glied der bürgerlichen Geſellſchaft werden; zweimal ſtieß ihn ſein böſes Verhängniß in den Abgrund zurük, aus dem er ſich zu retten ſuchte. Einmal ſtahl ihm ein Zigeuner ſeine ganze Baarſchaft, beiläufig tauſend Gulden, mit welchen er ein Geſchäft anzulegen gedachte, das ihn in Zukunft ehrlich nähren ſollte. Das zweitemal reiſete er nach Frankreich, um daſelbſt in einer Fabrik zu arbeiten. Auf dem Wege nöthigte ihn die eingefallene ſchlechte Witterung, ſich länger in einem Wirthshauſe aufzuhalten, als es ſeine Abſicht war. Hier führte ihn ſein böſes Verhängniß in die Geſellſchaft des berüchtigten Diebes Müller und deſſen Beiſchläferin, die ihn zum Spielen lokten, ihm ſein Geld abnahmen und dann betrunken zu einem Diebſtahl verleiteten. Nun ſah er ſich abermal auf der Bahn des Verbrechens, die er auch nicht wieder verließ.

Wir ſehen in dem Leben dieſes Menſchen ein gewiſſes Verhängniß walten, an welches er auch feſt glaubte. Gewiß iſt nur der kleinſte Theil unſers Schikſals unſer eignes Werk; und der muß wenig über ſich und ſein Leben gedacht haben, der von dieſer Wahrheit nicht tief durchdrungen iſt. Weiler zeigte unter den entſcheidenſten Umſtänden einen feſten, unerſchütterlichen Karakter, die Grundlage einer folgereichen Thätigkeit unter wichtigen Verhältniſſen. Ich ſah ſchaudernd von dem Thurme, durch die enge mit eiſernen Stangen wohl verwahrte Oefnung in die Tiefe von beiläufig hundert Fuß, in die ſich Weiler an einem ſchwachen Seile herabgelaſſen hatte. Um dieſes Wageſtük auszuführen, ſchnitt er den Uiberzug ſeines Bettes in Stüke, und drehte Strike daraus, die er zu einem Seile zuſammenknüpfte. Schon da er ſich an dieſem unzuverläſſigen Werkzeuge herabließ, pfiffen Kugeln um ihn, und doch wäre ſein Anſchlag höchſt wahrſcheinlich gelungen, hätte ſich ein Jude, der ſich mit ihm retten wollte, nicht verwundet, und durch ſein klagendes Geſchrei den Verſuch vereitelt. Da ſich Weiler endlich umrungen ſah, ohne alle Hofnung zu entkommen, ſezte er ſich ruhig nieder, und ſagte mit ſeiner gewöhnlichen Kälte nur die Worte: c'est ajourné.

Als die Diebe von derſelben Bande in Mainz die Poſt beſtehlen wollten, fiel in dem Augenblike, wo ſie einzubrechen im Begriffe waren, ein Schuß, der den Juden Mayer Moſes am Kopfe gefährlich verwundete. Da man von dem Vorhaben ſchon früher einige Anzeigen gehabt hatte, ſo waren zum Empfange der Diebe die nöthigen Anſtalten getroffen, und der gefallene Schuß mußte auf der lebhafteſten Straße von Mainz, der Dunkelheit der Nacht ungeachtet, Lerm machen. Alle Diebe dachten, in dieſem gefährlichen Augenblike, an eine ſchnelle Flucht. Auch Weiler floh,

kehrte aber, ohne die Beſinnung zu verlieren, ſchnell zurük, nahm den verwundeten Juden auf den Rüken, und rettete ihn.

Aehnliche Züge finden ſich viele in ſeinem Leben *), die beweiſen, daß er unter günſtigeren Umſtänden ein vorzüglicher Mensch hätte werden können. Stellt den beſonnenen, entſchloſſenen Weiler an die Spize von Kriegern, wo er dieſelbe Kühnheit, dieſelbe Beſonnenheit im Dienſte fürs Vaterland, oder für ſeinen Fürſten zeigt, und ihr habt einen Helden. Weiler war es nicht, ſondern ein Verbrecher; aber in ihm lag die Kraft, es zu werden; und die Anlagen, die ſich zum Vortrefflichen hätten entwikeln können, erhielten eine Richtung zum Schlechten. Die Natur giebt nur Kräfte, die von den Verhältniſſen, über welche der Mensch ſelten Herr wird, ihre Entwikelung und Leitung erhalten.

Ich rede nicht von dem gewandten, aber geſchwäzigen Heſſel, deſſen Eitelkeit ſich ſchon geſchmeichelt fühlte, daß man ihn als Spizbuben auszeichnete. Alle ſeine Bewegungen und Reden verriethen die Abſicht, eine günſtige Meinung von ſeinen Talenten zu erweken, und eine gewiſſe Zelebrität — denn auch die Diebe haben ihren Ruhm — zu verdienen.

Ich ſehe, daß meine Bemerkungen zu einem Buche anwachſen würden, wollte ich ſie alle niederſchreiben. Ich füge nur noch eine hinzu: Allenthalben fand ich in den Gefängniſſen eine Reinlichkeit und ein menſchliches Benehmen, das auch in dem Verbrecher noch den Menſchen ſchont und ehrt, in wie weit es die Beſtimmung dieſer Anſtalten verträgt.

---

*) Damian Heſſel und ſeine Raubgenoſſen; 2te Auflage, Mainz bei Florian Kupferberg, 1811, enthält ſehr intereſſante Notizen über Weiler und Heſſel. Dieſe Schrift, die einen würdigen Beamten und beliebten Schriftſteller zum Verfaſſer hat, darf mit den gewöhnlichen Räubergeſchichten nicht verwechſelt werden.

VI.

Geſchichte der Zeit.

Frankreich.

Geſchichtliche Darſtellung der Unterhandlungen zwiſchen Frankreich und England; aus offiziellen Aktenſtüken gezogen. (Beſchluß.)

Auch die vereinigten Bemühungen der beiden Monarchen von Frankreich und Rußland, der Welt den lang entbehrten Frieden wieder zu geben, waren fruchtlos, und die denkwürdige Zuſammenkunft in Erfurt, von welcher man in dieſer Hinſicht ſo große Reſultate erwartet hatte, blieb, wie die früheren Schritte, die Napoleon zu einer Annäherung gethan, ohne Erfolg. England wollte den Frieden nicht, und wich jedem Antrage, durch eitle Einwendungen, aus.

Unter dem 28. Oktober 1808 antwortete Canning dem Grafen von Champagny, er habe Sr. Maj. dem Könige die von Erfurt aus gemachten Anträge mitgetheilt, und

dieſer habe ihm befohlen, ſie durch die beigefügte offizielle Note zu beantworten, und die Bemerkung hinzuzufügen, daß Se. Maj. nicht ſäumen würden, den König von Schweden und die Regierung von Spanien von den gethanen Vorſchlägen zu unterrichten. Es ſeye übrigens nöthig, daß Se. Maj. unverzüglich die Verſicherung erhielten, daß Frankreich die Regierung von Spanien zu den Unterhandlungen zulaſſe. Sobald der König auf dieſe Anfrage eine Antwort erhalten habe, und die Geſinnungen des Königs von Schweden und der Regierung von Spanien kenne, erwarte er von Sr. Maj. den Befehl, ſich über die übrigen Punkte des Briefes, den ihm Herr von Champagny geſchrieben, mit demſelben in eine Korreſpondenz einzulaſſen.

Die angeführte offizielle Note des engliſchen Miniſters iſt von demſelben Tage, und enthält unter andern folgende weſentliche Stellen: »Wenn der Zuſtand des Kontinents ein Zuſtand von Gährung und Elend iſt; wenn mehrere Staaten zertrümmert wurden, und andern daſſelbe Loos noch bevorſteht, dann iſt der Gedanke, daß die Konvulſionen, welche Europa erſchütterten oder noch zu erſchüttern drohen, auf keine Weiſe Sr. Maj. dem Könige zum Vorwurf gemacht werden können, für denſelben ein Troſt. Er geſteht gern, daß ſolche ſchrekliche Veränderungen der Politik von Großbritannien wirklich entgegen ſind. Wenn die Urſache von ſo viel Elend in der Stokung der Handelsverhältniſſe liegt, ſo darf man freilich nicht von Sr. Maj. erwarten, daß Sie mit Bedauern ſehen ſollen, wie das zur Zerſtörung des Handels Ihrer Unterthanen erfundene Syſtem zum Verderben der Urheber und Werkzeuge deſſelben ausgefallen iſt; aber es liegt auch nicht in den Geſinnungen des Königs, noch in dem Karakter des Volks, das er beherrſcht, ſich über die Entbehrungen und Unfälle der ſelbſt gegen es verbundenen Nationen zu freuen.

»Se. Maj. wünſcht das Ende der Leiden des Kontinents mit Sehnſucht. Indem ſich Dieſelbe in den gegenwärtigen Krieg einlieſen, war die Nationalſicherheit Ihr unmittelbarer Zwek. Dieſer Krieg hat ſich nur darum in die Länge gezogen, weil Ihre Feinde kein Mittel darboten, ihn mit Sicherheit und auf eine ehrenvolle Art zu endigen. Aber in dem Laufe eines Kriegs, den Se. Maj. für Ihre eigne Sicherheit unternahmen, wurden Derſelben neue Verpflichtungen gegen Mächte auferlegt, welche die Angriffe eines gemeinſchaftlichen Feindes genöthigt haben, mit Derſelben gemeinſchaftliche Sache zu machen, und die den Beiſtand und die Unterſtüzung Sr. Maj., zur Wiedererlangung ihrer Nationalunabhängigkeit, nachgeſucht haben.

»Die Intereſſen der Krone von Portugal und die Sr. ſizilianiſchen Maj. ſind der Freundſchaft und dem Schuze Sr. Maj. anvertraut, die auch durch die Bande der innigſten Allianz, und durch Stipulationen, die ſie für den Frieden wie für den Krieg verbinden, an den König von Schweden geknüpft ſind. Der König iſt noch durch keinen förmlichen Akt an Spanien gebunden; aber er hat gegen dieſe Nation, im Angeſichte der Welt, nicht weniger heilige Verpflichtungen übernommen, die, in der Uiberzeugung Sr. Maj., Dieſelbe eben ſo ſehr binden, als die feierlichſten Verträge.»

England verlangte demnach, daß auch die ſpaniſche Regierung, wie ſich der Miniſter ausdrükt, welche im Namen Ferdinands VII. handelte, bei den Friedensunterhandlungen zugelaſſen werde.

Dieſelbe Note wurde, nebſt einem ähnlichen Schreiben, auch dem ruſſiſchen Geſandten in Paris zugeſchikt. In dem Briefe des brittiſchen Staatsſekretärs an denſelben iſt folgende Stelle bemerkenswerth: »So geneigt auch, ſagt Canning, »Se. Maj. hätten ſeyn können, Sr. Maj. dem Kaiſer von

»Rußland unmittelbar zu antworten, ſo müſſen Sie doch, »Herr Botſchafter, fühlen, daß die ungewöhnliche Art, mit »der die von Sr. kaiſerlichen Maj. unterzeichneten Briefe »abgefaßt waren, und die ihnen ganz den Karakter einer »beſondern und perſönlichen Eröffnung benahmen, Se. Maj. »in die Unmöglichkeit verſezte, dem Kaiſer von Rußland »dieſen Beweis von Achtung zu geben, ohne daß Se. Maj. »zu gleicher Zeit Titel anerkannt haben würden, welche »Dieſelbe nicht anerkannt haben.»

Auf die obige engliſche Note ertheilte der Graf von Champagny folgende Antwort:

Paris, den 28. Nov. 1808.

Der Unterzeichnete hat die Note Sr. Exzell. des Herrn Canning dem Kaiſer, ſeinem Herrn, vor Augen gelegt. Wäre es wahr, daß nur das feſte Land die Unfälle des Kriegs fühlt, dann würde ohne Zweifel die Hofnung, zum Frieden zu gelangen, nicht groß ſeyn.

Die beiden Kaiſer hatten ſich geſchmeichelt, man werde ſich über den Zwek ihres Schrittes nicht täuſchen. Sollte ihn das engliſche Miniſterium als eine Wirkung der Schwäche oder des Bedürfniſſes angeſehen haben, da jeder unpar-theiiſche Staatsmann in dem Geiſte des Friedens und der Mäſigung, der ihn eingab, den Karakter der Macht und wahren Größe erkennen muß? Frankreich und Rußland können den Krieg ſo lange ausdauern, als man zu London nicht zu gleichen und gerechten Geſinnungen zurükgekommen ſeyn wird; und ſie ſind dazu entſchloſſen.

Wie kann die franzöſiſche Regierung den ihr gemachten Antrag anſehen, die ſpaniſchen Inſurgenten zu den Unter-handlungen zuzulaſſen? Was würde wohl die engliſche Regie-rung geſagt haben, wenn man ihr einen gleichen Antrag zu Gunſten der katholiſchen Inſurgenten von Irland gemacht hätte? Frankreich, ohne einen Vertrag mit denſelben ab-

geſchloſſen zu haben, ſtund auch in Verhältniſſen mit ihnen, hat ihnen Verſprechungen gemacht, und oft Hilfe geſchikt. Konnte ein ſolcher Antrag in einer Note gemacht werden, in der man ſich nicht zu erbittern, ſondern zu verſöhnen und zu verſtehen ſuchen ſollte! England würde ſich ſehr täuſchen, wenn es, gegen die Erfahrung der Vergangenheit, noch den Gedanken hätte, auf dem Kontinente gegen die franzöſiſchen Armeen mit Vortheil zu kämpfen! Welche Hofnung könnte es beſonders izt haben, wo Frankreich unauflöslich mit Rußland verbunden iſt?

Unterzeichneter iſt beauftragt, den Antrag zu erneuern, alle Bundesgenoſſen des Königs von England, den König, welcher in Braſilien regiert, wie den, der in Schweden und in Sizilien herrſcht, zu den Unterhandlungen zuzulaſſen, und das uti possidetis als Grundlage derſelben anzunehmen. Er hat den Auftrag, den Wunſch auszudrüken, man möge die nothwendigen Reſultate der Stärke der Staaten nicht aus dem Geſicht verlieren, und ſich erinnern, daß es zwiſchen großen Mächten keinen dauerhaften Frieden giebt, als der für alle gleich und ehrenvoll iſt.

Der Unterzeichnete hat die Ehre, u. ſ. w.

Unterzeichnet, Champagny.

Die Antwort des Grafen von Romanzoff, Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten des Kaiſers von Rußland, der ſich damals in Paris befand, war in demſelben Sinne abgefaßt. Er ſagte, von den ſpaniſchen Inſurgenten könne bei den Unterhandlungen um ſo weniger die Rede ſeyn, da der Kaiſer, ſein Herr, den König Joſeph Napoleon von Spanien ſchon förmlich anerkannt habe. »Der Kaiſer »von Rußland, heißt es in dieſer Note, hat Sr. britti»ſchen Maj. erklärt, er ſeye mit dem Kaiſer der Franzoſen

»für den Frieden wie für den Krieg vereinigt, und Se. kai»ſerliche Maj. wiederholen es hier. Dieſelbe ſind entſchloſ»ſen, Ihr Intereſſe von dem dieſes Monarchen nicht zu »trennen; aber beide ſind bereit, einen, für alle Theile »gerechten, ehrenvollen und gleichen Frieden zu ſchlieſen.»

Auf die Note des franzöſiſchen Miniſters, vom 28. November, antwortete Canning folgendes:

London, den 9. Dezember 1808.

Der unterzeichnete erſte Staatsſekretär Sr. Maj. für die auswärtigen Angelegenheiten hat dem Könige, ſeinem Herrn, die ihm von Sr. Exzell. dem Herrn von Champagny überſchikte Note, vom 28. November, vor Augen gelegt.

Se. Maj. haben ihm beſonders befohlen, die für Se. Maj., für Ihre Alliirte und für die ſpaniſche Nation beleidigenden Gegenſtände und Ausdrüke, von denen die offizielle von dem Herrn von Champagny überſchikte Note voll iſt, nicht zu rügen. Se. Maj. hätten nach den Grundſäzen einer gleichen Gerechtigkeit einen Frieden zu unterhandeln gewünſcht, der die reſpektiven Intereſſe aller im Kriege begriffenen Mächte ausgeglichen hätte; und Se. Maj. bedauern aufrichtig, daß dieſer Wunſch getäuſcht wurde.

Aber Se. Maj. ſind entſchloſſen, die Sache der ſpaniſchen Nation und der rechtmaſigen ſpaniſchen Königswürde nicht zu verlaſſen; und die Zumuthung Frankreichs, die höchſte und Zentralregierung, die im Namen Sr. katholiſchen Maj. Ferdinands VII. handelt, von den Unterhandlungen auszuſchlieſen, iſt von der Art, daß Se. Maj. derſelben nicht beitreten könnten, ohne eine Uſurpation anzuerkennen, von der man kein ähnliches Beiſpiel in der Weltgeſchichte findet.

Der Unterzeichnete bittet, u. ſ. w.

Unterzeichnet, Georg Canning.»

An den Grafen von Romanzoff überſchikte der Staats-ſekretär der auswärtigen Angelegenheiten, Herr Canning, eine Note ähnlichen Inhalts; und ſo waren dann die Unterhandlungen abgebrochen, und die Hofnung, den Frieden wiederhergeſtellt zu ſehen, verſchwunden. In dem Namen des Königs von England erſchien in dem Miniſterialblatte, der Kurier, vom 16. Dezember, die bekannte Deklaration, in welcher das brittiſche Kabinet die Gründe auseinanderſezt, aus welchen es den Anträgen von Frankreich und Rußland kein Gehör habe geben können. Da dieſe Deklaration zur Zeit in allen öffentlichen Blättern mitgetheilt worden iſt, auch nichts enthält, was wir nicht in den Noten des engliſchen Miniſters gefunden hätten, ſo übergehen wir ſie.

In dem Februar 1810 wurde der Verſuch, England zum Frieden zu beſtimmen, erneuert. Man glaubte, es werde an dem Schikſale Hollands Antheil nehmen, und ſich mäſiger in ſeinen Foderungen und nachgiebiger gegen die der Mächte des Kontinents beweiſen, wenn man ihm die Möglichkeit zeigte, die Unabhängigkeit des Königreichs Holland zu retten. Die Schritte, welche in dieſer Hinſicht bei dem engliſchen Kabinette gethan wurden, gründeten ſich auf folgendes Schreiben des Königs Ludwig Napoleon:

Der König an ſeine Miniſter.

»Meine Herren, ſeit ſechs Wochen, die ich um den Kaiſer, meinen Bruder, bin, habe ich mich beſtändig mit den Angelegenheiten des Königreichs beſchäftigt. Wenn ich auch einige ungünſtige Eindrüke verwiſchen, oder doch wenigſtens modifiziren konnte, ſo muß ich doch geſtehen, daß mir es nicht gelungen iſt, in ſeinem Geiſte die Exiſtenz und Unabhängigkeit des Königreichs mit dem Gelingen des Syſtems vom Kontinente und beſonders von Frankreich gegen England zu vereinbaren. Ich habe mich vergewiſſert, daß Frankreich, aller Betrachtungen ungeachtet, feſt entſchloſſen

iſt, Holland zu vereinigen, und daß es die Uiberzeugung nährt, ſeine Unabhängigkeit könne bei der Fortſezung des Seekriegs nicht länger währen. In dieſer grauſamen Gewißheit bleibt uns nur eine Hofnung, nämlich die, daß Unterhandlungen wegen einem Seefrieden angeknüpft werden: dies allein kann die nahe Gefahr, welche uns droht, entfernen; und ohne den Erfolg dieſer Unterhandlungen iſt es zuverläſſig um die Unabhängigkeit von Holland geſchehen, und kein Opfer kann dieſem Ereigniſſe begegnen. Es iſt demnach die offenbare und beſtimmte Abſicht Frankreichs, alles aufzuopfern, um Holland zu erwerben, und dadurch, was es auch immer koſten mag, ſeine Mittel, die es England entgegenſezen kann, zu vermehren. Ohne Zweifel würde England von einer ſolchen Vergrößerung der Küſten und der Marine Frankreichs alles zu fürchten haben. Es iſt demnach möglich, daß die Engländer ihr Intereſſe beſtimmt, einem Ereigniſſe, das für ſie ſo verderblich ſeyn kann, zu begegnen.

»Ich überlaſſe es Ihrer Sorgfalt, dieſe Idee mit dem ganzen nöthigen Nachdruk zu entwikeln, um der engliſchen Regierung die ganze Wichtigkeit des Schrittes begreiflich zu machen, den es thun können. Suchen Sie allen Gründen und allen Betrachtungen, die ſich Ihnen darbieten, bei derſelben Eingang zu verſchaffen. Thun Sie dieſen Schritt von ſich ſelbſt, ohne meiner dabei im geringſten zu erwähnen. Aber es iſt keine Zeit zu verlieren; ſenden Sie unverzüglich einen ſichern und klugen Menſchen nach England, und ſchiken Sie denſelben ſogleich nach ſeiner Zurükkunft zu mir. Melden Sie mir die Zeit, in welcher er wieder da ſeyn kann; denn wir haben keine Zeit zu verlieren: es bleiben uns nur noch wenige Tage. Zwei Korps der großen Armee rüken gegen das Königreich vor; der Marſchall Oudinot iſt ſo eben abgereißt, um das Kommando derſelben zu übernehmen. Laſſen Sie mich wiſſen, was Sie zufolge dieſes

Briefes gethan haben, und an welchem Tage ich eine Antwort aus England haben kann.»

Auf dieſen Brief des Königs gab das holländiſche Miniſterium einem Herrn Labouchère den Auftrag, ſich nach England zu begeben, um dem Miniſterium begreiflich zu machen, daß es von ihm abhange, die Unabhängigkeit Hollands, durch einen Frieden mit Frankreich, oder durch eine Modifikation der bis izt von ihm befolgten Grundſäze in Beziehung auf den Handel und die Schifffahrt der Neutralen, zu retten. Labouchère traf den 6. Februar in London ein, und hatte den folgenden Tag eine Audienz bei dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, Marquis von Wellesley. Das brittiſche Kabinet fand den Antrag zu keiner weiteren Erörterung geeignet, weil, wie der Miniſter bemerkt, Frankreich noch nicht die geringſte Neigung gezeigt habe, einen ehrenvollen Frieden zu ſchlieſen. Uibrigens beſchäftige auch die Hauptfrage über Krieg und Frieden das Publikum ſehr wenig; die Gewohnheit habe es mit ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ausgeſöhnt, und die Folgen des Krieges ſeyen dem Privatintereſſe mehr günſtig als nachtheilig. Die Handelsbeſchränkungen, bemerkt Labouchère, lägen im Geiſte der gegenwärtigen Adminiſtration, und es ſey nicht zu erwarten, daß ſie auf die einmal angenommenen Grundſäze Verzicht thun werde. Eine feſte Beharrlichkeit bei dem aufgeſtellten Syſtem ſcheine dem brittiſchen Kabinet das ſicherſte Mittel, die Hilfsquellen Frankreichs zu ſchwächen und ſeinen Einfluß auf dem Kontinent zu bekämpfen; und alle Verſuche der feindlichen Nationen, Großbritannien auf andre Geſinnungen zu bringen, würden ſehr wahrſcheinlich nicht den geringſten Erfolg haben. Die Frage das Schikſal von Holland betreffend, ſeye eine untergeordnete Frage, die nur bei einem allgemeinen Frieden beantwortet

werden könne, und obgleich das Schikſal dieſes Landes dem brittiſchen Kabinette ſehr zu Herzen gehe, ſo könne es demſelben doch ſeine Ehre und das Intereſſe ſeiner Nation nicht aufopfern.

Labouchère ſchrieb, unter dem 12. Februar, an das holländiſche Miniſterium, und ſezte ihm dieſe Geſinnungen der engliſchen Regierung auseinander. In demſelben Berichte meldet er, unter ſolchen Umſtänden halte er einen längeren Aufenthalt in London für unnöthig, und werde demnach in einigen Tagen wieder nach Holland zurükkehren. So war dann auch dieſer Verſuch, zwiſchen Frankreich und England eine Annäherung zu bewirken, geſcheitert.

VII.

Die neueſte Staatskunſt.

Ein vielgeleſenes Pariſer Blatt *) führt aus der Zeitung für die elegante Welt einige Anekdoten an, die den Geſchmak der Berliner für die Metaphyſik, und den ſeltſamen Gebrauch, den ſie von dieſer Wiſſenſchaft machen, beweiſen. Wenn dieſe Anekdoten wahr ſind, dann verdienen ſie mehr als die bittre Rüge dieſes Blattes. Die Deutſchen, ſonſt ſo achtungswerth wegen ihrem geſunden natürlichen Verſtand, ſo einfach, wahr und nüchtern, ſollten ſich doch endlich beſtreben, den Spott des Auslandes, wenn ſie ihm auch nicht immer entgehen können, doch wenigſtens nicht zu verdienen.

*) Journal de l'Empire du 27 Janvier 1811.

Ein junger Menſch, erzählt das angeführte Blatt, ſtellte ſich zur Prüfung, um im Verwaltungsfache angeſtellt zu werden; ein Beamter, der ihn zu prüfen den Auftrag hatte, legte ihm folgende Frage vor: »Welches iſt der beſte Staat?« Die Antwort des Kandidaten war den gewöhnlichen Begriffen angemeſſen. Der Beamte, mit der gegebenen Erklärung keineswegs zufrieden, ſagte, der beſte Staat ſeye derjenige, in welchem ſich der Organiſm der Natur offenbare. In demſelben Tone wurden Fragen, Antworten und Verbeſſerungen fortgeſezt, bis der Beamte misvergnügt den Kandidaten mit dem Beſcheide abfertigte, er kenne auch nicht einmal die Anfangsgründe der Staatswirthſchaft. Dieſer Vorfall mag vielleicht erfunden ſeyn; aber gewiß iſt, daß die neueſte Staatskunſt und Staatswirthſchaft eine ſolche Sprache führt, und die Reformatoren dieſer theoretiſchen Zweige der Staatsverwaltung und Geſezgebung Montesquieu und Adam Smith ihre ſchülerhafte Mittelmäſſigkeit und platte Gemeinheit mit dürren Worten vorwerfen. Die Kunſt, unter einem großen Aufwande von Worten die Armuth an Sinn, und unter dem Gepränge äußerer Würden den Mangel an innerem Werthe, wie unter einer glänzenden Schale den faulen Kern zu verbergen, iſt ſo alt, als die Kunſt zu betrügen. Die Eitelkeit, die um ſo mehr ſcheinen will, je weniger ſie iſt, hat dieſelbe erfunden, und die allgemeine Schwäche ſchwacher Menſchen, den Schein für die Sache zu nehmen, dieſer Erfindung Eingang verſchafft. Die meiſten Menſchen bezahlen mit Worten, und laſſen ſich auch mit dieſer gehaltloſen Münze bezahlen, nehmen das repreſentative Zeichen für die repreſentirte Sache, glauben das Geglaubte ohne Unterſuchung, und ſagen das Geſagte ohne Prüfung nach. Die meiſten geſellſchaftlichen Unterhaltungen, die meiſten Bücher ſogar ſind leichtfertige Kinder dieſer Mutter. Die Dekoration des Adels gilt für

den Adel und die Inſignien der Majeſtät für ſie ſelbſt. Der Schein beherrſcht mehr die Erde als die Wirklichkeit, und aus dieſer einträglichen Erfahrung wußten diejenigen, welche die Welt klug nennt, von jeher Vortheil zu ziehen. Die Wahrheit iſt einfach in Gedanke, Gefühl und Ausdruk. Aber es iſt auch ſchwerer, eine neue Wahrheit als neue Worte zu erfinden. Das wußten unſre Philoſophen noch beſſer als die alten.

Indeſſen wäre es ein Glük, wenn die Sucht, das Wahre und Schöne an eine neue Terminologie zu vermählen, und es nur in dieſer Verbindung und ihrer Abkunft zu finden, allein die ſogenannten Philoſophen und Poeten ergriffen hätte; der Wahn in der Schule erzeugt wäre auch in der Schule geſtorben, und die übrige Welt hätte ſich darum nicht beſſer und nicht ſchlimmer befunden. Aber die Apoſteln des gelehrten Rothwelſch zogen auch praktiſche Wiſſenſchaften in ihre neue Kirche, und das Schauſpiel der ſo oft beſtrittenen Sprachverwirrung bei dem alten Thurmbau von Babel erneuerte ſich bei dem neuen Syſtemebau der Wiſſenſchaften. Die Meiſter verſtunden ſich ſelten; alſo noch ſeltner ihre Jünger.

Die Arzneikunſt war keine Kunſt mehr, die zum Beſten der Kranken Erfahrungen mit Fleiß zuſammenträgt. Das Wort Erfahrung ward ſogar aus dem Wörterbuche als der Wiſſenſchaft unwürdig verwieſen, und der Arzt konſtruirte die Krankheit wie ſeine Heilmittel a priori. Die Staatsleute, als Aerzte des kranken Staatskörpers, behandeln die bürgerliche und politiſche Geſellſchaft in demſelben Sinne.

Ich ſchlage die Elemente der Staatskunſt *) auf, von denen eine geleſene Zeitſchrift **) ſagt, ſie könne

*) Von Adam Müller.

**) Pallas; 3tes Stük, 1810.

dieſem mit eben ſo religiöſen und mathematiſchen Geiſte verfaßten Werke, wegen ſeiner Vortrefflichkeit ihre ungetheilte Huldigung und Bewunderung nicht verſagen; es zeichne ſich doppelt aus, fügt dieſe Zeitſchrift hinzu, da alle andere durch die heutige Zeit erzeugten Staatstheorien in größerm oder minderm Grade, entweder irreligiös oder unmathematiſch ſeyen. »Der Zwek des Verfaſſers, ſagt er ſelbſt, ſey, »den Staat als Gegenſtand einer unendlichen Liebe darzu»ſtellen; er wollte zeigen, daß alle die ohnmächtig und hoff»nungslos zerſtreuten Gedanken des Lebens, alles Intereſſe »und alles Gewiſſen zurükgeleitet werden müſſen in den leben»digen Strom des gemeinſamen Lebens, daß alles einzelne »Recht und alles einzelne Glük ſich anſchließen müſſe an das »gemeinſchaftliche Recht und Glük, und von dorther em»pfange Bedeutung, Dauer und den ernſthaften Sinn, »ohne den ihr weder Etwas ſeyd, noch beſizen könnt. Wer »ſich mit ſeinem Herzen zu dieſer gemüthlichen, bewegten, »lebendigen Betrachtung des Staates nicht hinaufſchwingen »kann, wer in den Geſezen, nach aller meiner Rede nichts »anders ſieht, als die Anordnungen einer gemeinen, welt»lichen, haushälteriſchen Klugheit, der glaube nur nicht, »daß er irgend ein Blatt in der Geſchichte verſtehen, und »noch weniger, daß ihm der eigentliche Sinn der Geſezge»bungen des Alterthums je aufgehen werde.»

Wollen wir wiſſen, was die Weltgeſchichte iſt, die vielleicht mancher von uns zu ſtudiren glaubte, ohne zu wiſſen, mit was er ſich beſchäftigt hat? »Den unaufhörlichen Krieg des menſchlichen Geſchlechts mit der Erde nennen wir die Weltgeſchichte, ſagt der Verfaſſer. Wenn von Staatskunſt die Rede iſt, dann müſſen wir vor allem den Gegenſtand kennen, mit dem es dieſe Kunſt zu thun hat.» Der Staat iſt, nach dem Verfaſſer der Elemente der Staatskunſt, die oft

unterbrochene, doch immer ſicherer zu Stande gebrachte Allianz der menſchlichen Individuen und Generationen unter einander gegen die Erde. Durch eine andre Stelle erfahren wir, daß der wahre Staatsmann und der ächte Staatsgelehrte vor Gott einander gleich ſind, wie ſie auch die Welt unterſcheiden möge. Wer um eine Apologie des Adels verlegen iſt, findet ſie in folgender Stelle, die ſeine Beſtimmung ausdrükt: Der Adel ſoll das Unſichtbare, die Macht der Sitte und des Geiſtes im Staate repreſentiren, und ſo iſt er in der Ehe, welche Staat heißt, was die Frau in der Ehe im gewöhnlichen Verſtande. Der Verfaſſer theilt das ganze ökonomiſche Leben einer Nation in vier gleich nothwendige Grundgeſchäfte ein: Landwirthſchaft, Stadtwirthſchaft, Bewirthſchaftung des phyſiſchen Kapitals oder Handelſchaft, und Bewirthſchaftung des geiſtigen Kapitals oder Wiſſenſchaft und geiſtliches Geſchäft. (Lehr-, Wehr-, Nähr- und Verkehrſtand.) Land und Arbeit, Adel und Bürgerſchaft, in ihrer unendlichen Wechſelwirkung, erzeugen das Nationale; Gott und Gold, oder Kirche und Handel, oder Geiſtlichkeit und Kaufmannſchaft, vermitteln auf idealiſchem und realem Wege das Nationale mit dem näheren und entfernteren anderweitigen Nationalen, ſo, daß das wirklich Univerſale fortſchreitend erzeugt werden kann.

Vergebens bemühe ich mich, den Verfaſſer, und mich mit ihm zu verſtehen. Ich erkenne den Staatsmann ſo wenig in ſeiner Definition eines Staatsmannes als den

Staat in der eines Staates. Ich durchgehe die Weltgeſchichte, die mir mehr den Kampf des Menſchen mit ſich ſelbſt und mit andern, und den ſeiner Leidenſchaften und Bedürfniſſe als den mit der Erde zeigt. Ich richte meine Blike auf Rom und Griechenland und ihre Heroen, auf die großen Geſezgeber des Alterthums und der neueren Zeit, und begreife nicht, wie ich ſie in der Geſchichte, nach der Erklärung des Verfaſſers, aufführen ſoll. Kein neuer Gedanke ſchlieſet ſich, beim Durchleſen der Schrift, an einen bekannten Gedanken in meinem Geiſte, kein neues Gefühl an ein älteres in meinem Gemüthe an.

Das kann aber auch meine Schuld ſeyn; und dann trifft der Tadel nicht das Werk und ſeinen Verfaſſer, ſondern mich. Ich gebe es zu, und bitte nur um die Freiheit, meine Gedanken zu ſagen, wie der Verfaſſer die ſeinigen geäußert hat. Der neue Philoſoph und Staatsmann darf mir immer erwiedern: du ſtehſt zu tief, als daß du dich aufzurichten vermagſt zu meiner Höhe. Ich beſtreite die Möglichkeit dieſes Falles nicht, und könnte mich nur über die karge Natur beklagen, die mir ſtiefmütterlich den Sinn verſagte, um das neue Licht zu faſſen, das aufgegangen iſt erwärmend und erleuchtend.

Indeſſen bin ich weit entfernt, die Reinheit der Abſichten jener Männer anzuklagen, die der deutſchen Litteratur und dem Geſchmake dieſe Richtung gaben. Ich glaube an ihre Aufrichtigkeit und an die überlegenen Kräfte ihres Geiſtes. Auch haben ihre Jünger, die weder ihr Genie noch ihre Kenntniſſe beſaßen, das meiſte dazu beigetragen, den deutſchen Namen in dem Auslande herabzuwürdigen. Die Künſte und Wiſſenſchaften haben eine Epoche der Blüthe, auf welche, im Reiche der geiſtigen Natur, wie in dem der phyſiſchen, Unfruchtbarkeit folgt. Das Natürliche und Einfache befriedigt nicht mehr, und

Kunſt wird Künſtelei und die Wiſſenſchaft artet in müſigen Wortkram oder todte Vielwiſſerei aus. In unſern Tagen iſt es wirklich ſchwer geworden, bei dieſer unendlichen Polyhiſtorei und bei der Menge von Syſtemen, den einfachen Sinn und den geſunden Menſchenverſtand zu retten; auch werden ſie ſelten gerettet, und die ausgebreiteteſte Gelehrſamkeit, die weiß, was man zu allen Zeiten wußte, weiß gerade oft nicht, was in dem gegebenen Augenblike zu wiſſen Noth thut.

VIII.

Verſchiedene Gedanken.

Die Kunſt zu leben iſt wichtiger aber auch ſchwerer, als die zu ſterben; das Leben iſt Handlung, der Tod ein bloßes Leiden.

Die Unterſuchung, welche die Weiſen ſo ſehr beſchäftigt hat, ob das Leben nämlich ein Gut oder ein Uibel, ein angenehmes oder ein läſtiges Geſchenk ſey, iſt vielleicht die unfruchtbarſte und zweckloſeſte von allen. Der iſt des Daſeyns müde im Uiberfluß, da es jener auch in der nakteſten Dürftigkeit noch zu erhalten ſucht. Hier betrachtet einer den Tod als die ſchreklichſte aller Strafen; dort wählt ihn ein anderer freiwillig. Wer hat Recht? Eine ſeltſame Frage! Das Leben iſt jedem, für was er es hält. Wer ſich unglüklich fühlt, dem könnt ihr unmöglich beweiſen, daß er glüklich iſt; wie alle Demonſtrationen der Welt den, der des Daſeyns froh wird, nicht überzeugen können, daß es eine drükende Bürde ſey.

Der Menſch tritt, in dem Urtheil über andre, nicht leicht aus ſich heraus. Der Geſättigte hält die ganze Welt für ſatt.

Der Gedanke an den Tod ſoll nicht wie ein Geſpenſt durch das Leben gehen, um den Menſchen zu ſchreken, ſondern wie ein aufrichtender und warnender Genius. Droht dem Manne von Ehre und Selbſtgefühl unverdiente Schande, Sklaverei oder unvermeidliches Elend, dann hält ihn der Gedanke an den Tod aufrecht. Was vermag dieſe Welt, der er nicht angehört, über ihn? Ein feſter Entſchluß reiſet mit Rieſenſtärke die tauſend Bande, gleich Sommerfäden entzwei, an die Gewalt, Bosheit oder ein feindſeliges Verhängniß ihn ſchmieden. Berauſcht den Uibermüthigen ſein Glük, ſchmiedet Habſucht den Geldgierigen an ſeine gefüllte Kiſte, vergißt der Menſch Menſchlichkeit und in ſeinen Wünſchen und Genüſſen ein beſcheidnes Maas, dann ſagt der Tod ihm: »Sieh, ich lege den Herrn der Welt friedlich und gleich neben ſeinen Diener. Wenn hundert Völker vor ſeinem Namen zittern, dann löſet der Gebieter der Erde ſich in eine Handvoll Staub auf, hauche ich ihn an. Nichts iſt dein und bleibend; was ſtrebſt du thöricht nach Vergänglichem, als ſey es ewig, du vergängliches Weſen!»

Nach den ewigen Klagen über dieſes Leben, iſt nichts widerlicher als die Art wie es von den Klagenden gelebt und ertragen wird.

Iſt der Menſch Herr über ſein Leben? Der eine ſtellt ihn in daſſelbe, wie eine Schildwache an ſeinen Poſten, den er folglich nicht verlaſſen darf. Der andere giebt ihm heilige Pflichten gegen den Staat, der dritte endlich noch heiligere gegen ſich ſelbſt, die er heilig achten muß. — Das

alles iſt vortrefflich. So ſtellt ihr dann den Soldaten, der ausreiſt, vor ein Kriegsgericht, und der Staat macht, da er mächtig genug iſt, ſeine Rechte geltend, und es iſt geſchehen, was geſchehen kann. Seine Pflichten gegen ſich kann er ſich auch ſelbſt erlaſſen. **Omnis similitudo claudicat.**

Das iſt gewiß: viele Menſchen wiſſen nur darum nicht zu leben, weil ſie nicht zu ſterben wiſſen.

Iſt ein Selbſtmord ein Beweis von Muth oder Feigheit, von Stärke oder Schwäche? Ich glaube gern, daß oft mehr Muth und Kraft dazu gehört, um das Leben als den Tod zu ertragen. Doch kann ich es nicht über mich bringen, Cato für feig zu halten. Die Todesſtrafe gilt allenthalben für die härteſte und ſchreklichſte, und doch ſollte das Leben noch ſchreklicher und härter ſeyn? Der Selbſtmörder iſt ein Feiger, ſagt man; denn er entflieht einem Leben, das er zu ertragen nicht den Muth hat. Cäſar wollte dem römiſchen Senat beweiſen, man müſſe den Verräther Catilina leben laſſen, weil er mehr verdiene als den Tod, nämlich das Leben. Cato ſah den Sophiſten durch, und beſtimmte den Senat, ſich mit der angeblich milderen Strafe zu begnügen; und die Verbrecher wurden hingerichtet.

Alle dieſe und ähnliche Demonſtrationen laſſen ſich gut leſen und ſchreiben; und man kann auch alle Welt über dieſen Gegenſtand ohne Gefahr leſen und ſchreiben laſſen; denn ich bin überzeugt, daß eine ganze Bibliothek von Gründen für oder gegen weder einen Menſchen zum Selbſtmorde beſtimmen wird, der nicht dazu entſchloſſen iſt, noch einen davon abhält, wenn er ihn will.

Von Cicero haben wir eine ſchöne Apologie des Alters. Es iſt gut, wenn jeder für ſeine Lage Troſtgründe findet.

Die Schrift iſt mit Beredſamkeit von einem der größten Redner geſchrieben; und doch, glaube ich, wird ſie noch bei keinem Menſchen den Wunſch erregt haben, die Jugend gegen das Alter zu vertauſchen. Wie oft wird die goldne Mittelmäſigkeit von Menſchen geprieſen, die doch nichts an ihr lieben als das Gold! Zieht von dem Geſchriebenen das Nachgeſchriebene, von dem Geſagten das Nachgeſagte ab, und es bleibt nicht viel übrig. Ohne die ſogenannten Redensarten wäre der Menſch beinahe ſtumm. Den hört man mit gähnendem Munde die Pracht der aufgehenden Sonne preiſen, die er verwünſchen möchte, daß ſie ihn den köſtlichen Morgenſchlaf koſtete; jene erhebt mit Begeiſterung die Freuden des Landlebens, die vor Langweile an einem Orte ſterben könnte, der ihr keine Viſiten, Bälle, Konzerte und Schauſpiele darbietet. — Es ſind Redensarten; unſre Weisheit, unſre Tugend und unſre Höflichkeit ſind oft nichts mehr.

Die Römer feierten das Andenken des goldnen Zeitalters, in welchem Freiheit herrſchte, Eintracht und Gemeinſchaft der Güter, an gewiſſen Tagen, die ſie von Saturn Saturnalien nannten. Man rief die ſchönen Tage der Kindheit des menſchlichen Geſchlechts zurük, wo es keine Herren und Diener, keine Armen und Reichen gab. Iſt es um das goldne Zeitalter wirklich eine ſo ſchöne Sache, und wünſchten die Römer es aufrichtig zurük, dann durften ſie das Feſt der Saturnalien ja nur das ganze Jahr währen laſſen. Oder gehört auch dieſer Gegenſtand in das große Kapitel der Redensarten?

Cicero hält ſich ſehr darüber auf, daß der Menſch ſich ein langes Leben wünſcht, und die bedauert, welche der Tod in der Blüthe des Alters, ehe ſie noch am gewöhnli-

chen Ziele des Lebens eingetroffen ſind, ereilt. »Die Natur, ſagt er, giebt uns das Leben, wie man Geld, ohne beſtimmte Termine, auf Zinſen leiht. Warum findet ihr es ſeltſam, daß ſie das Kapital zurüknimmt, wann es ihr gefällt, da ihr es doch unter dieſer Bedingung erhalten habt?» Den Prozeß kann man freilich der Natur nicht über die Art machen, wie ſie ihre Kapitalien anlegt; aber die beſcheidene Frage dürfte doch vielleicht erlaubt ſeyn, warum ſie ſo ungleiche Termine ſezt, den einen begünſtigt, der es doch nicht mehr verdient, als der andre, dem ſie den gemachten Vorſchuß ſo frühe wieder abfodert? Wer bat ſie dann um die Vorlage, die man ſo oft zur ungelegenen Zeit wieder abtragen muß? Sollte nicht wenigſtens derjenige, welcher mit ſeinem Kapitale am beſten wuchert, es nicht auch am längſten behalten, daß ſo das beſte Leben auch das längſte wäre? Aber omnis similitudo claudicat. Warum wollen wir auch alles erklären und beweiſen? Es giebt tauſend und tauſend Fragen, die nie beantwortet werden. Warum bleibt das beſcheidene Verdienſt ohne Lohn, während dem die anmaſende Mittelmäſigkeit ſich geltend macht und ausgezeichnet wird? Warum wüthen die Peſt und der Krieg? Warum verſchütten Vulkane und Erdbeben Städte und Länder? Warum muß der Fleiß oft darben, wo der Müſiggang ſchwelgt? Warum brennt endlich das Feuer, und iſt das Waſſer naß?

Es iſt eine große Kunſt, andre zu errathen, ohne ſich ſelbſt errathen zu laſſen; aber ich zweifle, ob die edelſten Menſchen dieſe zweideutige Kunſt beſizen.

Ich habe oft gehört, die Libertins (den franzöſiſchen Namen laſſe ich gern ſtehen) welche Liebe heucheln können, ohne zu lieben, machten mehr Glük bei dem ſchönen Ge-

ſchlechte, als die, welche wirklich lieben. Iſt die Thatſache ganz zuverläſſig — was ich doch nur bei einer gewiſſen Klaſſe von Weibern gelten laſſe — dann kann man ſie vielleicht auch auf folgende Art erklären: Wer eine Leidenſchaft heuchelt, borgt gerade ſo viel von ihrem Schein, als zu ſeinem Zweke nöthig iſt. Er bleibt Herr ſeiner Empfindungen und Handlungen, da der, welcher wahrhaft liebt, von ſeiner Leidenſchaft hingeriſſen, ſich und andre nicht genug beobachten kann, um jeden günſtigen Moment zu benuzen. Die Liebe, ſagt man übrigens, mache den Mann von Geiſt albern, und den Albernen geiſtreich. Ich, ohne ein kompetenter Richter in der Sache zu ſeyn, glaube weder das eine noch das andre. Wäre die Behauptung wirklich wahr, dann müßte die Anzahl der Albernen viel geringer, und die der Geiſtreichen viel größer ſeyn, wenn jene wirklich lieben können, was vorausgeſezt, aber darum nicht zugegeben wird.

Sollte die Liebe, wie einige verſichern, eine Thorheit ſeyn, dann wäre es doch oft der Mühe werth, daß man ſeinen ganzen Verſtand darum gäbe, um ſie zu kaufen, wenn ſie ſich kaufen ließe.

Es iſt kaum erlaubt, an der ewig fortſchreitenden Vollkommenheit des menſchlichen Geſchlechts zu zweifeln. Ohne die Thatſachen alle anzuführen, die dieſe glüklichen Fortſchritte ſo evident beweiſen, iſt auch unſre Eigenliebe ſehr bei dem Glauben intereſſirt; denn hat es mit dieſer ewig wachſenden Vervollkommnung ſeine Richtigkeit, dann behaupten wir und unſre Zeit, wie billig, den erſten Rang unter allen Generationen und Zeiten; was wir, ohne unſrer Beſcheidenheit wehe zu thun, auch zugeben werden.

IX.

Ein Schreiben aus Mainz.

Den 22. Jänner 1811.

Ich bin ſeit geſtern in Mainz, mein guter Eduard. Achtzehn Jahre ſind nun im Zeitſtrome dahingerollt, und mit ihm manches Schöne und Gute, ſeitdem ich nicht hier war. Mainz in einer prächtigen Natur, an dem mächtigen Strome, der izt die Völker trennt, gelagert, war mit den köſtlichſten Anlagen und Pflanzungen umgeben. Ein glänzender Hof, ein reicher Clerus und Adel, zu deſſen Unterhaltung der Bürger nichts beitrug, ſpendete Wohlſtand unter alle Klaſſen, ein Kunſt und Wiſſenſchaft liebender Fürſt, eine anſehnliche Univerſität Bildung und Humanität über dieſes Volk, das ſchon, wie alle Rheingegendbewohner, eine ſtarke Tendenz zum jovialen Lebensgenuß hatte. — Wie human der prachtliebende Friedrich Carl geweſen, magſt Du aus einem Zuge urtheilen. Vor dem Thore unter der herrlichen Kaſtanien- und Linden-Allee am Rheine war eine Kur-Anſtalt, wo Morgens früh ſich alle Stände miſchten, Mineralwaſſer tranken und frühſtükten.

Es war bei 4 Kreuzer Strafe jedes Etikette und namentlich das Hutabziehen unterſagt. Der Kurfürſt wurde eines Morgens von einem höflichen, des Kurgeſezes vergeſſenen Bürger gegrüßt. Der Fürſt zog dankend den Hut, und von beiden mußte izt jeder 4 Kreuzer Strafe geben. — Aber bin ich nicht toll, Dir, lieber Eduard, das alte Mainz zu beſchreiben, ſtatt des neuen? Nun ſey ruhig. Ich ſattle Dir gleich Dein Stekenpferdchen Muſik. Denn ich will Dir tagtäglich erzählen, was ich ſah, hörte, fühlte und urtheilte. Alſo höre. Geſtern kaum angekommen erfuhr ich: heute iſt muſikaliſche Akademie. Von einem Mitgliede eingeführt hat man Zutritt in dieſe geſchloſſene Geſellſchaft. Ich erhielt leicht durch Fürſprache ein Billet, und erſchien noch in honetten Reiſekleidern in dem eleganten Saale. Man ſah mich darum nicht unfreundlich an. — Dieſen Abend ſollte das unterbrochene Opferfeſt von Winter mit vollem Orcheſter und alle Singparten von Liebhabern beſezt als Concert geſungen werden. Ich lobe dieſes. Obſchon eine Oper in ihrem Effekt auf das Theater berechnet iſt, ſo iſt es doch das einzige Surogat für eine Stadt wie Mainz, wo kein gutes deutſches Theater mehr beſtehen kann. Der Geſchmak bleibt au courant mit den neueſten Meiſterwerken, und bei ältern ſchon früher gehörten Opern wekt ein ſolches Concert die angenehmſten Reminiszenzen. Ja bei recht gutem Vortrage bringt es ſelbſt durch die Folgereihe der Geſangſtüke eine Art Täuſchung hervor. An der Direktion der Muſik ſteht Hr. Carl Zulehner, der ſchon durch ſeine gut gearbeitete Klavierauszüge der beſten Opern rühmlichſt bekannt iſt. Wie ich allgemein hörte, verdankt Mainz ihm was es noch an Muſik hat. Eine leidenſchaftliche Liebe für die Kunſt, eine unermüdete Thätigkeit und ausharrende Geduld unterſtüzen ihn mehr als die etwas ſparſamen Opfer der ſogenannten Kunſtfreunde. Selbſt das Detail des Stu

tiums der mehrſtimmigen Geſangſtüke und Chöre beſchäftigen den thätigen Mann. — Izt begann die Ouverture. — Ach, lieber Eduard, die uns oft ſo köſtliche Erinnerung an liebliche Vergangenheit wird uns im Genuſſe der Gegenwart oft recht fatal. Das war kein vormaliges Orcheſter, wo Schik, Jacobi, Kreußer, Freihold, Scheidler und andere glänzten. Und da ſolche Meiſter fehlen, ſind die Liebhaber, die zwei Drittel des Orcheſters bilden, aus Schülern keine Meiſter geworden; denn einige brave Violiniſten und Flötiſten (der Name Schwind gilt auch hier, wie in Frankfurt durch einen Bruder des hieſigen Liebhabers dort im Orcheſter als Flötiſt engagirt, bei den Urtheilsfähigen ſeinen verdienten Werth) machen noch kein Ganzes. Vorzüglich ſchwach ſind die Blasinſtrumente. — Erfreulich war mir izt die Introduktion »Schön glänzt die goldne Sonne« von dreiſig Stimmen recht zart, rein und feſt vorgetragen. O ich möchte einmal das himmliſche Licht in der freien erwachenden Natur von einem ſolchen Chore begrüßt hören; es müßte auf keinen dankbar fühlenden Menſchen ſeine Wirkung verfehlen. Izt kamen, wie Du weißt, die verſchiedenen Soloſtimmen, alle durch Liebhaber beſezt. Nebſt den hübſchen, nicht ungebildeten Stimmen war mir das Bemühen eines deklamatoriſchen Vortrags im Geiſte der Dichtung recht überraſchend, und befriedigte den denkenden Zuhörer, der oft auf großen Theatern Töne ohne Sinn und Geiſt vernimmt. Eine Münze ohne Gepräge; Niemand weiß, was er daraus machen ſoll. — Daß ich von den Liebhabern einige auszeichnen mußte, begreifſt Du ſelbſt; aber ich will als wohlaufgenommener Gaſt, wenn ohngefähr dieſe Zeilen durch Zufall oder eine wohlgemeinte Verrätherei von Dir ihnen zu Geſichte kämen, keinen Samen der Unzufriedenheit und der Misgunſt ſtreuen. Doch eine Liebhaberin, deren Name Dir als Künſtlerin durch die muſikaliſche Zeitung bekannt iſt, Dem. Heilmann,

muß ich Dir anführen. Dieſes liebliche Mädchen in der Blüthe ſeiner Jahre erhielt nach einer mehrjährigen Vorbildung ihre endliche Ausbildung bei Mad. Lange in Frankfurt am Main. Ihre Eltern (der Vater iſt der wohlbekannte geſchikte Inſtrumenten-Arbeiter) hatten den weiſen Endzwek, das ausgezeichnete Talent der Tochter ſo zu kultiviren, daß ſie in dieſer glükwechſelnden Zeit ſelbſtſtändig dem Zufall trozen könnte. Sie hatte auch zeither öftere ehrenvolle Anträge aus Holland und Deutſchland, die ſie ausſchlug, da der Sinn für's häusliche Leben ihr die Lorbeeren des Orcheſters und Theaters weniger wünſchenswerth machten. O, lieber Eduard, ich liebe den Drang des Genies zur öffentlichen Thätigkeit, ohne die wir arm an Genuß und ausgezeichneten Menſchen wären; aber ich ehre auch dieſes weibliche Zartgefühl, und mag's mit aller Liebe für die Kunſt keine Schwachheit nennen. — Sie ſang die Myrha. Unbeſchreiblich ſchön war ihre Aria »Ich war wenn ich erwachte«, der himmliſchmilde Ton ihres Organs — Eduard! es war ganz das unſchuldige Mädchen, das den fremden ſchmerzlichen Zuſtand des jungen Herzens in naiver Wehmuth klagt. Wohl unterſchieden hatte ſie, wovon ich ſchon auf guten Theatern das Gegentheil ſah, daß alle Verzierungen und Kunſtausſtellungen der Stimme hier am unrechten Orte ſind, und wie der Karakter der Myrha auch hier der Geſang ſeyn müſſe. Hätte die junge Künſtlerin nicht die Noten in der Hand gehabt; denn das warme Gefühl des Herzens ſtund deutlich in dem lebendigen Geſichte, ich wäre bei aller heterogener Umgebung in der größten Täuſchung des Theaters geweſen. — Aber in den Folgeſtüken ihrer Partie, dem Quartett und dem Finale »Laßt mich, man führt ihn zum Tode» entwikelte ſich auch die Kraft und Kunſt der geübten Sängerin, die mit dem umfaſſenden Organe die lieblichſten Manieren und kräftigen Vortrag verbindet. — Ich will die

Myrha nie beſſer hören. Das Ganze gewährte mir einen genußreichen Abend. Fahre fort du kleines Häuflein kunſtliebender Menſchen, rief ich im Herzen, in deinem edlen Bemühen; laß den hohen Sinn für's Schöne, das Herzerhebende dieſer Kunſt in deiner Bruſt nicht untergehen!

Zum Schluſſe muß ich Dich noch, lieber Eduard, mit einer Stimme aus dem Volke bekannt machen, deren Vorwürfe ich als Fremder nicht beurtheilen kann. — Sie ſind ein Fremder, redete mich mein Nachbar an, dem ich ſchon während dem Concerte an dem auffallenden Muskelſpiel ſeines Geſichts bald Aerger, bald Zufriedenheit, genug ſein hohes Intereſſe an Muſik anſah, und müſſen eine abominable Idee von unſerer Muſik bekommen; und doch iſt es die rechte, denn hier iſt alles was nur Kehle, zwei Arme hat und eine Note verſteht. Aber wo liegt die Urſache, fuhr er fort, nachdem er meine gemüthlichen Aeußerungen für Kinder der Höflichkeit erklärte, in der geſunkenen Kultur und dem erwachten groben Egoismus. — Sie kannten das alte Mainz. Daß ächte Künſtler mit unſerm Fürſten davonflogen und ſich als willkommne Gäſte in Deutſchlands kriegverſchonten Gegenden niederließen, war natürlich — aber den Reſt der braven Muſici, denen die Flügel ihres Genies und ihres Beutels etwas beſchnittener waren, und den ungewiſſen Flug ins Ausland nicht wagen mogten, trieb endlich der Hunger von dannen; denn an Unterſtüzung iſt da nicht zu denken. Und nun durch das tägliche Hören und Sehen des Gemeinen fiel der Geſchmak. Denn das Urtheil muß ſich durch den Vergleich ſchärfen, und fremde Künſtler ſind Kontrebande für uns wie für die Chineſen, mit dem Unterſchiede daß wir ſie gern hörten, wenn ſie die Ehre von uns gelobt zu werden für das Honorar annähmen. Der Unzufriedene gieng noch ins Detail, womit ich Dich verſchone. Sehen Sie, rief er mir beim Schlußchor nach der Thüre

deutend, wo, ich muß es geſtehen, zu meinem Befremden ſchon ein Theil des Publikums, einer bekannten Theaterſitte gemäß, ſich entfernte, ſehen Sie, man iſt ſo ſatt wie nach einer vierſtündigen Mahlzeit. Mein Herr, die Straßen von Mainz werden Sie noch finden, aber die alten Mainzer nicht, die vor achtzehn Jahren drin wohnten. — —

Nächſtens mehr, mein Eduard, ich umarme Dich von Herzen.

— — — m

I.

G e d i c h t e.

D e r P h i l i p p s e i c h, *)
m e i n e m G e b u r t s o r t e.

Trauter Siz der Einſamkeiten,
Den die Ruhe ſich erkohr,
Tönten nie noch meine Saiten
Dir ein Lied des Dankes vor?
Von dem erſtgebornen Sohne,
Den dein Schoos Apollo beut,
Würde dir zum Mutterlohne
Kein Gedächtnißlied geweiht?

---

*) Philippseich, drei Stunden von Frankfurt gelegen, iſt die Reſidenz des Grafen von Iſenburg-Büdingen-Philippseich.

Nein! ich fühl's: in deinem Schooſe
Ward ich, was ich war und bin!
Wie ſo gern denk' ich zur Roſe
Deiner ſtillen Flur mich hin!
O wie gern zu deinen Bäumen,
Wo mich noch die Ruh' umfieng,
Wo ich ſchwärmend noch an Träumen
Edler Ideale hieng!

Meinem Aug' entrollen Thränen:
O, der Kindheit Augenblik
Kehrt lebendig meinem Sehnen,
Meiner Phantaſie zurük.
Jener Kranz von Scherz und Spielen,
In der Unſchuld Siedelei,
Schwebt, in wonnigen Gefühlen,
Zaub'riſch meinem Blik vorbei.

O du Wäldchen dunkler Tannen,
Eingeweiht zu Phantaſien,
Sorgenfrei und heiter rannen
Tage, wie Minuten, hin.
Eiche, unter deren Wipfel
Spielend ich ſo froh gehaußt,
Eh' Orkane deinen Gipfel
Schmetternd in den Staub gebraußt!

Süße Veilchen, an den Heken
Meines Gärtchens aufgeblüht,
Vöglein, die ihr unter Deken
Meiner Stauden einſt gebrüt'!
Maienblümchen in dem Thale,
Die mit Jubel ich gepflükt,
Quelle, deren Silberſchaale
Unter Schatten mich entzükt.

Schäfer jener ſtillen Heerde,
Mit der lieblichen Schalmei,
Ach mein kindlich Herz verehrte
Dich für jede Melodei!
Stunden, einſt bei dir verfloſſen,
Floſſen mir arkadiſch hin;
Blüten, damals mir entſproſſen,
Kennet nur der Kinder Sinn. —

Stille Villa, wo der freie
Geiſt zuerſt in mir entglüht,
Du Erzeugerin, ich weihe
Tiefgerühret dir dies Lied!
War es nicht in deinem Haine,
Wo mein erſtes Lied gelang,
Wo ich in des Spätroths-Scheine
Meine erſte Liebe ſang?

War es nicht in deinen Hainen,
Wo mein Herz zuerſt das Band
Von verſchwiſterten und reinen
Seelen — Plato's Lieb' — erkannt?
Wo noch unter allen Bäumen,
Unter jedem jungen Grün,
Noch in allen meinen Träumen
Urania mir erſchien?

Wo im Kuß von Pſyches Lippen
Meine Jünglings-Seele ſchwoll,
Wo der Trank von Aganippen
Jeder Quelle noch entquoll.
Wo noch keine von den Sorgen,
Die izt meine Kraft verzehrt,
Meinen unumwölkten Morgen,
Meines Abends Ruh geſtört.

Villa, könnt' ich wiederkehren,
O ich kehrte nur zu dir,
Und ein Wohnſiz von Cytheren
Und von Muſen wärſt du mir.
O des Friedens und der Stille,
Die auf deinen Fluren liegt:
Hätt' ich nicht — wär's Gottes Wille —
Ewig mich an dich geſchmiegt?

Wie beglükt ich im Gefilde
Meiner Jugendzeiten bin,
Wall' ich, wie zum heil'gen Bilde
Fromme Pilger, zu dir hin!
O, könnt' ich in jenen Gründen,
Wo der Vorzeit Stimmen weh'n,
Ein Aſyl vor Stürmen finden
Und in Frieden untergeh'n!

II.

Liebe und väterliche Härte.

Eine Erzählung.

Unter den vielen wilden und zahmen, gebildeten und ungebildeten Marsſöhnen, die gleich der wandernden Gallerie einer Optik im Laufe dieſes ewigen Krieges unſer Haus durchzogen, mußte ich kürzlich einen jungen Mann von 27 Jahren auszeichnen, einen Italiener von Geburt. — Der innere Werth des Menſchen iſt unabhängig von ſeiner äußeren Geſtalt; das Gegentheil zu glauben, iſt Verſündigung an der Menſchheit, — Vorurtheil jeder Zweifel an dem von der Natur äußerlich vernachläſſigten, jede Erwartung innerer Vortrefflichkeit bei ihrem Günſtlinge. — Bei aller Evidenz dieſes Sazes ſpricht doch uns ſinnliche Menſchen die ſchönere Geſtalt auch freundlicher an, und unwillkührlich neigen wir das Herz vertrauend hin. Auch ich war beim erſten Anblik meinem jungen Gaſte wohlwollend. Von

ſchönem Wuchs und edler Haltung hatte er die ſprechenden, ausdruksvollen Züge des feurigen Italieners, die noch intereſſanter durch eine gewiſſe unverkennbare Schwermuth wurden. Dieſem Aeußern entſprach der Anſtand, das feinere Benehmen, das den Mann von Erziehung und Welt beurkundete. Dabei verflochten ſich in die erſte unbedeutende Converſation des Unbekannten ſo manche treffende, ungeſucht wizige Bemerkungen, die Kopf und Herz bewieſen. Er war mir eine freundliche Erſcheinung, und doppelt intereſſant, da er kein Sohn des blinden Glüks (er war als Aide bei den Magazinen angeſtellt) geweſen. Denn berechtigt ſind wir doch nur bei Reichthum und hoher Geburt, Bildung und feine Sitte zu erwarten, oder waren es ſonſt: denn häufig hat die ſtürmende Zeit das Unterſte zum Obern gekehrt, und brüſtend geht mancher neue Reiche, der Strandrecht an Geſez und Staat, an ſeinen Mitbürgern oft ſelbſt geübt, izt einher, und möchte gerne durch ſeinen Aufwand, ſeine Feſte, ſeine lächerliche Zeremonien, die Geſelligkeit und Freude nur verbannen, glauben machen, er habe mit dem Reichthum auch Anſtand, feine Sitte, guten Ton erbeutet. Der Pöbel glaubt es ihm, drum ſey er mit der Mehrzahl der Bewundrer nur zufrieden. Vielleicht daß ſeine Enkel einſt — die Kinder nicht — den fetten Boden ſeines Wohlſtands urbar machen, und jene Früchte tragen heißen, die er dem Namen nach nur kennt. —

Mein junger Italiener fand ſich gut bei uns. Wohl that dem Fremdling das freundliche Willkommen, und beſſer noch ward's ihm, da er ſah, daß unſere Freundlichkeit nicht falſche Münze war. — O wie oft, ihr groben Egoiſten, entbehrt der rechtliche und feinfühlende Menſch, den Zwang, Verhältniſſe, vielleicht auch nur der Jugend ungeſtümmer Drang zu leicht erträumten Thaten, in des Krieges rauhe Bahn

geworfen, bei euch das freundliche Willkommen! — »Führt ihn hinauf in ſeine Stube» hört er, und weiß nicht woher, ſchallen; wenn nicht gar euer Haus von unſichtbaren Dämonen ihm bewohnt ſcheinen muß. — Da ſchleicht der arme müde Fremdling der mürriſchen Dienſtmagd nach, der ſich die Arbeit mehrt, und die doch bei dieſen bedürfnißreichen und geldarmen Wandrern auf das ſeltene Trinkgeld nicht rechnen mag. Vielleicht iſt er auch ſo glüklich, beim erſten Eintritt euch begrüßen zu dürfen. Er entſchuldigt (dazu, wenn er ein Franzmann iſt, die Tapferkeit und Höflichkeit wie ächte Krieger paaren) die euch ohne ſeinen Willen verurſachte Beſchwerde. Da lieſt der Unwillkommne des verhaltnen Unmuths Kanzleiſchrift in euren Zügen, und wie ihr ihn, ſtünd es bei euch, gleich wieder gehen hießet. Er birgt den Aerger, der ihm im Innern kocht, greift kalt und höflich nach der Klinke, und wohnt izt, wie ein Feind in der erſtürmten Stadt, in eurem Hauſe. — Kennt ihr Menſchen denn nicht die Macht der Freundlichkeit und Herzlichkeit auf eure Brüder, die weit von Vaterland und Freunden, der Freundſchaft und der Liebe Freuden entbehren? — Wie traulich ſchlug jeder mir in die herzlich ihm gereichte Hand zum freundlichen Willkommen! Wie beſcheiden waren dieſe Menſchen in ihren Forderungen, die zu fordern ſonſt gewöhnt ſind! Und wenn ich meinen Gaſt ohne Umſtände und Vorbereitung bat, im Kreiſe der Meinen die Suppe mitzueſſen, und wir traulich wie alte Bekannten zuſammen ſchwazten, ich wette: er war vergnügter, als wenn ihr den euren zu einem Bratenfeſte, wenn ſichs gerade traf, geladen. — Wie oft ſah ich beim Abſchiede der Rührung Thräne glänzen, und ſchwoll mir jedesmal das Herz hoch im Buſen, den lieben Fremdling wieder hinaus in die Stürme wogen zu ſehen, wo ihm Menſchen hart wie Felſen, Noth und Krankheit und der Tod fern von der lieben Heimath drohen!

Oft ſaß auch ich zuſammen mit meinem jungen Italie- ner im traulichen Geſpräche, und ſo auch eines Abends. Der kalte Nordwind ſchlug klirrend an die Fenſter unſrer Wohnſtube. Wir rükten näher zu dem warmen Ofen und ſchwazend dampften wir recht gemüthlich unſre Pfeifchen. Es rollte das Geſpräch vom Krieg auf ſeine Uibel, auf ſo vieler Tauſenden geſtörtes Glük. In dieſem Schauergemälde, das unſere Phantaſie ſich hier entwarf, wurde natürlich der Liebenden herbe Trennung nicht vergeſſen; und hier bemerkte ich ſichtbarlich die innere Bewegung meines jungen Freun- des. Warum, ſprach ich, rührt Sie dieſes lezte Bild ſo ſehr? Iſt's Eigenheit der Jahre oder — (ich fühlte etwas zu ſpät, daß mich Neugierde und Theilnahme an meines Freundes Rührung zu weit geführt, und wollte ſchweigen.) Doch war ihm auch nicht meine kleine Verlegenheit, die es entſchuldigen mochte, entgangen. Ich verſtehe Ihre Frage, und gab ja ſelbſt den Anlaß, erwiederte er. Gern will ich ſie befrie- digen, dieſe freundſchaftliche Neugierde; denn meinem Herzen wird es wohl thun, einmal durch Mittheilung ſich zu erleichtern. Ich bin nicht glüklich, und nie kann ich es mehr werden. Hören Sie mein. Geſchichte.

In P. im obern Italien bin ich geboren. Mein Vater war Beamter; treue Redlichkeit, unermüdeter Dienſteifer gaben ihm, wie allenthalben dem Verdienſte, das ſpärliche Ein- und Auskommen. Zärtlich liebte er meine gute Mutter, und mich den einzigen Sohn. Was er an Zeit den Berufs- geſchäften erübrigen konnte, ſchenkte er meiner Erziehung. Er machte meinen Privatlehrer, und ſelbſt der einſame Spaziergang, die Erholung des genügſamen Mannes, war meinem Unterrichte gewidmet. So erreichte ich die reifern Jahre, wo ich die Univerſität in meiner Vaterſtadt bezog. Kaum ein Jahr ſpäter, wo ich den höhern Studien mich geweiht, erkrankte mir der gute Vater. Was die Kunſt der

Aerzte, was die Liebe der treuen Gattin nur vermogte, das theure Leben zu erhalten, geſchah; aber ſichtbar und unerbittlich nahte ſie heran die Stunde, wo Gatte und Vater uns verlaſſen ſollte. Und wenn ich aus dem Lethe tränke, und Gedächtniß für Freude und Leid und ſelbſt der Geliebten Bild mir ſchwände, der Abſchiedsſtunde bittere Rükerinnerung würde mir doch bleiben. — Mein guter Sohn, ſprach er, und reichte mir die kalte Hand, ich verlaſſe dich und deine liebe Mutter. Gern lebt' ich noch, um die Zukunft euch zu ſichern, bis du als Mann, wenn auch in kleinem Amte, dich und die Mutter nähren könnteſt. Denn Vermögen konnt ich euch, ihr Guten, wie ihr wißt, nicht ſammeln. Doch hat mein Bruder mir verſprochen, bis zu jener Zeit für euch zu ſorgen. Mein guter Sohn, nüze die Zeit deiner Studien; bewahre dir das redliche, menſchenfreundliche Herz und den ſeltnen Schaz — Genügſamkeit; ſie wird dir, wie deinem Vater, Zufriedenheit und ſicheres Glük beſcheren. Ja ſie verläßt mich nicht in dieſer Stunde, und gelaſſen ſehe ich, daß mir die Jahre ſind ſparſam zugezählt. — Was weint ihr meine Lieben! Freut euch des Lohns der Tugend; ſtolz darf ich mit dem Redlichen in dieſer Prüfungsſtunde ſagen: mein Tod iſt der Tugend Feier. — Komm, gutes Weib, Gefährtin meiner Tage in Freude und Leid, küſſe mich zum Abſchiede, und auch du mein Sohn, auf frohes Wiederſehen. Izt laßt mich. — Da führte ich die Mutter halb ohnmächtig in die andere Stube, und nach einigen Minuten war er nicht mehr, der Redliche.

Der heftige Schmerz war izt vorüber, da kehrt ich mit neuer Liebe, geſtärkt von dem hohen Beruf, der Mutter Hoffnung und einzige Stüze zu ſeyn, zu den Wiſſenſchaften wieder. In dieſer Zeit war es, wo ich meinen Ferdinand kennen lernte. Er war der Sohn des Hofmarſchalls unſers Fürſten, Baron O., von gleichem Alter, ein Jüngling von

dem beſten Herzen, von den ſchönſten Anlagen. An Temperament zwar verſchieden, war doch Herz und Seele ſich verwandt; und wir ſchloſſen den Bund als Freunde, den nur der Tod einſt löſen ſollte. Er führte mich in ſein Haus ein. Sein Vater, ein rauher ſtolzer Mann, dem Adel die edelſte Race der Menſchheit galt, ſah doch gern, daß ich als Freund dem feurigen Jüngling zur Seite gieng, und lud mich ein, den Sohn im väterlichen Hauſe recht oft zu ſehen. Auch die Gräfin, ſeine Schweſter, der perſonifizirte Ahnenſtolz, empfieng mit herablaſſender Güte den bürgerlichen Freund des geliebten Neffen. Izt führte Ferdinand mich zu der Schweſter (die ältere war damalen bei einer Tante auf dem Lande) im untern Geſchoſſe des Hauſes, das an den Garten ſtieß. — Hier, liebe Schweſter, mein guter Freund, den du früher ſchon ſehen wollteſt. Sie hatte nicht die Leiseintretenden bemerkt, und überraſcht erhob ſie von der Stikrahme, auf des Bruders Rede, das liebliche Geſicht. Ja, mag immerhin Liebe bei Vielen durch längern Umgang erſt gewekt und gepflegt werden, ſie iſt doch eine Treibhauspflanze, an Geruch, Geſchmak und innerer Kraft vom Sprößling der Natur höchſt verſchieden. Ich ſah und liebte, und mit meinem Leben wird nur dies Gefühl erſterben. Es war Ahndung des innern Werthes des Mädchens, der ſpäter ſich erprüfte, und Liebreiz der Geſtalt.

Sie mochte 16 Sommer zählen. Von mittlerer Größe war Ebenmaß in allen Theilen der lieblichen Geſtalt. Dunkelbraune Loken wallten zu dem vollen Buſen, dem Barometer der ungekünſtelten Empfindung. Süße Schwermuth ſprach aus dem Blike, aus der blaſſen zarten Farbe des Geſichts. Das dunkle ſeelenvolle Auge, die ſanften Züge bürgten laut für des Herzens Güte. Melodiſch klang der ſüßen Rede Ton aus dem ſchönen Munde, von der Liebe wie zum Kuß geformt. — Des lieben Bruders Freund, beDeg-

nete ſie ſeiner Rede, iſt der Schweſter herzlich willkommen, und reichte mir die ſchönſte Hand zum Kuſſe. Von nie gekannten Empfindungen beſtürmt, drükte ich mit Heftigkeit ſie an die brennende Lippe, und das ſanfte Mädchen, von ähnlichen Gefühlen überraſcht, zeihte mich dieſer Sünde gegen den Wohlſtand nur durch ein himmliſches Erröthen und einen bittenden Blik. — Der muntere Bruder ſah mit ſchadenfroher Luſt unſere wachſende Verlegenheit. Ach! ihm ahndete nicht die Gewitterwolke, die zerſtörend an dieſem heitern Himmel bald erſcheinen würde. Schalkhaft umarmt er das liebe Geſchöpf. Daß du, ſprach er, mich ſo liebteſt, theure Schweſter, hab ich wahrlich nicht gewußt. Heute ſchlägſt du mir nichts ab; komm Liebe, ſinge uns etwas. Unſer Freund iſt muſikaliſch, er kann dir, wenn du es ihm erlaubſt, dein Spiel künftig mit der Flöte begleiten. Sie ſezte ſich an den Flügel und wählte eine liebliche Romanze: Unglükliche Liebe. — In leichtem Tanze flogen preludirend die ſchönen Finger auf den zartgeſchlagenen Taſten. Lebhaft ſprach aus dieſer eignen Phantaſie der volle Geiſt der Dichtung, und füllte das Herz des aufmerkſamen Hörers mit banger Ahndung. Sie hatte izt geendet, da erhob ſie ſanft bewegt vom Schikſale ihrer Helden, im Tone der Erzählung die himmliſche Stimme, und izt, ſo lautete die Dichtung, klagte die Geliebte den tiefen Schmerz bevorſtehender Trennung, ſchwur ihm den Schwur der ewigen Treue. O des wonnereichen Augenbliks! es waren Töne wie aus Himmelshöhen, den eignen Schmerz nur klagend, den Schwur der Treue mit eignem zerriſſenen Herzen aus tiefer Seele dem Geliebten ſchwörend. Nur des Bruders Gegenwart mochte mich abhalten, dieſem ſüßen Geſchöpfe zu Füßen zu fallen. — So ſchön, ſprach der Bruder, haſt du noch nie geſungen. Ich danke dir von Herzen, liebe Schweſter. — Wir vermogten wenig mehr zu ſprechen, und dieſes

Schweigen iſt wohl bei Liebenden das beredte Geſtändniß der Gefühle. Ich erhielt die Erlaubniß bald wieder zu kommen, und entfernte mich. — Was ich empfand! — es war meine erſte Liebe. Nur deutlich war mir in dieſem Sturm der Seele der Gedanke: du mußt ſie beſizen, wie der Schiffbrüchige das Leben ſucht. Die öftern wiederholten Beſuche fielen von dem geſchäzten Freund des Bruders und unter dem Vorwand muſikaliſcher Uibungen nicht auf. So näherten ſich die Herzen der Heißliebenden ohne deutliches Geſtändniß, bis unter ſo reizenden Gelegenheiten auch dieſe Stunde der höchſten Wonne uns beſchieden ward. O könnt ich ſie ausmerzen aus dem Tagbuche meines Lebens mit meinem Leben ſelbſt! Die Familie war zum Beſuche auf ein benachbartes Gut gegangen. Die Geliebte, meinen Beſuch vermuthend, hatte unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit es abzulehnen gewußt. Ich erſchien. In eine gewiſſe Verlegenheit waren wir beide ſchon über dieſe heutige Sicherheit gekommen. Aber den rein Liebenden ergreift eine heilige Scheu vor dem entſcheidenden Augenblike des Geſtändniſſes, und was das Herz ſo ſehnlich wünſcht, hat er den Muth nicht ſich ſelbſt herbeizurufen. Nur der Zufall webt gemeinlich jenes Nez, worin ſich die verwandten Herzen fangen. Auch uns geſchah dies. Jene Arie, die bei meinem erſten Beſuche die holde Sängerin und mich den Hörer in ein Meer neuer Gefühle getaucht, ſie fiel mir izt zufällig in die Hände. Ich legte ſie ihr vor. Wenn damals der Geiſt der Liebenden in ihrem Vorſpiel wehte, ſo ſtürmte izt die eigne Empfindung des hochbewegten Buſens in das Spiel der Saiten, und als ſie des Herzens Trauer klagte, der Wehmuth Perlen aus dem Auge thauten, das den Himmel beim Schwur der Liebe zum Zeugen anzurufen ſchien, und dies dunkle Auge izt thränenſchwer voll Zärtlichkeit ſich auf mich den Glüklichen ſenkte, da ſtürzte ich bewußtlos zu des Mädchens Füßen.

— Helene! — Mein Wilhelm! — Und der Bund für dieſes Erdenleben war unter den Heißumarmenden geſchloſſen. O mein Freund! wenn Sie je geliebt haben, die Wonne eines ganzen Erdenlebens iſt in dieſem Moment der Seligkeit in einen Punkt gedrängt. Halb bewußtlos trug ich das bebende Mädchen auf den nahen Sofa. Mein Mund bedekte mit glühenden Küſſen die reinen Lippen, den nie entweihten jugendlichen Buſen, der ſelbſt die lezten Feſſeln in ſtürmiſchen Wogen ſprengte. Verrätheriſch irrten die entflammten Blike auf nie gekannten Reizen. Mit ſteigender Ahndung höherer Genüſſe erſchlaffte jeder Zügel der Begierde, dem Sinnetrunknen war ſelbſt das Heiligſte nicht mehr heilig, und der Unſchuld Genius verhüllte traurend ſein Antliz über die Gefallenen. — Schreklicher tönt nicht dem Verbrecher die Sterbegloke, als wir beim hellen Schlag der nahen Pendeluhr aus dieſem Schlaf erwachten. Zermalmt, zernichtet lag ich zu ihren Füßen und alle Furien peitſchten mein Gewiſſen. Da ſchlang die Himmliſche mitleidend den Arm um meinen Naken. Wilhelm! ſprach ſie mit Thränen, was du verbrochen, ich habe Theil an deiner Schuld. Du biſt ein guter Menſch, mein Schikſal iſt auf ewig mit dir vereint. Den Tod will ich leiden, aber nicht die Trennung von dir. — Sie können denken, daß ich dieſe hohe Liebe mit tauſend Schwüren ewiger Treue erwiederte. Izt kehrte Ruhe und Heiterkeit und alles Glük der Liebe wieder. Hundert Pläne durchkreuzten unſer Gehirn, wie unſere Verbindung möglich zu machen wäre, hundert mußten wir verwerfen: Aber wir zweifelten nicht an dieſer Möglichkeit, ja Gewißheit, wenn wir im äußerſten Falle ſie auch durch offnes Geſtändniß, unter Freundes Beiſtand, des Bruders und ihrer Schweſter, und ſelbſt durch Flucht erzwingen müßten. — Wer einmal aus dem Becher verbotner ſüßer Luſt gekoſtet,

wird ſchwerlich unter unſern Umſtänden ſich den Genuß freiwillig verſagen. Das Schlafgemach meiner Geliebten ſtieß an den Garten, zu deſſen kleiner Pforte ſie mir einen Schlüſſel verſchaffte, und ſo ſchlich ich allnächtlich auf dem geheimen Wege zu meinem Glüke, das ich durch Verbrechen mir geſichert hatte. Drei Monden waren dahingeſchwunden, ohne daß wir es wußten, was einſt aus uns werden ſollte, denn das theure Mädchen fühlte ſchon die Folgen verbotner Genüſſe. Da erfuhr der Vater durch einen Bedienten die Verrätherei, die ich an heiliger Gaſtfreundſchaft begangen. Der Alte ſchäumte vor Wuth und Rache, und hatte nur ſo viel Kraft, ſich zu eigner Uiberzeugung auf die Nacht zurükzuhalten. Sie erſchien, und alles Unglük ſeit dieſer Stunde über meinem Haupte. — Es war ſpäte Nacht, als wir zu unſerm Befremden mancherlei Bewegungen im Hauſe ſpürten, die uns mit banger Ahndung füllten. Helene rieth mir ſie zu verlaſſen; aber welcher Liebende verläßt in ſolcher Zeit ſein Mädchen, wenn ihn nicht etwa die Gefahr alles zu verlieren nöthiget? Aber ſie ſchien zu kommen; denn wir hörten wie es ſich mit leiſen Tritten von der Stiege herab unſerm Zimmer näherte; und als wir izt einen Lichtſtrahl durch eine Thürſpalte blizen ſahen, da drükte ich einen heißen Kuß, ach! den lezten, auf die ſüßen Lippen, fuhr raſch nach den abgelegten Kleidern, und ſprang mit dieſen auf dem Arme durch das offne Fenſter auf wohlbekanntem Wege nach der kleinen Gartenpforte. In der Sicherheit wo ich war, und gedrängt von Angſt um die Geliebte, wagt ich mich ſo weit zurük, daß ich die Schrekensſzene ſehen und hören konnte. Um keine Zeit zu verlieren hatte der Vater die verſchloſſene Thür mit einem Fußtritt geſprengt und ſtürzte mit dem Degen in der Hand zu dem Bette des erblaßten Mädchens. — Wo iſt der Bube, der Schänder meines Hauſes? (der vergeßne Hut, das offne Fenſter

zeugten laut.) Und dir verworfnen Meze folgt Fluch und Schande. Von meinem Herzen haſt du dich losgeriſſen, von dem Herzen des Böſewichts will ich dich losreißen. Die Hand ſoll verdorren die euch den Segen giebt, aber ihrer Rache ſollt ihr nicht entgehen. Die überſpannte Wuth hatte ihn entkräftet; er ſank auf den Sofa; Ferdinand war auf den Lerm herbeigeeilt, auch die Tante. Die Unglükliche lag zu des Vaters Füßen ohne ein Wort ſtammeln zu können. Ich floh betäubt nach Hauſe. —

Wer ſchildert meinen Zuſtand! — Das erwachte Gewiſſen, die Angſt und Thränen der Verzweiflung des armen Mädchens, das geſtörte Glük einer Familie, die mich gaſtfreundlich aufgenommen, von der ich geliebt war, die Verachtung meines Ferdinands, meine heiße Sehnſucht. — — Nach einigen Tagen war ich gefährlich krank, und zu meinen glüklichſten Stunden ſeit jener Zeit rechne ich die, wo ich beſinnungslos gelegen. Ferdinand kam einmal in jener Krankheitsepoche zu mir, ſeitdem nicht mehr; ſein Vater ſandte ihn gleich darauf nach Neapel. Er ſtund, wie mir die Mutter ſpäter erzählte, weinend an meinem Bette, ſprach kein Wort, hielt meine fieberglühende Hand in der ſeinen, und drükte beim Weggehen den Kuß der Freundſchaft auf die Lippen des unwürdigen Freundes.

Du guter Menſch, ſchwer hab ich an dir geſündigt; auch du biſt hinübergegangen, wo kein Wahn die Menſchen trennt. Du blikſt Milde lächelnd auf den Freund, der noch die ſchwere Bürde dieſes Lebens trägt. O laß mich bald an deinen Bruderbuſen ſinken! Meine Jugend, die Pflege der treuen Mutter und die Kunſt der Aerzte, die meinen Zuſtand auch als Seelenzuſtand behandelten, ſtellte mich wieder her. Vergebens ſuchte ich auf allen Wegen durch Briefe Nachricht von der Geliebten zu erhalten; der Vater

hatte ſie durch ſeine Getreuen ſo umgeben, daß zwei dieſer Briefe in ſeine Hände kamen. —

Ich wand mich ſchriftlich an die Schweſter, die Helene zärtlich liebte, bat und beſchwor ſie um Nachricht, da ich der Verzweiflung nahe wäre. Sie antwortete mir: »Ich ſehe wenig Hoffnung. Ihr Name darf nicht genannt werden. Meine Schweſter wird Sie ewig lieben, ſie kann Ihnen nicht ſchreiben, es iſt unmöglich. Vertrauet auf Gott und die heilige Jungfrau, ſie wird Euch Armen ja auch helfen.» — O mein Freund, wie ich unglüklich war! Ich wollte das Unſinnigſte unternehmen. Was mir noch alle Hoffnung der Ausſöhnung mit dem Vater raubte, war der tollkühne Streich, daß, nachdem ich ihn ins Theater hatte gehen ſehen, ich ihn beim Ende erwartete, und beim Weggehen, wo man durch einen Vorhof mußte, auf die Seite zog. Ich lag zu ſeinen Füßen, was ein Vaterherz nur erweichen konnte, die thränenvolle Reue ſeiner Kinder, das zermalmte Glük ſo vieler durch ſeine Härte, daß ich ja nichts als das Mädchen wolle, daß er alle Güter ſeinen andern Kindern geben ſolle. — Er grinzte mich mit einem Tygerlächeln an, und nicht eine Silbe entfuhr ihm. Da riß der Faden der ergebenſten Geduld, es ſprangen mir alle Feſſeln der empörten Eigenliebe. Der eigne Menſch, der ſich bis izt wie ein Wurm vor dem andern gekrümmt hatte, erwachte furchtbar in mir. Ich ſprang mit Wuth auf. »Menſch! wenn du ein Mann von Ehre biſt, ſo räche die Schande deiner Tochter mit dem Degen! Da ſchallte ein ſataniſch Lachen aus dem wuthverzerrten Munde, und der Unmenſch ließ mich ſtehen.

Dieſe lezte Verwegenheit mit den Zeitbegebenheiten verbunden beſtimmte ihn auch wahrſcheinlich, ſchnell die Reſidenz zu verlaſſen, und mit Helenen und der ganzen Familie nach ſeinen Gütern zu reiſen. — Denn um dieſe Zeit

wüthete aufs neue der würgende Krieg in Italiens Gefilden. Vor Galliens glorreichen Fahnen flohen betäubt die öſtreichiſchen Heere, und das Siegespanier, von dem Genie getragen und dem Tapfern geſchüzt, wehete ſchon am Geſtade des Po. Da tönte, wie ſo vielen andern Herrſchern, auch unſerm Fürſten des mächtigen Schikſals Ruf in dem nahen Donner des Geſchüzes. Er floh vom väterlichen Throne, um nie ihn wieder zu beſizen. Und was vom Size der Majeſtät abgehangen, zerſtäubte wie Spreu in alle Winde. Die Franken beſezten bald Land und Reſidenz, und ließen eine proviſoriſche Regierung die verlaſſenen Zügel ergreifen. Die Laſt meines Unglüks, das mich ſo ſchwer beugte, wurde noch durch häusliche Verhältniſſe vermehrt. Mein Oheim, der väterlich ſeitdem geſorgt, verlor ſeine Stelle, und wir dadurch jede Unterſtüzung. Der guten Mutter allein erhielt ich ein Leben, das ich freuden- und hoffnungslos gewiß als eine unerträgliche Bürde weggeworfen hätte. Aber das heilige Gefühl der Kindesliebe ſtund feſt in der Bruſt des Dankbaren, den ſich die liebende Mutter, der unvergeßliche Vater erzogen. — Ich ſuchte einen Dienſt, und ward bei den Magazinen angeſtellt. In der unbeſchreiblichen Herzensangſt, in der ich lebte (es waren ſieben Monate ſeit jenem unglüklichen Abende, der über unſer Schikſal entſchied, verfloſſen), erhielt ich einen Brief von Helenen. Hier iſt er. Ich trage dies theure Andenken ſtets bei mir in meiner Brieftaſche. »Mein guter Wilhelm! Ich bin ſehr unglüklich, und Du biſt es auch. O mein Gott! was haben wir verbrochen, daß die Menſchen ſo hart mit uns umgehen! Ich bin eingeſperrt, mein Vater läßt mich nicht vor ſein Angeſicht. Nur meine Schweſter, meine liebe Schweſter und mein unendlicher Schmerz ſind meine Geſellſchaft. Mein Wilhelm! mein Gatte! ſoll ich Dich denn nicht mehr ſehen? Ich bin ja Mutter in zwei Mon-

den, und darf nicht einmal meinen Tod wünſchen! O mein Wilhelm! verzeih mir, daß ich Deinen Schmerz noch vermehre. Bete wie ich. Stundenlang knie ich vor der heiligen Jungfrau und meiner Schuzpatronin und bete für Dich und dein Kind, das ich unter meinem Herzen trage. Mein Geliebter! ich kan̄ nicht mehr ſchreiben vor meinen Thränen. Ich liebe Dich ja ewig. Deine treue Helene.»

Der Einſender dieſer Erzählung muß izt den Faden der Geſchichte ſelbſt ergreifen. Mein junger Freund war durch dieſe lezten ſchmerzlichen Erinnerungen erſchöpft, ſeine Thränen floſſen unaufhaltſam, und mit einer angſtgepreßten Bruſt, die ſeinen Seelenzuſtand deutlich ſchilderte, erzählte er mir nicht ſehr zuſammenhängend den Verfolg ſeiner Geſchichte. Helene wurde nach zwei Monden Mutter von einem Mädchen. Der unmenſchliche Vater nahm den Säugling von ihrer Bruſt und ſandte, ohne daß man wußte wohin, ihn in ein Hoſpital. Wilhelm erfuhr es, berief ſich auf ſein Vaterrecht, und empfieng das Kind, welches er ſeiner Mutter übergab.

Es iſt wahrlich eine ſchmerzlichſüße Mitempfindung, einen guten Menſchen mitten in ſeinem höchſten Schmerze von einem heiligen Naturgefühl durchglüht zu ſehen. Als er in ſeiner Erzählung an den Moment kam, wo er das Kind, das Ebenbild der Geliebten, aus dem Hoſpital empfieng, und auf ſeinen Armen ſeiner Mutter zutrug, da ſprach verklärte Vaterfreude, wie ein Sonnenblik am trüben Himmel, aus dem thränenden Geſichte. Alle Hoffnung möglicher Verſöhnung war verſchwunden; er machte ſein Begehren, die Mutter zu ehelichen, an den Gerichten anhängig. Im Laufe dieſes Prozeſſes erhielt das Kommiſſariat Befehl zum Aufbruch. Gedrängt von Nahrungsſorgen, von der eignen liebenden Mutter und ſeinen Freunden, die bei ſeiner ſchwindenden Geſundheit ſeinen gewiſſen Tod fürchte-

ten, und mögliche Rettung in der Entfernung unter andern Menſchen und Verhältniſſen hofften, beſchwichtiget von dem Oheim, der ſeine Sache vor Gericht wie ſeine eigne zu führen verſprach, folgte er ſeinem Berufe, und wurde im Laufe der Kriege bis nach Mainz verſchlagen. Ohne Nachricht, nur ſeinem Schmerze überlaſſen, brachte ihm eines Morgens ſein Freund, der Kommiſſär, einen Brief, der mehrere Monden dem umſchweiflichen Weg der Armeen und dem Bureau nachgekommen war. Er war, wie ich ſah, mit zehn verſchiedenen Poſtſtempeln verſehen. Helenens Schweſter hatte ihn geſchrieben. Die Parze hatte entſchieden, Helene war nicht mehr. Der Unmenſchlichkeit des Vaters, der heißen Sehnſucht nach dem Gatten und ihrem Kinde war die zarte Natur erlegen. Sie hatte ihres Wilhelms noch in ihrer Sterbeſtunde gedacht, und hoffte dort den Lohn der treuen Liebe, wo Unmenſchen die heiligen Bande nicht mehr löſen können. Der gute Wilhelm zeigte mir izt noch ein heiliges Andenken, eine Haarloke Helenens, die er auf dem Herzen trug; aber in dieſem Augenblike brach auch das eigne Herz dem Liebenden. Lautes Schluchzen tönte aus der gepreßten Bruſt, ſeine Augen ſtarrten gen Himmel, und verzweifelnd rang er die Hände. O mein Gott, mein Gott! rief er, und ſtürzte aus dem Zimmer nach ſeiner Wohnſtube. — — Einige Tage blieb er noch bei mir; aber alle Gemüthsruhe war von ihm gewichen. Das arme Herz blutete durch die wiederaufgeriſſene, noch nicht geheilte Wunde. In ſich gekehrt und ſtill ſaß er noch oft an meiner Seite, und jeder Anklang von Scherz und Freude gieng an dem verſtimmten Gemüthe verloren. Herzlich weh that mir der Abſchied von dem guten Menſchen. Ich denke Ihrer, ſprach er gerührt, Sie ſollen von mir erfahren. — Ich habe nichts ſeitdem von ihm gehört. Vielleicht daß das müde Herz die lang erſehnte Ruh gefunden.

III.

Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſize des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether v. Iſenburg und Adolf v. Naſſau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

(Fortſezung.)

Vnderdeſſ alß die ſachen alſo geſtanden ſein, hat Pfaltzgraff Friderich Churfürſt ꝛc. einen tag gen Oppenheim beſtimpt, ob ſie konten zwuſchen beyden ſtrittigen partheyen ein Vertrag vnd Vergleichung treffen; daruff der von Iſenburgck ſeine Ret dahin geſantt, alſ nemblich graff Emichen von Leyningen, vnd noch einen genant Diether von Huben ſeinen kemmerling. So hat der von Naſſaw auch einen, genant Adolff von Naſſaw, gen Oppenheim

geſantt, vnd hat dem Pfaltzgrauen antzeigen laſſen, wie Ire ſachen vertragen vnd geſünet ſeyen, Ime auch frundlich laſſen danckſagen, welichs den Pfaltzgrauen ſere befrembt hat; vnd iſt deſhalben vß diſſem vergleichßtag nichts worden, vnd ſeint beyderſeittß widder heymb geritten. Zuuor aber vnd ee deß von Iſenburgck Rete von Oppenheim widder abgeſchieden ſeint, haben ſie dem Rat nach Mentz geſchriben, daß ſie kein glauben ſolten geben dem vorgeben, daſ die ſach verglichen ſey, ſonder ſie ſolten bey dem abſcheyd pleiben, welchen ſie zu Steinheim von Irem Hern dem von Iſenburgck verſtanden haben; ſo wölten die Hern Iſenburgck, Pfaltz, vnd Catzenelbogen vff den neſten montag dornach zu Hemſpach an der Bergſtraſſen zuſamen komen, vnd die ſach furter beſlieſſen, darby ſollen der Rat vnd gemein zu Mentz die Irigen auch erſcheinen laſſen, damit ſie ſelbß konnen zuhoren, was durch die Furſten vnd Hern beſloſſen würt.

Heruff hat ſich der Rat vnd gemein beſprochen vnd vereinigtt, vnd haben ettlich vß den Irigen nach Hemſpach abgeuertigtt. Alß ſie nu dohin komen, haben obgemelte Hern beſloſſen, ſich in dieſſer ſachen mit nichten abzuſündern, ſonder alß buntgenoſſen zuſammen zu halten, den von Iſenburgck beym Ertzbiſthumb zu erhalten, oder mit gewalt widder einzuſetzen; haben derwegen an die von Mentz begertt, daß ſie ſich auch zu Inen ſlagen vnd In Iren Bunt begeben wöllen, mit hulff vnd byſtant zu Inen ſetzen, dan ſie ſoliche abſetzung des von Iſenburgck in diſſen landen mit nichten geſtatten vnd zugeben; ſie wollen auch deßwegen Ire Rete gen Mentz ſchicken, vnd mit dem Rat weitter von den ſachen reden laſſen ꝛc. Alſo ſein ſie von eynander geſcheyden, vnd haben die geſantten des Ratß vnd Gemein, ſolichs alles dem Rait vnd Gemein zu Mentz vorpracht; die habent ſich berett vnd beſloſſen, daſ ſie die Irigen widder

zu den Hern ſchicken wölten, noch weiter von den ſachen zu redden; welichß dan auch forts dornach geſcheen iſt. Eß ſeint auch der drey Hern Rete nachmailß zu den geſantten gen Mentz komen, vnd haben vil geſprech vnd Handlung mit- eynander gepflogenn, hat wol acht tag gewhert, daſ ſie ſich der ſachen nit haben vereynigen können.

Hirzwuſchen alß ſie alſo wegen diſſer ſachen ab vnd zu- gingen, waren die drey Hern, als Iſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen zu Oppenheim, vnd begaben ſich one wiſſen des Rats gen Mentz, deß ſich der Rat nit wenig verwundert, weil die Cleriſey oder Pfaffheit zu Mentz ußgab, daß der von Iſenburgck excommunicirt vnd Im bann were nach Inhalt der Bepſtlichen Bullen, vnd weill man auch in ſeiner gegenwertigkeit müſte Interdikt halten, das iſt, Stillſtant mit allem gottesdinſt. Alß nu die Hern gen Mentz kamen, vnd durch den dhum gingen nach dem Hoff zu, zum hauß, das man nennet zum alten Schulteſ- ſen *), das geſchach vff den Abent, eben als des Rats vnd der Gemein geſantten den künfftigen morgen ſolten zu der Hern Rete geen, vnd mit Inen fürterß vß den ſachen reden, die ſich biſher verlengertt vnd geſtoſen hatten, vnd alſ ſie in den Dhumb kamen, do ſahen vnd horten ſie, daſ man in gegenwertickeit der drey Hern vnd der Irigen ſang, vnd Meſſe laße, wie auch in allen Stifften vnd Cloiſtern in Mentz geſchach; alſo gingen ſie furters zu der dryen Hern Reten, verrichten aber nichts, ſonder verſchoben die Zuſam-

*) Der ehemalige v. Weiherſche Hof auf dem Baal- plaze. Er war im 14ten Jahrhundert ein Eigenthum des Mainzer Schultheißen Emercho, welcher ihn auch wahr- ſcheinlich erbauet hatte, wovon er noch ſehr ſpät den Na- men zum alten Schultheißen vff dem Kylſtock fortbehielt.

ckunſt vff ein ander zeitt, dan die Hern wollten nu ſelbſt doby ſeyn. Eß iſt auch alſo geſcheen; eß hat ſich aber doch die ſach noch acht gantzer tag vertzogen, daſ man ſich derſelben nit vergleichen kunt, biß zuleſt, daß der new Her Adolff von Naſſaw alleß gewar wart, do ſchrieb er an den Rat, daß ſie ettlich vß dem Rait vnnd gemein zu Jme gen Eltuil ſchickchen ſolten, dan er hab nöttige ſachen mit Jnen zu redden, welches Jnen ſunſt nit fuglich könnte zu wiſſen geton werden; doruff der Rat vnd Gemein geratſlagt vnd ſich verglichen, ettlich vß Jnen hinab zu ſchicken; wie dan pald geſcheen. Alß ſie nu gen Eltuil kamen, hat Her Adolff von Naſſaw ein lang geſprech mit Jnen halten laſſen, antreffent eine Nachredde vnd Verlumbdung, die Jm war nachgeſagt worden, daß er dem Bapſt ſolt verſprochen haben, Jme zu vergunnen, in teütſchlant eine ſchatzung vffzuheben, dorumb Jn die Jſenburgiſche mit ſchrifften vnd andern vfflagen ſolten verlumbdt haben. Dieſſer ſachen haben die geſanden des Rats vnd der gemein von Mentz ein vertzeichnuß mit Jnen heimpracht, welche der Rait vnd ein mergliche antzal vß der gemein geleſen vnd angehortt, dieſelb vff ir ſelbs laſſen beſteen, auch des ſchreibenß vnd werbung Hern Adolffs von Naſſaw nit vil geacht. Hierzwuſchen hat der Rat mit den dryer Hern Reten alltzeit uß den gemelten ſachen redden vnd handeln laſſen, aber doch kein entlichen Beſluß gemachtt.

Vnderdeſß iſt her Adolff von Naſſaw verſtendigt worden, daß der von Jſenburgck der ſtatt Mentz die Zollfryhung, die Pfaffenrachtung, das Vngelt der Pfaffheit, vnd anderß zu geben ſich erpotten haben ſolt, hat derhalben zu dem Rat gen Mentz geſantt graff Philipſen von Naſſaw, der hat mundlich mit dem Rat geret, vnd ſich von ſeins Hern wegen erpotten, der ſtatt volliclichen zu tun, als der von Jſenburgck. Doruff habent ſich der Rat vnd

gemein beſprochen, vnd ſich vereinigt der meiſte teil, daſ ſie ſtill ſitzen, vnd deß von Naſſaw erpieten annemen wöllen. Alß dieß ettlich im Rat vnd vß der gemein gehort, ſtunden ſie vff, vnd gingen uß dem Rat, vnd begaben ſich in dhumb zu Hern Raban von Liebenſtein, vnd Hern Roſenberger *), vnd begerten von Jnen, daß ſie vff das Rathuß gingen, vnd redeten dem Rat inn, dan der Rat vnd gemein wolten nit vff Iſenburgs ſeyten zuſlagen, ſondern wolten bey dem von Naſſaw halten. Alſo gingen her Raban von Liebenſtein, vnd Her Johan Mönch von Roſenberg, vnd her Johan Specht von Bubenheim von ſtunt an vff das Rathuß, vnd ſprachen zu dem Rat vnd der Gemein, welche noch verſamblet waren, ſie ſolten zuſehen, was ſie theten; dan was Jnen der von Naſſaw zugeſagt vnd verſchrieben, das hett er nit Macht, vnd die dhumbhern die vff ſeiner ſeytten hielten, die hetten Jnen Jr ſigel geſtolen, vnd auch das Heyltumb; darumb widderriefen ſie das, vnd hettens auch kein macht, one ſie ettwaß zu tun; ſagten auch, der Pfaltzgraff ſolt ſie wol bey Jren rechten erhalten, vnd ſolt der Rat wol zuſehen, daß ſie weißlich handelten. Mit diſſen vnd dergleichen redden enderten ſie die mainung des Burgervolcks, daſ ſie anfingen, ſich noch einmal zu beredden, vnd wante ſich endlich der meiſte hauff vff des Iſenburgs ſeiten, vnd machten ſich der Appellacion, die er von Bapſt an ein Concilium getan, anhengig, vnd vereynigten ſich, by dem von Iſenburgk zu halten gegen den von Naſſaw, auch widder das gebott des Bapſt vnd Keyſerß.

---

*) D. i. dem mackern Mönch v. Roſenberg, Domherrn und damaligen Kämmerer des weltlichen (Stadt-) Gerichts zu Mainz.

Alß nu ſoliche Verwilligung vnd vereynigung der ſtatt Mentz geſcheen war, hat der von Iſenburgck die Cleriſey oder Pfaffheit erſuchen laſſen, begerent, daſ ſie Innerhalb drey tagen ſich bedencken, vnd ſeiner appellacion ſich auch anhenckig machen wolten; weill aber die Pfaffheit in diſſer ſachen zwyſpeltig war, vnd der ein teil uß Inen dem von Iſenburgck günſtig, der ander teil dem von Naſſaw, ſo theten ſich vil von den Stifften, prelaten, Canonici, vnd andere vß der ſtatt, vnd wolten ſeiner appellacion nit anhangen, lieſſen vil ehe ir Narung, vnd was ſie hatten, dehinden. Die andern aber plieben in der ſtatt, vnd wurden des von Iſenburgcks appellacion anhengig, vnd leiſten Im gehorſamb. Alſo iſt der von Iſenburgck in der ſtatt plieben, vnd hat die ihenige, die Im nit wolten gehorſamb ſin, mit recht erſucht an irm gut, vnd laſſen anklagen nach inhalt der obgemelten vergleichung vnd vereynigung.

Der von Iſenburgck nam auch mit hulff des Pfaltzgrauen volck Caſtel, Flerßheim, vnd Hocheim Inn, vnd vff den freytag vor ſant Niclaustag Anno 1461. verprannten ſie Schirſtein, Moſpach, Cloppenheim, Erbenheim, alle Naſſawiſch wiſbadiſche dorffer, Wicker, vnd noch vil ander dorffer dem graffen von Konigſtein zuſtenndig, vnd raubten was ſie funden, vnd leggerten ſich des Abentß gen Caſtel, Coſtheim, Hocheim, vnd Flerßheim, vnd plieben alſo acht tagck ſtill ligen biß uff den Montag nach ſant Lucientagck; vff denſelben morgen zogen ſie uß mit einem groſſen volck, welichs dieſelbig nacht den Rein vnd Main zu ſchiff herab komen war, vnd zogen vor das Ringaw oben an Walloff, vnd leggerten ſich by die Kirch zum Robichin genant, hart an das gebück oder Lantgewehr, lagen doſelbs die nacht biß an den morgen. Iſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen waren ſchon vor vier tagen dahin komen, vnd war gar

böß wetter; das volck obgemelt, ſo von Caſtel, Coſtheim, Hocheim ꝛc. dahin getzogen war, plieb nit lenger alß die ſelbe nacht do, deß morgenß zogen ſie widder von dannen; die vhrſach kunt niemant wißen, doch ſagt vnd maint man, weren ſie fortgetzogen vber den lantgraben, es hette Jnen niemant widderſtant gethon; man ſagt auch, die Ringawer weren zuruckgewichen biß gen Eltuill; dargegen ging auch das geſchrey, der Pfaltzgraff hette in der nacht daß gebück beſehen, vnd hett befunden, daß es ſtarck verbolwerckt wer, dorumb hette er das volck gewarnitt, vnd verbotten, ſie ſolten ſich nit vber den lantgraben wagen, dan eß wer gewiß ein vffſatz darhinter.

Alß ſie nu widder von dannen tzogen, leggerten ſie ſich widder gen Caſtel, der mainung, wie man ſagt, ſie wölten mer volcks ſamlen, vnd wölten dan widder vor das Ringaw ziehen zu waſſer vnd zu lant, vnd lieſſen dartzu bereitten groſſe Schiffung, als nemblich zwo franckfurter marckſchiff, ettlich bocken- vnd annder ſchiff, mit ſchirmen vnd bruſtwehren vnd ſchießlöchern; neben waren die ſchiff mit dannen bauholtz behenckt. Zu leſt wart nichtß vß diſſem tzug, aber waß die Verhinderung, kunt man nit wiſſen; hernach aber ſagt man, daß die Ringawer vil volcks beckomen hetten, nemblich eß were dohin komen der Marckgraff von Baden, Hertzog Ludwig von Veldentz, auch anderr Oberlentiſche vnd Niderlentiſche Hern, ritter, vnd knecht, Jnſonderheit deß Hertzogß von Burgundi fanen ſolt man do geſehen haben, vnd vermaint man daß ſolt die vhrſach ſein, daß ſie nit widder vor das Ringaw zu ziehen begertten. Alſo brachen ſie noch vorm Chriſtag uff, vnd tzogen ſamptlich widder heimbwertß.

Do nu diſſes volck hinweg kam, do zog ein groß reyſſig volck vß dem Ringaw vff Dinſtag nach der vnſchuldigen Kindlein tag, vnd kamen vor Hocheim; eß lagen aber

deß von Iſenburg reyßigen dorinn, dorvmb konten ſie den fleckhen nit In bekomen, dan dieſelbe thetten ſtarcke gegenwer; alſo tzogen ſie widder zuruck nach Coſtheim, vnd verprannten daſſelbig, plunderten nachmalß Caſtel, vnd zünttenß auch mit fewr an, vnd verbranntenß, zogen leſtlich widder in das Ringaw; Her Adolff von Naſſaw aber nam hiezwuſchen Gawbeckelheim Inn, vnd tet dem Pfaltzgrauen vil ſchadenß doſelbs herumb.

Nu komen wir widder zur vorigen Handlung. Eß hatte der Rat an Iſenburgck ein werbung getan kortz vor wyhennachten, ſolichermaßen, daß, nachdem die ſtatt mit Iſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen in ein Vertrag gangen, dorin vnder andern gemelt ſey, daß die Pfaffenrachtung ab= vnd crafftloß ſein ſolt, vnd daß die Pfaffheit der ſtatt Mentz furbaß zu ewigen tagen vngelt geben ſol, daß nu ſein gnad doran ſein ſol oder wöll, daß demſelben vffrichtig nachgangen werde, dan die zeitt der hulbigung, ſo die Burger iehrlich den burgermeiſtern vnd dem Rait zu tun plegen, ſey nunmer vorhanden; deſwegen der Rat gern gewiſß ſein wölt, wie eß an ſant Steffanßtag, doran dan die huldigung geſchicht, mit der paffheit ſoll gehalten werden. Vff ſolichs anhalten deß Raitß ließ der von Iſenburgck ettlichen vß der Phaffheit vorgepietten, vnd legt Inen das begern des Raitß vor; dieſelben brachten ſolichs ein yder an ſein Capittel, gaben entlich auch vß yedem Capittel dem von Iſenburg ein antwurtt; es kunt aber die Antwurt niemant gewar werden; er ſagte auch dem Rait vff ſant Thomastag, die Paffheit hett Im ein antwurtt geben; was aber, vnd wie ſie geantwort, ſagt er nitt. Er ſagt weitter, er hette der Pfaffheit diß vermeltt, weil ſie den von Naſſaw vor ein Hern vffgenomen, vnd ſeine (verſtehe des Iſenburgcks) Appellacion am erſten nit geſtanden hetten, ſo muſte er ſich deſhalben zu dem Pfaltzgrauen, dem graffen von CatzenElnbogen, vnd zu der

Stat Mentz tun, vnd ſie zu Byſtand ſeines rechten zu hilff nemmen, vnd die ander, die ſunſt ſich mit Jnen verglichen; dorumb wer ſein mainung, vnd eß hieße: quod scripsi, scripsi, dem wölle er nachkomen, der Rait möge Jrem verſchreiben an diſſem orth auch nachkomen, vnd des vngeltß halber mit der Paffheit anheben ꝛc.

Alß ſolich antwortt in den Rait kam, wurde die ſach beraitſlagt, vnd mainten glimpflich mit den ſachen vmbzugeen, wofern ſie konten, vnd welten lieber das ſelbig mit willen von der Pafſheit nemen, als mit vnwillen; dorumb ſchickt der Rat zu der Paffheit, vnd ließ ein Conuocation oder zuſammenforderung tun vff Dinſtag nach St. Thomastag, vnd legten Jnen vor, daß ſolicher Jrthum Jn dem Ertzſtifft Mentz dem Rait leyd ſey, nu aber weren ſie durch die dry Hern, alß Jſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelnbogen erſucht worden, welche an ſie begertt, daß ſie deß nunmehr vom Bapſt entſetzten Ertzbiſchoff Dietherß von Jſenburgck appellacion adheriren vnd anhangen, vnd Jn diſſer ſachen zu Jnen ſich ſlagen wölten; do hab der Rait angeſehn, daß die Phaffheit in gegenwart Ertzbiſchoff Diethers von Jſenburgck mit eröffneten Kirchenthüren die Empter herlich geſungen vnd den gottesdinſt begangen haben, vnd daſ der Rat ſchon vor ſolicher Jrrung in gutlicher Verſtendtnuß, Verſchreibung, vnd Vereynigung mit genantten dry Hern geſtanden; auch hab der Rait angeſehen den Rinſtraum vnd Maynfluß, vnd anderß, welche der Statt vß diſſer Hern landen geoffnet vnd auch beſloſſen werden mochten, vnd haben alſo deſſen von Jſenburgck appellacion adheriret vnd angehangen, vnd ſich zu Jnen allen dreyn getan vnd geſlagen nach lautt einer verſchreybung, ſo daruber vffgericht, darinn vermelt, daß neben andern auch die Pfaffenrachtung abe ſein ſol, vnd die Phaffheit zu Mentz wie ander Burger vngelt geben ſellen; dorumb bitte der Rait, daß ſie anſehen

ſchutz vnd ſchirm, vnd den groſſen Coſten, den der Rait vnd die ſtatt in diſſen krigßleufften haben müſt, vnd wolten ſich doch in dem guttwillig erweyſen, vnd Inen daſ nit ſwere fallen laiſſen, vff daß der rait hinfurter ſie vnd ſich ſelber deſto beſſer ſchützen vnd ſchirmen möge; vnd es ſey der Rait der zuuerſicht, ſie werden ſich hier Inn guttwillich ertzaigen; wereß aber ſach, daſ ymant auß Inen her widder ſeyn, vnd diſſ nit Ingeen noch tun wölt, deſſen ſich doch der Rait zu keinem verſehe, dieſelben ſollen vff nehſt Donerſtag vff das Raithuß komen, vnd dem Rait ir mainung perſohnlich zuuerſteen geben.

Vff ſolich begern deß Raitß kamen der paffheit abgeſantten vff genantten Donerſtag vff das Raithuß, vnd begerten dilacion vnd vertzog biß nach den Criſtfeyertagen, vnd gaben vor, daß ietz die heylige zeitt nahe, vnd ſich ein yeder mit dem gottesdinſt zu bekümmern hett. Doruff der Rait antwurtten ließ, ſie hetten zwar Inen ir begern vorpringen laſſen, vnd hetten doruff von den jhenigen, die nit willig weren, ein antwortt begert vff diſſen tag; weill ſie aber nu kein antwurt geben, ſonder vff dilacion vnd vertzog beſtünden, ſo müſte der Rait doruß verſtehen, daſ ſie alle ſampt nit darinn willigen, ſonder ir gegenteil vnd widderſacher ſein wölten. Alſo ſeint der Phaffheit geſantten von dem Rathuß widder abgeſchieden.

Denſelben Donnerſtag nachmittag hat der Rat ſeine geſantten zu dem von Iſenburg geſchickt, vnd Ime der Paffheit mainung antzeigen laſſen, vnd ein raht von Ime begert, wie ſich zukunfftigen Steffanßtag mit der huldigung zu halten were, nach lautt der rachtung ꝛc. Doruff hat der von Iſenburgck die paffheit vor ſich gepieten laſſen, vnd ſo weit mit Inen gehandelt, daß die paffheit bewilliget hat, daß der Rait vff ſant ſteffanßtag die rachtung hindan ſtellen, vnd nitt ſolt leſen laſſen, wie ſonſt breüchlich war; aber das

Vngelt belangent, do ſolt der von Iſenburgck die paffheit, vnd der Rait ſeine geſantten zuſamen komen laſſen, daruß fruntlich ſich mit eynander beſprechen. Diß iſt alſo von beyden teilen angenomen, vnd iſt die phaffenrachtung vff ſant ſteffanßtag nit geleſen, noch geſworen, ſondern von den Burgern iſt allein gehuldigt worden.

Vff diß hat der Rat an den von Iſenburgck begert vnd geſunnen, wie auch zugleich an die Phaffheit, nachdem der Marckgraff von Baden der ſtatt Mentz feindt worden, vnd derſelben fientlich abgeſagt, vnd vil Krigßvolck im Ringaw liege, was man ſich In ſolchem Fall mit hulff vnd byſtant zu der Phaffheit vertröſten ſol; doruff die phaffheit zur antwurtt geben, ſie wöllen dem Rait vnd der ſtatt In diſſer ſach byſtendig vnd beholffen ſein. Solichs iſt widder an den Rait geprачht worden vff Dinſtags vff ſant Johans evangeliſten tag In den Wyhennachten; do hat der Rait beſloſſen, daß die paffheit angeloben, vnd zu Gott vnd den heylgen ſweren ſollen, den Burgermeiſtern vnd dem Rat byſtendig vnd gehorſam zu ſein mit leib vnd gutt In dieſſer phede, vnd die ſtatt vor allen ſchaden zu warnen; deſgleichen ſol Ir geſinde auch tun. Daroff ſeint des Raits abgeſantten widder zu der paffheit gangen, vnd Jnen ſolches vorgelegt vff donerſtag darnach, das war vff den newen Jarß abent. Alſo ſeint ſie des eydtß halben vber ein komen, daß die Phaffheit denſelben des Ertzbiſchoffs Vicario tun ſollen, doch in Geinwertigkeit der Burgermeiſter.

Den tag hernach, das was den heyligen newen Jarß tag, ſolte die Paffheit dem Vicario den eydt tun, haben aber glich dauor gepetten, wie auch der von Iſenburg ſelbs von Irentwegen gepetten, ſie deß eyds zu erlaſſen; alſo iſt eß des ſwerenß halber vertzogen worden biß den andern tag hernach, daſ war vff den ſamſtag, vnd der Rait wolt ſie des eydſ nit erlaſſen, dorumb dan die Phaff-

heit ſweren müſſen vff das heyl. Euangelium im Creützgang im dhumb ſamſtag nach dem new Jarſtag Anno 1462. zu 2. vhren nach mittag vngeuerlich.

Bald hernach haben ſich ettlich vß der Phaffheit vber ſolichen eyt beſwert, das Irig vereüſſert, ſich vß der ſtatt Mentz begeben, vnd ſich zu dem von Naſſaw geſlagen; deſgleichen haben ſich das mererteil vß der Paffheit auch gein des von Naſſaw richtern vnd Commiſſarien ſchriftlich erclert, vnd ſoliche erclerung ins Ringaw, do ſich dan dieſelben zur zeitt vffhilten, geſchikt, vnd weil allen den, ſo dem von Iſenburgck anhengig plieben, von dem von Naſſaw die entſetzung Irer empter, auch daß ſie aller Irer beneficien ſolten priuirt werden, gedrawet war, haben ſie gepetten, den termin vnd zeitt der gedrawten priuirung zu erlengern, vnd ſie abſoluiren zu laſſen; ſobald die Kelt vorvber, der Rein offen vnd widder zu wandern ſey, wölten ſie ſich vß der ſtatt, vnd vff deß von Naſſaw ſeytten begeben. Soliche ſchreiben ſein von den weppenern, ſo die ſtatt pfortten verwachten, von den jhenigen, die ſie heimlich vß vnd Intrugen, genomen, vnd fur die Burgermeiſter getragen worden.

Hiezwiſchen iſt der von Iſenburg vnd Pfaltzgraue Friderich gewar worden, daß die paffheit alſo zum teil ſich vff des von Naſſaw ſeyten begeben haben, vnd die andern auch derſelben Mainung ſeyn, haben derhalben ein gemeine zuſammenkunfft oder Conuecationem cleri, wie man nennt, machen laſßen, vnd vff den Donnerſtag nach ſant Dorothee Ao 1462. in die Capittelßſtuben im Dhumb zu 3. vhr nachmittag iſt alle Phaffheit zuſamen komen, vnd es haben die Rete der dry Hern, als Iſenburgck, Pfaltz, vnd Catzenelbogen vngeuerlich vff volgende weyß zugeſprochen, nemblich, wie Ire Hern verſtanden, daß ettlich vß Inen ſich

nach tewern geſwornen eyt vnd zuſag, welchen ſie dem von Iſenburg vnd dem Rait getan haben, vß der ſtatt begeben, vnd Irs eyts, glübd, vnd zuſag vergeſſen haben, ünderſteen ſich auch noch teglich ettliche dergleichen zu tun, welches Inen nit wenig frembd zu hören sey; dorumb wer Ire mainung, daſ ſie deſſen ein gewißheit haben wolten, wie ſie ſich hinfur dar Inn zuuerhalten geſynnet ſeyen, vnd weren doch in vnzweifenlichen vertrawen zu Inen, ſie ſolten von dem von Iſenburg nit weichen, ſonder Ime biß zu ende diſſer ſachen anhangent pleiben, In maſſen ſie ſolichs angeuangen, vnd verſprochen hetten, vnd wan ſie das thetten, vnd das zu tun geloben vnd ſweren wolten, ſo wolten ſich die dry Hern mit der widerpart nit verſünen laſſen, ſie weren dan gnugſam verſorgt vnd verſichert, daß ſie by iren pfrundten vnd beneficien pleiben möchten; wer aber das nit tun wolt, der möcht dauon ziehen, als ſie diß vorgehalten; begerten von der Paffheit ein richtige antwortt. Die Paffheit ging zuſammen, vnd beredeten ſich, vnd kamen widder, vnd gelobten dem Vicario, vnd ſwuren zu den heyligen, by dem von Iſenburg zu haltten; aber man ſagt, daß ein teil vß der paffheit gern vß der Capittelßſtuben geweſt wer, ſo wolt man ſie nit vßlaſſen, ſonder muſten ſweren.

Vff denſelben Donnerſtag nach S. Dorothee hat der Pfaltzgraff, der Graff von Catzenelbogen, vnd Iſenburg ire geſantten In den Rait geſchickt des morgendß vmb 8. vhr, dorby war ein mergliche zal vß der Gemein, vnd haben vnder andern dry ding an den Rait begert, zum Erſten, daß der Rait ſeine geſantten vmb 3. vhr in die obgemelte zuſammenkunfft ſchicken wölle, vnd hören laſſen, was da gehandelt werde. Das hat der Rait zugeſagt, vnd auch getan.

Zum andern, daß der Rait deß von Naſſaw vnd ſiner Anhenger feint ſol werden, vnd dagegen dem von Iſenburgck vnd den ſeinen byſtant vnd hulff tun wölle.

Zum dritten, ob eyncher vß der paffheit ſolich ir glubd vnd eyt nit halten, ſonder von Inen abfallen wölt, daß der Ertzbiſchof Iſenburgck dieſelben alſ dan greiffen vnd der gebur nach dorumb ſtraffen moge.

Solich zween artickel, nemblich den andern vnd dritten, hat man an die zünfft gelangen laſſen, die haben ſoliche abgeſlagen, vnd mit nichten wöllen Ingeen; vnd hat man dem von Iſenburgck vnd dem Pfaltzgrauen ſolichs angetzaigt vff den ſamſtag vor ſant Valentinj des heyl. Biſchoffstag.

Alß nu Iſenburg vnd Pfaltz ſolichs verſtanden, beraitſlagten ſie, vnd mit den geſantten vom Rat, die Inen die antwortt bracht hetten, lieſſen ſie durch Ire Rete ein geſprech halten, vnd begertten von dem Rat, daſ man Inen doch vergünnen wölt, daß ſie ſich der ſtatt Mentz gebruchen mögten, vß vnd In zu reitten, vnd zu ſtraiffen vff Ire feindt; vnd daß ſie Inen wölten ein Oeffnung geben, das iſt, daß ſie zu tag vnd nacht, wan ſie kemen, mochten In die ſtatt one hindernuß Ingelaſſen werden; doch wolten ſie das Fußvolck vſſer der ſtatt, als zu S. Victor, zu S. Alban, vnd vff dem Jacobsbergck laſſen pleiben. Daruff haben des Ratß geſantten bedacht genomen, ſolichs zuruck an den Rat vnd gemein zu pringen; vnd iſt der Pfaltzgraff damalß widder vß der ſtatt geritten.

Alß nu die geſantten des Raitß obgemeltte werbung der Furſten an den Rait vnd gemein bracht, haben ſich dieſelben verglichen vnd rahtſam befunden, daß Inen ſoliche zumutung der furſten nit zu tun, ſonder vß erheblichen vhrſachen abzuſlagen ſey; ſein aber doch vff voriger vereynigung, ſo zwuſchen Inen vnd den Hern eingangen, verplieben, vnd haben diß begern hofflich vnd gutlich abgeſlagen; vnd iſt die

antwurt vnd abſlagung geſcheen dem von Jſenburg vff dem Hoff zum alten Schulteſſen, vff vincula petri Anno 1462.

Eß war aber der zeitt ein kalte winterßzeitt, vnd war der Rein vnd Main faſt 6. oder 7. Wuchen nach wyhenachten voller eyß; alſo daß beyde partheyen deß kalten winterß halben nit vil ſchaffen kunten. Eß kam aber doch diſſer winter Lantgraffen Ludwig von Heſſen, dem von Naſſaw zu Hulff, vnd zog deſſen von Jſenburg bruder graff Ludwigen von Jſenburg inß Lant, verbrannt Jm ettliche Dorffer, zog dornach nach Wiſbaden, vnd ſchrieb der ſtatt Mentz, daß ſie ettliche vß dem Rait vnd Gemein zu Jme gen Wiſbaden ſchicken wölten; der Rait zu Mentz aber ſlug Jm ſein begern rund ab. Alß Ertzbiſchoff Adolff von Naſſaw diſſen Abſlag vernam, ſchrieb er dem Rait vnd Gemein der ſtatt Mentz einen feintlichen Abſagßbrieff, vnd erclert ſich Jren feint.

Bald doruff zogen Ertzbiſchoff Adolff von Naſſaw, vnd Lantgraff Ludwig von Heſſen ins heſſenlant, vnd namen Frideſlar, Ameneburg, vnd die Newſtatt ein; aber daß Eychßfelt mit der ſtatt Erffurt die wolten ſich nit ergeben, vnd wolten neütral pleiben, wie man damailß ſagt, biß zu Außtrag der ſachen. Alſo blieb der von Naſſaw drinnen im Lant biß vff oculj in der vaſten, vnd wurt nichts ſunderlichs von Jm gehort.

Darzwuſchen kam ein Bott an die Gawpfortt, der hatt hertzog Ludwigs von Veldentz bottenbüchß an, der bracht ein Bepſtlichen Briff, den lieffert er den weppenern oder den thorwechtern; derſelbig Bepſtlich brieff aber war in ein ander papier geſlagen, vnd war die vberſchrifft: den Erſamen Burgermeiſtern vnd Rat ꝛc. mit zweyn ſiglen verſigeltt, damit man nit merken ſolt, daß eß ein bepſtlich ſchreiben were; vnd es wurt den burgermeiſtern geliffert vff dinſtag

den 9. Martij Anno 1462. Dorinn ermanet der Bapſt die ſtatt Mentz, daß ſie vorigen Ertzbiſchoff Diethern von Iſenburgck vß irer ſtatt treiben ſampt dem pfaltzgrauen, vnd Hern Adolffen von Naſſaw von ſtunt an vur Iren Ertzbiſchof annemen vnd halten ſollen. Die burgermeiſter brachtenß den Donerſtag darnach an Rat, der Rat aber beuahl, denſelben Briff vß dem latein zu verteütſchen, vnd ließ ſolichen den neſten Sontag der Gemein vorleſſen. Dornach iſt der Rait von den Rechtßgelerten vnderwieſſen worden, daß eß gut wer, daß man von ſolichen bepſtlichen Bullen vnd beſwernuß appelliert, domit die Phaffheitt zu Mentz nit vrſach neme, wo villeicht ein beſwernuß hernach kem, Interdict zu haltten, vnd nit zu teüffen vnd begraben. Diſſe mainung hat man auch der Gemein vorgehalten, die neben andern erclerungen, die ſie doruff getan, auch zuleſt zur antwurtt geben, daſ ſie, biß vff 12. oder 14. zunfft vßgenomen, der mainung weren, daß man appelliren ſolt. Alſo iſt die Appellacion angeſlagen in festo annunciationis St. Marie Virgis In der vaſten Anno 1462.

Vff den Dinſtag aber vor dieſſem Feſt zog pfaltzgraff Friderich mit einem groſſen Volck, welches Lantgraff Heinrich von Heſſen der iung, der deß graffen von Catzenelnbogen tochter hatt, mit ſich gebracht hett, vor Gawbickelheim. Diß volck hatt hiebeuor, alſ ſie durch die wetteraw getzogen, dem Graffen von Königſteyn, weil er des von Naſſaw ſchwager war, ettlich Dörffer abgebrant. Alß nu der pfaltzgraff mit diſſem vnd ſeinem volck, darunter woll 1500. reyſige waren, vor Gawbickelheim kame, ließ er daſſelbig berennen; dorinnen war Heinrich Faut, ein Her von Honſtein, ſampt andern edlen vnd reyſigen, bey ſechzig pfert, vnd hundert vnd ſechtzig werhaffter knecht; vff den Mittwoch gewunnen ſie es mit ſturmender Hant, namen das volck alleß geuangen, vnd warffen mawern vnd thurn

zu hauffen, vnd machtenſs der erden gleich. Vff vnſer liben Frawen tag Annunciationis lagen ſie ſtill doſelbs. Der zeitt war her Adolff von Naſſaw noch im Lant zu heſſen.

Vff den freytag nach vnſer lieben frawentag hatt der Rait ein conuocation oder zuſammenckunfft anſtellen laſſen, vnd Ire abgeſantte dohin geſchickt, vnd an die paffheit begert, daß ſie irer offtgedachten appellacion ſich beypflichten vnd anhengig machen wöllen ꝛc. It. daß ſie dem Rait ein antwurtt geben wollen, ob ſie die vereynigung der dry hern, alß Iſenburg, Pfaltz, vnd Catzenelbogen mit der ſtatt, ſofern die ſelbig ſie antrifft, nemblich das Vngelt vnd die rachtung betreffent, bewilligen, vnd vor Ir perſonen das zu halten wolten verſigelen, wie dann ſolichs der Rat mermailß an ſie begertt hab. Doruff hat die paffheit geantwurtt, ſie wölten ſolichs zurück an Ir Capittel pringen, vnd wolten nochmalß neſten montag, das war Montag nach Letare oder halbvaſten, dem rait ein antwurtt geben.

Zuuor den ſamſtag letare war in den Rat komen her Raban von Liebenſtein, vnd her Johan von Roſenbergk von der dumhern wegen, on wiſſen der anndern ſtiffter vnd gemeiner paffheit, vnd gaben dem Rait zuuerſteen ettlich ſachen, vngeuerlich ſolichß inhaltß: nachdem die dry hern ſterblich weren wie auch alle menſchen, vnd ſie als das Dumcapittel, vnd die ſtatt deſto beſſer wiſſen, wie ſich ein parthy gegen der andern halten ſol, ob villicht der dry hern eyner mit thod abging, alſo begerten ſie, daß der Rait uß Inen ettlich zu einem geſprech aborbenen wolt, deſglichen wölten ſie auch tun, damitt vß den ſachen freüntlich gehandeltt vnd geret werden möcht; vnd baten ſolichß von Inen Im beſten zuuerſteen, dan ſie eß ſunderlich gutt mainten, vnd daß man doch nichts anfahen wolt, die paffheit hette dan vff gedachten montag die antwurtt geben; man ſolte auch dauon nit reden, ſonder die ſach verſwigen halten.

Vff ſolichß begern vnd anſinnen beſprach ſich der Rat, vnd gap Inen zur antwurtt, daß ſie hirtzu gantz willig die Irige dartzu zu ordenen, von den ſachen reden zu laſſen ꝛc.

Vff gemelten montag nach Letare hat die paffheit ein antwurtt geben vff vorgemeltt begern der ſtatt, alß, daß ſie der appellacion adheriren vnd anhangen ſollen, in dem vertrawen, ob Inen villeicht auch der glichen beſwernuſſen durch den Bapſt zugefugt wurden, daß dan der Rait auch Irer appellacion anhangen, vnd ſich Inen beypflichten ſollen; vnd vff die verſchreybung die rachtung betreffent, haben ſie geantwurtt, es ſey vurmailß auch vff diſſe mainung mit Inen gehandeltt worden, vnd deßhalben der abſcheydt geweſt, daß Ertzbiſchoff Iſenburg ſein geſantte vnd Rait, die paffheit Ire geſantten, vnd der Rait die Irigen auch dartzu ſchickhen ſollen, vß den ſachen fruntlich reden zu laſſen, dan ſie hetten auch ettwaß darinn zu redden ꝛc. vnd haben alſo gepetten, daß man noch hute by tage dartzu tun wölle, ſo wöllen ſie die Irigen gern dartzu ſchickhen.

Zwuſchen diſſer zeitt, vnd auch dornach hat der Rat offt an den alden Ertzbiſchoff Iſenburgck geuordert vnd begertt, daß er die paffheit dortzu halten vnd vermögen wölle, daſ ſie die verſchreybung, die rachtung vnd das Vngelt betreffent, vor Ire perſonen virſigeln vnd verwilligen wöllen, dan dem Rait werde von ettlichen vß der paffheit vnuerholen vnder augen geſagt, die verſchreybung ſolte der ſtatt nimmer gehalten werden; doruff hat der von Iſenburg geantwortt, alſo, Ir wöllet mir nit geſtatten, daß ich die paffheit dartzu pringen möge, vnd ir wolt es auch ſelbß nit tun; gunnet mir, daß ich In ewerer ſtatt mit Inen redden möge, daß ſie eß tun, vnd wan ſie eß nit tun wollen, daß ich ſie griffen, vnd dartzu zwingen moge ꝛc. Der Rait aber hat ſolichß nit wöllen geſtatten, vnd iſt auch alſo anſteen plieben.

Vnderdeß hat pfaltzgraff Friderich ein entſchuldigungß ſchreiben an Bapſt geton wegen deß, daſ er dem abgeſetzten Diether von Iſenburg hulff vnd byſtant leiſt ꝛc.; doruff Bapſt Pius 2. ein Vermanungßſchreiben an Pfaltzgrauen abgeen laſſen sub dato Rom den 23. Februarij Ao 1462. wie ſolichß uß dem lateiniſchen inß teütſch verſetzt volgentß Inhaltß:

»Pius Biſchof, ein knecht der Knecht gotteß, dem edeln »Friderich pfaltzgraffen, des hey. reichß Churfürſten. Daß »wir dich nit, alß gewönlich iſt, einen Son nennen, »dir auch den ſegen nit wünſchen, das verorſachen deine »thatten vnd werck, der du dich nit ſchewest, die gutter »der Mentziſchen Kirchen an dich zu ziehen, vnd dem ab»geſetzten Diethero mit waffen byzuſteen, vnd zu ver»teidingen, der doch In der verfluchung des bannes iſt, »vnd biß wiedder die gebottßbrieff des romiſchen ſtulß; »daß du auch durch offentliche edickt vnd verpott bey leib »vnd lebenß ſtraff vnſere brieff in deinen landen anzuſchla»gen vnd zu publiciren verhindert, welchs alleß nichtß »anderß iſt, alſ dem oberſten ſtul vnd Iheſu criſti ſtatt»halter ſich widderſetzen; von welcher ſachen wegen du, »wiewoll noch nit von vnß, doch von rechtßwegen In »Bann vnd excommunicirt biſt, vnd auſſerhalb der Kirchen »Chriſtj, kanſt auch kein geliebter Son genennt »werden, noch des ſegenß fehig ſeyn. Eß werden dich »auch deine edickt vnd gepott nit ſchützen, noch die ver»pott, daſ man kein apoſtoliſch Decret dir vberlieffern »ſol, weder die Waſſerfluß, noch die hohe Berg, nit die »Mawern, noch einche Veſtung können verhindern, daſ »die excommunication vnd verbannung nit zu dir komme; »eß iſt ein Donnerſtral gotteß, vnd ein apoſtoliſcher fluch, »welchem keine waffen können widderſtant tun. Du haſt »ein langen brieff an vnß geſchriben, dorinn du deine

»thatten entſchuldigſt, aber wie wichtig das ſey, ſo du »ſagſt, das weiß gott, vnd du ſelbß weiſt eß, vnd wir »wiſſen ſolichß auch; dein gewiſſen vrteilt dich; waß dich »auch bewegt hat, dem Diether, der doch vorhin dein »feind geweſen, hulff zu leiſten widder recht, das verſteht »yederman; du kanſt vil ſagen, aber die warheit pleibt »doch an Irem ortt. Du begerſt, wir ſollen deinen fein»den nit glauben geben, dir auch kein vrſach geben, mittel »zu ſuchen, durch welche du dich könſt beſchützen, vnd leſt »ſich anſehen, daß du auch noch vermeſſentlich ettlich »betrawung daran hengeſt; wir glauben allein dein wer»cken, vnd die Ding, die wir offentlich ſehen, die können »wir glauben. Deine verbrechen ſint Lantkundig, vnd »iſt ein offentliche Widderſpennigckeit vnd rebellion. So »du dich wölleſt beſſern, wie einem frommen ſon zuſtett, »vnd den apoſtoliſchen gebotten geherchen, ſo wöllen wir »auch gebrauchen eineß gutigen vatterß ampt, vnd den »widdercfernden ſon nit verachten, ſonder vilmehr ein »gemeſtes Kalb vffſetzen, wie wir im ewangelio leſen daſ »geton hab der frumme vatter gen den verlornen ſon; »wan du aber fortuarn wirſt, widder den apoſtoliſchen ſtul »zu ſtreitten, vnd deſſelben gebott vnd ſatzung zu ver»ſchmehen, ſo ſoltu entpfinden, daß die romiſch kirch »groſſer iſt alß du, oder kein ander, der dir Hulff bewei»ſen. Du biſt vorſichtig, vnd weiſt vnd verſtehſt genug, »waß widder dich geſcheen kan, dan die warheit kan nit »vberwunden werden, daß auch dem, der vnrecht handeltt, »keine gnugſame beſchutzungen erfunden werden. Geben »zu Rom den 23. Februarij Anno 1462.» —

Her Diether von Iſenburg ließ auch ein offen brieff hin vnd widder anſlagen, darinn er ſich hoch beſwert ſeiner abſetzung halben, welche er alß vnrechtmeſſig beclagt, erpeüt ſich rechtenß, vnd einer appellacion, vnd ſeint vil exemplar

getruckt worden von dem erſten Buchtrucker zu Mentz Johan Gutenbergck, des Inhaltß wie volgt: *)

»Allen vnd ieglichen Fürſten, Graffen, Herrn, Prela-
»ten, geiſtlichen vnd wertlichen, vnd allermenlich, in waß
»ſtandt, wurden, oder weſen ſie ſeindt, entpietten Wir Die-
»ther von Gotts gnaden deß heyligen Stulß zu Mentze
»Erwelter vnd beſtettigter ꝛc. des heyl. Romiſchen Reichß
»durch Germanien Ertzcantzler vnd Churfürſt ꝛc. vnſer freünt-
»lich Dienſt, günſtigen Gruß, vnd alles Guts. Nachdem
»in kurtz vergangen zeiten vnſer heyliger Vatter der Babſt
»vff vnwarhafftig vorpringen, ſeiner heyligckeit von vnß an-
»pracht iſt, in einer ſeiner bapſtlichen Bullen vnß hohe
»ſchuldigung In vnſchulden zugemeſſen, vnd vber daß, Wir
»nach abgang weylant des Erwurdigen in Gott vatterß vnd
»Hern Dietherich Ertzbiſchoffs zu Mentze loblicher ge-
»dechtnus, in rechter vnd nemlicher zeitt vnd ſtatt, nach
»außweyſung der geſetz, von vnſerm Capittel zu Mentz zu-
»ſammenberuffen vnd verſamblet, alß von Alter herkomen
»iſt, mit einer göttlichen, rechtlichen, vnd beſtendigen Wahl
»zu einem Ertzbiſchof vnſerß ſtifftß zu Mentz eintrechtiglich
»erwöhlt, vnd mit loblichen geſengen erhaben, alß daß alleß
»der gezeügnusbrieff derſelben vnſerer Wahl, den man nen-
»net decretum electionis, clerlichen ſchein gibt, vnd wir
»darnach vff daſſelbig Decret von ſeiner Heyligckeit loblichen
»in crafft der berürten Wahl beſtettigt vnd confirmirt wor-
»den ſein, vnd vnß von ſeiner heyligckeit vff ſolch ſein Bepſt-
»lich Confirmatif vnd beſtettigung vnſer pallium durch Vol-

---

*) Ich beſitze davon ein Exemplar, welches mehrere Schuhe lang iſt, und aus zuſammengeleimten Bogen beſtehet. Bn.

»prechten von Derß der zeit Schulmeiſterß vnſers »dhums zu Mentz zugeſandt, das wir auch mit gantzer an»dacht vnd billicher erſamckeit entpfangen, vnd den gemelten »vnſern ſtifft Jar vnd tag in gerulichen genoß vnd beſeſß »herbracht vnd Ingehabt haben, vnß vnuermanet, vnerſucht, »vneruerdert, vnerclagt, vnuerhört, vnd vnuerantwortt, »dartzu vnerlangt vnd vnerwunden aller gericht vnd recht, »ſonder alle gerichtß vnd rechtß ordnung furgenomen vnd »vnderſtanden hat, vnſerr furſtlichen eren, wurden, vnd »vnſers ſtifftß zu entſetzen, in dem, vnd beſunder nach dem »freüntlichen Abſchiedt ſeiner Heyligckeit Oratores, nemblich »Meiſter Rudolff von Rüdeßheim Dhumbdechan zu »Wormbß, vnd Franciſcus von Tolet von vnß abge»ſcheiden ſein, wir vnß ſolichſ zu ſeiner heyligckeit nit verſe»hen, auch ſolche ſchwere vngnad, ſeine heyligckeit zu vnß »gewendt, nie verſchult oder verdient haben, vnd vngern »verſchulden wolten, vnbedacht der form vnd anweyſung »ſeiner heyligckeit, von dem himliſchen Babſt, deß Vicari »vnd nachuolger in diſſer ritterlichen Kirchen iſt gegeben, »der den vbertretter deß erſten gebottß vnuerhort mit vrteilen »oder verdammen woltt, auch in vergeſß geordneter geſetz »vnd recht, ſeine heiligckeit in dem ſchrein ſeiner bruſt tra»gent iſt, vßweiſende, daß ſeiner Eren niemant verorteilt »oder verwieſen werden ſoll, eß erfunde ſich dan, daß nach »gnugſamer verantworttung ſo volliger ſchein, der ſonnen»klantz im mittag vbertroffen ſey, haben wir zu der zeit »vnß ſolicher ſchuldigung, vnß mit Vnwarheit zugelegt, »genug verantwortt, der artickel vnß zugemeſſen entſchuldigt, »vnd vß der ſachen, vnd ſolicher gewaltiger, vnrechtlicher »vnd vnbillicher Beſchwerung vnd furnemenß durch vnſer »gottlich rechtlich vnd beſtendig appellation wir getan, zu »rechtlicher verhorung an ſein Heyligkeit getzogen vnd erpot»ten, gantz vngezweifelt, wo wir der ding zu rechtlicher

»verhörung gelaſſen würden, daß wir alleß, das vnß von »ſeiner heyligkeit vnd meniglich zugemeſſen werden möcht, »in warlichem ſchein nach notturfft vnſer furſtlichen eren mit »genugſamen beybringen wiſſen volliglichen zuuerantwortten, »vnß deſ zu entſchuldigen vnd zu entnemen; wiewoll, ob »alles in der berurten Bebſtlichen bullen beſtimpt nach ſeinem »inhalt alſo were, daſ doch mit warheit nimmer bybracht »werden mag, were dannoch nit formlich, billich, oder »recht, vnß der ding vnerfordert vnd vnuerhört, vnſer Eren, »würden, vnd ſtifftß zu entſetzen, dan all göttlich, natürlich, »bebſtlich, vnd keyſerlich recht vnd geſetz ſolichs verbieten; »aber bey zeitt vnſers regimentß vnd fürſtenthumbß haben »wir nie anderß gehandelt, furgenomen, oder gethan, dan »einem chriſtlichen frommen fürſten, der zu wolfartt, nutz, »Er, vnd friden gemeiner lant von gantzem gemüt geneigt »iſt, wol zuſtett vnd zu tun gepurt; deſhalben wir In ſeiner »heyligkeit vngnad gefallen ſein mogen; dan wolten wir »vmb genoß, ſo vnß daruß entſtanden were, in die vffſatzung »vnd ſchatzung des zehenden, zwanzigſten, vnd dreiſſigſten »pfennigß, von ſeiner heyligkeit vff teütſchland geſchlagen, »verwilliget, vnd vnß verbunden haben, vnſer Mitchurfür»ſten bey zeitt vnſers lebenß one ſeiner heyligkeit wiſſen vnd »geuallen nit zu verſamblen, vnſer Biſchöff vnd Suffraga»nien, vnd Pfaffheit, die vnter vnß ſein, nit zu beruffen, »vnd kein gemein Concilium vorzunemen geſtatten, alß daſ »an vnſer bottſchafft, die wir zu ſeiner heyligkeit geſantt »haben, zu mermalen geſonnen iſt, zweiffelt vnß nit, wir »weren ſolicher vnbillicher beſwerung vertragen; wir haben »aber ſolichß nit wöllen zugeben, ſonder angeſehen vnd be»tracht, waß hohen ſchlagß vnd groſſer Beſwerung teütſcher »nation vnd gemeinen Lant, wo wir darInn verwilligt »hetten, daruß entſproſſen vnd gefloſſen wer; ſein heyligkeit »hat auch Adolffen von Naſſaw, Thumhern vnſers

»Thumbß zu Mentz, der ſolichs alleß vorberurt zu halten, »zu tun, vnd zu uolnziehen nit allein zu den heyligen ge=»ſworn, ſondern auch ſich deß mit andern bey hohen pflichten »verbunden hat, mit vnſerm ſtifft zu Mentz vnderſtanden zu »uerſehen, derſelb von Naſſaw ſich auch gewaltiglich mit »der gethatt, vſſerhalb aller gerichtßordnung vnd rechtenß, »deſſelben vnſers ſtifftß vnderſtanden, über hohe gelübt vnd »eyd, er getan, vnd liplich zu den heyligen geſworen hat.

»Zum erſten, In annemung ſeiner Thumbpfrund, vnd »darnach, da er zu Capittel gelaſſen wart zu mentz, daſ er »von vnſerm heyligen vatter dem Bapſt keinerley erwerben »oder erlangen wolt, daß wider einen Ertzbiſchoff oder »einigen Prelaten vnſers thumbß zu Mentz ſein möcht *), »vnd ob ihm vnſer heiliger Vatter der Bapſt von eigenem »willen vnd bewegnuß geben, leihen, oder verhengen würde, »wider einen Ertzbiſchoff oder Prelaten vnſers vorberurten »Thumbß ſeyn möcht, daſ er das nit annemen, oder ſich »gebrauchen ſoll oder wöll; — vnd In vnſer erwöhlung »hat er mit anndern Capittelhern vnſerß Thumbß zu Mentz, »der wir der zeit auch einer geweſt ſein, liplich zu den hey=»ligen geſchworn, wer durch eynmutige whal zu eynem »Ertzbiſchoff zu Mentz gekhoren, den getrewlich darbey nach »ſeinem vermögen helffen behaltten, vnd hanthaben; oder

---

*) Durch dieſe Eide der neu zu Kapitel aufzunehmenden ſchützten ſich ſeit dem 14ten Jahrhundert die Stiffter hohe und niedere, gegen die Eingriffe des päbſtlichen Stuls in die Stifftsſtatuten und Herkommen, und es heißt darin durchgehends: item, quod non impetrabo vel impetrari faciam apud sanctam sedem contra capitulum Ecclesie N. vel ejus prelatos, nec acceptabo, aut utar eis, que proprio motu à predicta sede contra capitulum, prelatos, vel singula membra fuerint ordinata etc.

»ſolich ſein gelübt vnd eyt derſelb von Naſſaw durch ſein »vnrechtlich, vnpillich, vnd vngepurlich vornemen vnß, vnſern »Stifft, vnd die vnſern mit Nahm, Raub, Brant, vnd »Mord ſwerlich beſchedigt hat, vnangeſehen, daß vnß vmb »die ſchuldigung, vnß zu verſchulden, in den bebſtlichen »Bullen vnwarlich zugetzogen wirt, vber das wir vnß deß »durch vnſer vorbeſtimpte appellation zu rechtlicher verhörung »an vnſern heiligen Vatter den Bapſt getzogen, auch vmb »alleß, derſelbe von Naſſaw an vnß zu langen oder zu for»dern haben mag, zu recht erpotten haben vff den Durch»luchtigſten Furſten vnſern gnedigſten Hern den romiſchen »Keyſer, die erwurdige in gott vetter vnd hochgeporne fur»ſten, hern Dietherichen Ertzbiſchouen zu Cölln ꝛc. »hern Johan erwölten vnd beſtettigten zu Trier ꝛc. wiewol »derſelb von Trier ſein gelübt vnd Eyd gegen vnß In vergeß »geſtellt, vnd dem gedachten von Naſſauw ſeines vnerbaren, »vnrechten vornemenß hilff vnd byſtant getan hat ꝛc. Hern »Friderichen Pfaltzgraffen bey Rein ꝛc. Hern Fride»derichen Hertzog zu Sachſſen ꝛc. vnd Hern Friderichen Markgraffen zu brandenburg ꝛc. alle des hey. reichß »vnd vnſer mitchurfurſten ꝛc. Hern Georgen Biſchof zu »Bamberg, Hern Johanſen zu Würtzburgck, Hern Rein»hardten zu Wormbß, Hern Johanſen zu Speyer, »vnd Hern Johanſen zu Eychſtett, Biſchoffen, vff alle »Hertzogen zu Beyern, zu Oeſterreich, vff die erſame Bur»germeiſter vnd Raht der Stett Collen, Mentz, Wormbß, »Speyer, Nurnberg, Franckfurtt, Rotten»burg, Winnßheim, Haylbrunn, Fridberg, »Geilnhuſen, Coblentz, Bopardeu, Weſell, »vnd vff die Neun ſtett vnſerß ſtiffts zu Mentz *),

---

*) Dieſe waren: Aſchaffenburg, Amorbach, Biſchofsheim, Külsheim, Miltenberg, Düren,

»vor den allen, oder Jrer einem, welche der gedacht von »Naſſaw, vnd der ſich deſſen annemen wolt, wir Jm rech-»tenß ſeyn, vnd keinſ widderrechten an ihn geſynnen, vnd »was da nach ſeinem furpringen, vnſer antwortt, erkennt »wurt, wir tun oder nemen ſolten, daß wir dem vffrechtß »on alle Weigerung nach komen, das gentzlich halten vnd »volnziehen wolten; ſolich vnſer gnuglich entſchuldigung vnd »vollig rechtsgebott wir in gantzer Zuuerſicht waren, der »gemeltt von Naſſaw angeſehen, betracht, vnd daruff ſein »vnpillich gethat abgeſtalt, vnd ſich an rechtlichen Außtrag »genugen laſſen ſollt; das er aber alles verſchlagen, vnd vnß »vnd die vnſern mit ſeinen anhengern ie mer vnd mer zu »beſchedigen vnd ſchaden zuzufügen vnderſtanden hat, als er »auch noch teglichß mit ſtettiger vbung vnderſteht, vnß vnd »die vnſern zu beſchedigen; zu welchem ſeinen vnrechtlichen, »vnerbarlichen, vnd vngöttlichen gewalthen, vornemen, vnd »freuentlichen verhandlung Jme der erwölt vnd beſtettigt zu »Trier, Hertzog Ludwig Graff zu Veldentz, Marckgraff »Carle zu Baden, vnd Graff Johan zu Naſſaw nit »kleinen byſtant getan, vnd vnß vnd den vnſern merglichen »ſchaden zugefugt haben, gantz vnbewahrt, vnuerſorgt, vnd »in hohem vergeſß Jrer gelübde, eydt, Manſchafft, ver-»ſchreibung, Siegell vnd brieff, damit ſie vnß verpflicht vnd »zugewandt ſeint, wir von Jnen verſigelt Jnhaben; nemb-»lich der erwölt zu Trier iſt mit vnß in der gelopten vnd

---

Buchen, Wohrt und Steinheim. Sie bildeten die dritte Bank der erzſtiftlichen Landſtänden, und erhielten im 14ten Jahrhundert viele Geſammtfreiheiten, welche ſie aber wegen ihrer Theilnehmung am Bauernkriege im Jahr 1525 verloren. Ihr Verſammlungsort war Aſchaffenburg. Umſtändlich von ihnen zu einer andern Gelegenheit.

»geſwornen Churfürſteneynung, die er, wir, vnd
»vnſer iglicher dem andern mit Handgegebenen trewen gelobt,
»vnd zu den heyligen geſworn hat zu halten, der wir In
»auch ermanet, erſucht, vnd recht vff In gebotten haben,
»im anfang alſo lauteut:

»Zum erſten, ſollen vnd wöllen wir obge-
»nante Hern, alß lang wir geleben, eynan-
»der, vnd vnſer iglicher den andern mit gu-
»ten, rechten, vnd gantzen trewen meynen,
»haben, vnd halten, vnd wir ſollen auch
»vmb keinerley ſachen oder geſchicht willen,
»wie ſich die den fugen oder machen mögten,
»mit eynander nummerme zu krig vnd vient-
»ſchafft komen, in keynerley weiß, on alle
»geuerde;»

»Vnd darnach in dem andern artickel:

»Werß auch, daz yeman, wer der were, nie-
»mant vßgenomen, einen vnder vnß von
»ſeinem Churfurſtentumb, Fürſtenthumb,
»Herrlichkeitten, Herſchafften, Fryheit-
»ten, Pfandſchafften, Gerichten, geiſtlichen
»oder werltlichen, Emptern, Zollen, Ge-
»leyten, oder Rechten tringen, oder mit
»gewalt oberziehen, bekriegen, verunrech-
»ten, oder verbawen wolt, vnd derſelb doch
»des rechten vor vnß andern gehorſam wolt
»ſein, vnd bietig vor vnß were, nach vnſer
»vnd deß mererteilß vnder vnß erkanttnuß,
»ſo ſollen vnd wellen wir eynander, vnd
»vnſer Iglicher dem andern darwidder trew-
»lich beraden vnd beholffen ſein, vnd auch
zuziehen zu ſtunt vnd vnuerzoglich, ſo vnſer
»einer von dem andern darumb ermanet

»wirt, one alleß widderſprechen, Intrag, »vnd ſawmnuß, vnd dartzu tun zu glicher »wyſe, alſ ob daz vnſer yglichen ſelbß an»ging, vnd ſin eigen ſach wer, ane alle Ge»uerde. Vnd ob ymant vnſer furſten eynen »oder mee vff ſein ſtraß oder gelenyt, zu waſ»ſer oder zu Lant, eſ wer mit Vientſchafft, »Zugriff, oder beſchedigunge thette, vnd »ob yman dieſelbigen, die ſolichs thetten, »wiſſentlich hauſete oder enthielte, der »oder die ſolten In vnſer, vnd vnſer Iglichs »Sloſſen, Stetten, gerichten, Landen, vnd »gebieten kein geleyt haben, oder gehauſt »oder gehalten werden; ſonder wir ſollen »vnd wöllen vnſer Iglicher den andern, »dem ſolichß noit geſchee, zu ſtunt, wan wir »deß erſucht vnd ermanet werden, getruwe»lichen beholffen ſin, daß ſolichs geſtrafft »werde, vnd vnß darinn von eynander nit »ſcheyden, noch ſcheyden laſſen.»

»Vnd im Beſluß, alſo inhaltende:

»Alle vnd ygliche vorgeſchrl. ſtuck, puncten, »vnd artickel haben wir obgenl. Churfurſten »yglicher dem andern mit Handgebener »trew gelobt by vnſern furſtlichen truwen »vnd Eren, vnd haben die dornach liplich »zu den heiligen geſworen, yglicher dem »andern die wahr, ſtede, vnd vnuerbruchlich »zu halden, zu uolnfuren vnd zu tun, vnd »auch darwidder nit zu ſuchen oder zu tun, »geiſtlich oder werntlich, heimlich oder of»fentlich, in keyne wyße, alle argeliſt vnd »Geuerde gentzlich vßgeſcheiden.»

»Hertzog Ludwig Graff zu Veldentz iſt mit vnß der
»Graffſchafft halben von Veldentz in einer verſigelten
»Erbvereynung, Inhaltende, daß er vnß mit ganzen waren
»trewen haben, halten, vnd widder vnß nit ſein ſol; dartzu
»iſt er vnſer Leenman, vnd hat vnß in eigner perſohn mit
»trewen globt, vnd liplich zu Gott vnd den heyligen ge-
»ſworn, vnß trew vnd holt zu ſeyn, vnſern ſchaden zu
»warnen, vnd beſtes zu werben; ſolch ſein glubd, eydt,
»vnd Manſchafft er vnß nie vffgeſagt oder abgeſchriben hat.

»So iſt marckgraff Carle zu Baden mit vnß in
»einer fünfftzigierigen einung, bey vnſer beyder furſtlichen
»Würden vnd eren, ſie gegen eynander getrewlich vnd
»vngeuerlich zu halten, der nachzukomen vnd gnug zu tun
»gelobt, verſprochen, vnd verſigelt iſt, in Irem anfang
»alſo Inhaltent:

»Zum erſten, ſal vnſer yder den andern in
»guden vnd rechten waren trewen mainen,
»Eren, vnd furdern zu billichen Dingen an
»allen ſtetten, da er das mit glimpff getun
»mag, ane geuerde; ſo ſollen wir wider
»eynander nicht ſein ader tun mit wortten
»ader Wercken, noch den vnſern, der wir
»mechtig ſin, vngeuerlich zu tun verhengen
»durch kein ſach, die ymant mocht erdencken.
»Eß ſal auch vnſer keine des andern offene
»feindt, die ytzunt weren, ader hinfur wer-
»den, noch auch die, die vff vnſer eyns ſcha-
»den koment, in ſeinen Sloſſen, Landen,
»vnd gepieten wiſſentlich huſen, halten,
»hilff ader zulegung Ine tun. Wir obgenl.
»Hern von Mentze vnd Baden han vnß auch
»nemelich geeinet alſo, daz hinfur vnſer
»keyner ſein vorgenl. Nachkomen vnd Erben

»mit keinem Hern aber ſtatt, noch nieman
»anders ſich vereynen aber verbinden ſal,
»er neme dan darin, vnd gegen denſelben
»lutter vß ſein gegenwertige eynung, daz
»er der fünfftzig Jar vß nachkomen, vnd
»gnug tun ſal vnd wöll ꝛc.»

»So iſt graff Johan von Naſſaw vnſer gelobter geſworner »Leenman, derſelben ſeiner Glübd, eyt vnd Leenpflicht er »vnß nie kein vffgeſagt oder abgekunt, ſonder vber dieſelbe »ſein eydt vnd glübt vnß vnd die vnſern vnbewart vnd vnab»geſagt beſchediget hat. Auß allem ſolichen wir nit zweiffeln, »ein yeder wol abnemen vnd gepruffen mag, wie gar vngött»lich, vnerbarlich, vnrechtlich vnd vngepürlich an vnß mit »der gethatt verhandelt iſt, vnd wir wider alle göttlich, »natürlich, Bäbſtlich, vnd Keyſerlich geſetz, ordnung vnd »recht, auch widder Gott, Ehr, vnd alle Billicheit furgeno»men vnd vnderſtanden worden ſeint, vnſer furſtlichen Eren »und furſtenthumbß zu entſetzen, deß wir vnß doch hoffen »mit hilff des almechtigen, Raht vnd Biſtant vnſer Herrn »vnd frunt, durch die gerechtigkeit vffzuhalten vnd zu weren. «Eß kan auch ein Jeder wol gemercken, daß den gemelten »von Trier, Hertzog Ludwigen, vnd markgraff Carlen »ſoliche ire Verhandlung an vnß, vnd den vnſern mißhan»delt, mit nichten geziemet, ſondern das alles widder billich, »vnd in Vergeß irer vorbeſtimpten gelübt, aydt, Brieff »vnd ſigell begangen haben; vnd ob ſie in bedeckung vnd ver»ſchönung ſolichs Ires mißhandelß vorhalten vnd zu erkennen »geben wolten, daß vnſer heyliger Vatter der Bapſt ſie von ſo»lichen gelübten vnd aydt abſoluirt vnd entbunden hett, mag »ein yeder vermercken, nachdem in diſſen teütſchen landen ent»löſung vnd entbindung vber gethon, geſworn, vnd gegeben »gelübt, aydt, brieff vnd ſigell, daruff man alle glaub vnd ver»trawen diſſer Lant »bißher geſetzt, von allem erbarn ſtate hoch,

»veracht vnd nie gebraucht worden iſt; wo nun ſemelichß von
»Fürſten vnd Hern geübt vnd furgenomen werden ſolt, was be-
»trangnuß vnd Vbelß allem geiſtlichen vnd werltlichen ſtand
»teütſcher Landen dauon entſteen würden; dan durch ſolichß
»alle verbriefft vnd verſigelt ſchult, privilegia, Freyheit, vnd
»löblich verſchreibung einem Jeden entzogen vnd vernicht
»werden mögen; das alles, wir getrawen, niemant gefallen,
»ſonder von einem ieden vernünfftigen menſchen vbell vnd
»nit recht getan geacht werden ſolt. Vnd nachdem wir vmb
»die obgerurte ſchuldigung, auch vmb daß der dickgemelt von
»Naſſaw vnß zu ſuchen oder zu ſprechen hat, in obgerurter
»maß rechtß noch gehorſam ſein, vnd daruber der ſachen halb
»gegen den von Naſſaw, auch vmb waß der vorbenant von
»Trier, hertzog Ludwig, graff zu Veldentz, vnd markgraff
»Carle zu Baden an vnß zu ſprechen, oder zu langen
»haben mögen, vnd vmb daß wir an demſelben von Trier,
»Hertzog Ludwigen, vnd marckgraff Carlen der vorge-
»rurten Vberfarung irer gelübt, aydt, brieff vnd ſigell an
»vnß verhandeltt, vnd daſ ſie vnbewahrt vnd vnuerſorgt
»vnß vnd die vnſern mit der thatt beſchediget han, zu ſpre-
»chen haben, mit Jnen zu rechtlichem Vßtrag Komen wöllen,
»vff den Durchluchtigſten hochgepornen Furſten vnd Hern,
»Georg Konig zu Beheim ꝛc. dem hochwurdigen Hern
»Peter, der hey. Ro. Kirchen Cardinal vnd biſchoff zu
»Augſburgck, vnſern lieben Hern vnd freünt, die Erwurdige,
»hochgeporne, vnd Wolgeporne Hern, Dietherichen
»Ertzbiſchoff zu Cölln ꝛc. Hern Friderichen Pfaltzgrauen
»by Rein ꝛc. Hern friderichen hertzog zu Sachſſen ꝛc.
»Hern friderichen Markgrauen zu brandenburg ꝛc. alle
»des hey. Reichß vnd vnſer mittchurfurſten ꝛc. Hern Geor-
»gen zu Bambergck ꝛc. Hern Johanßen zu würtzpurgck
»ꝛc. Hern Reinhardten zu wormbß ꝛc. Hern Johan
»zu Speyer ꝛc. Hern Ruprechten zu Straßburg ꝛc. vnd
»Hern Johanſen zu Eychſtett ꝛc. biſchoffe, Hern Wil-

»helm Hertzog zu Sachſſen, lantgraffen in Thuringen
»vnd Marckgraffen zu Meyßen, Hern Ludwigen Hertzog
»in ober- vnd nider Beyern, Hern Albrechten Ertzher-
»tzogen, vnd Hern Otten, Hern Hanſen, vnd Hern
»Sigmunt, Hertzogen in Beyern, Eberharten graff
»zu Würtenberg, Lantgraffen zu heſſen, graffen zu Leynin-
»gen, die erſamen Burgermeiſter vnd Reth der ſtatt Cölln,
»Straßburg, Wormbß, Mentz, Speyer, Nürn-
»berg, Franckfurt, Augſburgck, Vlm, Erffurt,
»Trier, Coblentz, Boparden, vnd Weſell; vnd
»wöllen vor der eynem oder mee, welcher In vnd Ir iglichem
»geuellig iſt, Jne zuuor recht tun, vnd darnach von den
»gemelten, dem Erwölten von Trier, Hertzog Ludwigen,
»vnd marckgraff Carlen gethan nemen, alſo, daß ein
»recht mit dem andern zugehe; alß wir vnß deſ hiemitt er-
»pietten, vnd ein ieder vnſer dem alſo, vnd was alda nach
»beyder teyl verpringen erkantt würt, vffrecht vnd one wei-
»gerung nachkomen, gnug tun, vnd zuuolenziehen mechtig
»ſein ſol; ſolichß wir hoffen ſie billich von vnß vffnemen, ir
»angenommen vnbillich gethatt abſtellen, vnd ſich der Ding
»an rechtlichen Vßtrag gegen vnß genugen laſſen ſollen;
»wolten ſie aber ſoliche vnſer gottliche, rechtliche, gnügliche,
»vßtregliche, vnd billiche rechtgebott in verachtung ſetzen, ir
»eydt, glübt, vnd ſigell hindan ſtellen, vnd vnderſteen, in
»irem vornemen zu beharren, vnd vnß vnd die vnſern furter
»zu beſchedigen, ſo heiſcht vnſer notturfft, vnß daſ gegen
»Jne, mit hilff des Allmechtigen, vnd vnſer Hern vnd
»frunt Zuſchub vnd byſtant mit der Gegenwehr vffzuhaltten,
»das wir vngezweiffelt ſein, vnß von meniglichen vnuerkerli-
»chen zugemeſſen werden ſol; vnd ob wir demnach ichtß
»vnderſteen wurden, die benanten Hern, oder das ſie inha-
»ben, zu uberziehen, oder zu beſchedigen, ſo bitten wir einen
»iglichen, ſo fruntlichſt, gutlichſt, vnd fliſſigſt wir können
»oder megen, daß er zu hertzen nemen vnd betrachten wöll,

»wie gar vnrechtlich, vnerbarlich, vnd vnpillich, widder »Gott, Er, vnd alleß recht an vnß gehandeltt vnd begangen »würt, vnd vnß zu hilff vnd troſt der gerechtigkeit daran »kein hinternuß ſein, ſonder ſolich vngöttlich, vnrechtlich »vnd gewaltig furnemen zu ſtraffen, vnß hulff, byſtant, vnd »furderung tun wölle; daſ wollen wir vngeſpart alleſ vnſerſ »vermögenß vmb ein ieden nach ſeiner gepur fruntlich verdie»nen, gunſtlich beſchulden, vnd gnediglich erkennen vnd be»dencken. Geben zu Hoeſte vnter vnſerm vffgedruckten In»ſigel, am dinſtag nach dem ſontag Letare, Anno Dni 1462.»

Durch diß getruckt Patent vnd offen Brieff vermeint her Diether von Iſenburgck Jederman zu beredden, daß er durchaus vnſchuldig ſeins Ertzbiſthumbß enttſetzt ſey, derwegen man Im billig beyfallen, vnd In bey des Ertzbiſthumbß poſſeſſion ſoll helffen erhalten; aber es halff Im nit viel, ſonder vnter diſſer handlung vnterſtunde ſich Ertzbiſchoff Johan von Trier, des geſchlechts ein Marckgraff von Baden, nach des Bapſts Mandat den von Iſenburgck vß dem Ertzbiſthumb helffen zu vertreiben, vnd die Vnderthanen dem von Naſſaw gehorſam zu machen; dorumb zog er mit herescrafft vor das ſtettlin Lanſtein, ein Meill wegß ober Coblentz gelegen, beleggert daſſelbig, dan die burger des Ortß hingen noch an Iſenburgck, vnd wolten dem von Naſſaw nit gehorſam ſein, noch In vor Irn hern annemmen; weil aber daſſelb mit Mawern, thurmen, vnd graben woll verwart war, vnd die burger ſich hefftig zur wher ſtellten, kunt er eß nit gewinnen, ſonder muſt mit ſchad vnd ſchand wider abtziehen. Nit lang dornach rüſt ſich der von trier widderumb, vnd beleggert Lanſtein noch einmal; weil aber die beſatzung vnd burger darinn mit gleicher gegenwher Im Widderſtant theten, muſt er wie das erſtmal widderumb abtziehen.

(Der Beſchluß folgt.)

IV.

Denkſchrift über das Benehmen von Frankreich und England gegen die Neutralen. Paris 1810. *) (Beſchluß.)

(Ein Auszug.)

Dritte Periode.

In der zweiten Periode hat man England, allein, in einem beſtändigen Widerſpruche mit den von den Kontinentalmächten angenommenen Grundſäzen der Seegeſezgebung geſehen. Die ganze Welt fühlte die Nothwendigkeit dieſer Geſezgebung; England allein weigerte ſich, ſie anzuerkennen, und dieſe Streitfrage beſchäftigte alle Gemüther, als ſich die franzöſiſche Revolution auf einmal der allge-

*) Im Original: Mémoire sur la conduite de la France et de l'Angleterre à l'égard des neutres. Paris 1810.

meinen Aufmerkſamkeit bemächtigte: ſie ſchien der brittiſchen Regierung eine ihrem Intereſſe günſtige Diverſion zu ſeyn, und ſie that alles, um Vortheil daraus zu ziehen.

Die konſtituirende Verſammlung beſchäftigte ſich einen Augenblik mit der Freiheit der Meere; ſie ſprach von Abſchaffung der Kaperei; ſie wollte die Rechte des Seekrieges denen des Landkrieges gleich machen, und eine Unterſcheidung des Privateigenthums von dem Staatseigenthume als Grundſaz aufſtellen. Dieſe Idee wurde von den Hanſeſtädten, den Vereinigten Staaten und Holland bereitwillig aufgenommen; allein der Einfluß des brittiſchen Kabinets verhinderte, daß man dieſem wohlthätigen Verſuche Folgen gab. Unter der geſezgebenden Verſammlung, gab ihr das franzöſiſche Miniſterium eine neue Feſtigkeit in einer Note, die Herr von Chauvelin, damaliger Geſandte in London, dem Lord Grenville, in Bezug auf die zwiſchen den Seemächten zur Abſchaffung der Seekaperei zu nehmenden Masregeln, zuſtellte. Dieſer Vorſchlag wurde von der brittiſchen Regierung ſo aufgenommen, als wenn die Rede davon geweſen wäre, ihre Marine zu vernichten. Weit entfernt, ähnliche Maximen anzunehmen, hatte ſie noch kurz vorher den Vereinigten Staaten verweigert, was ſie Frankreich in dem Vertrag von 1786, Artikel 20, bewilligt hatte. Man hatte in einem, im Jahr 1791, an den geheimen Rath gemachten Berichte geſagt, niemals würde man der amerikaniſchen Flagge die Befreiung für die feindlichen Waaren zugeſtehen, die der franzöſiſchen Flagge bewilligt worden, und der offenbare Grund dieſer Verweigerung war »das an»gebliche Recht, die amerikaniſchen Schiffe zu viſitiren, zu »behaupten; die ausländiſchen oder einheimiſchen Matroſen »darauf zu preſſen, um den Handel durch Bedrükungen »und Frevel zu hemmen, welche eine Folge der Eiferſucht »und Rache werden können.»

Dieſe Schwierigkeiten verhinderten den Abſchluß des Handelsvertrages zwiſchen England und den Vereinigten Staaten. Die brittiſche Regierung wagte noch mehr. Im Dezember 1792, wo ſie noch eine neutrale Macht in dem Kriege war, der ſich auf dem Kontinent entzündet hatte, verbot ſie den Neutralen das Einlaufen in die franzöſiſchen Häfen; und von dieſer erſten Verlezung rührte es her, daß »alle Akte, Dekrete und Befehle, die nach und nach bekannt »gemacht wurden, und einander wechſelſeitig hervorriefen, »die Neutralität ſo weit gebracht haben, daß ſie nichts »mehr als ein Wort ohne Sinn iſt, und die Neutralen »entweder Mitſchuldige oder Opfer der Gewaltthätigkeiten »vom Stärkſten werden müſſen». Damals wurden mehrere, mit Lebensmitteln beladene, amerikaniſche Schiffe weggenommen. Es iſt wahr, ſelbſt in London erregte dieſes Benehmen der Miniſter einen ſo großen Unwillen, daß ſie gezwungen wurden, eine ſogenannte Entſchädigungsbill zu begehren, um ſich gegen jede Verfolgung wegen ihrem abſcheulichen Benehmen in Sicherheit zu ſezen.

Der Verfaſſer kömmt izt auf die Epoche der franzöſiſchen Revolution, wo das Völkerrecht und die Rechte der Menſchheit auf die empörendſte Weiſe mit Füßen getreten wurden; die brittiſche Regierung war es, die hiezu das Beiſpiel gab. Die Anhänger Englands ſagen zwar, wie es auch in einem zwiſchen England und Rußland im Jahr 1793 abgeſchloſſenen Vertrage geſchah, daß die Grundſäze, zu denen man ſich in Frankreich bekannte, der blutige Fall des Monarchen und des Thrones, Frankreich außer das gemeine Recht der Nationen geſezt hätten. Allein die innern Unruhen eines Landes, ſagt er dagegen, geben den auswärtigen Regierungen zu der häßlichen Unternehmung, ſeine Einwohner durch Hunger ſterben zu laſſen, keine Befugniß, noch weniger dazu, dieſe unglüklichen Umſtände zu benuzen,

um den Handel jener Völker zu vernichten, die theilnamloſe Zuſchauer von dieſen Streitigkeiten bleiben wollen. Und, aufrichtig geſagt, waren die ſchreklichen Auftritte, die Frankreich verwüſtet haben, ſo neu für England? Waren die Grundſäze des Aufruhrs und der Zügelloſigkeit jenen von dieſen Inſulanern, deren gegenwärtige Konſtitution keinen andern Urſprung hat, ſo fremd, daß die engliſche Regierung auf das mörderiſche Blokadeſyſtem, durch welches man ganz Frankreich aushungern wollte, zuerſt verfallen mußte? Nein, gewiß nicht: es gab damals keinen andern wirklichen Grund zu dieſem geſellſchaftlichen Verbrechen, als der Ehrgeiz, auf den Meeren zu herrſchen, die unerſättliche Begierde, den Handel zu verſchlingen, die Ausſicht auf eine endloſe Rache, und die Hofnung, auf immer eine Seemacht zu vernichten, die nach ihren Unfällen ſtets gefährlich und jener Hyder gleich iſt, deren immer neuentſtehenden Köpfe der brittiſche Herkules niemals abhauen kann.

Die brittiſche Regierung hatte ſeit 1792 gegen Frankreich und ſeinen Handel, durch die Zurükſendung des franzöſiſchen Geſandten, durch die Verweigerung, die Kaperei abzuſchaffen, durch die Beleidigungen gegen die Neutralen, durch die eingeſtandene Abſicht, die Handelsſchiffe wie im Krieg von 1755 wegzunehmen, einen ſo offenbar feindſeligen Karakter angenommen, daß der Nationalkonvent, ſo ungern er auch die Macht der Koalition vermehrte, ſich gezwungen glaubte, die Ausrüſtungen von Kapern zu autoriſiren. Allein weder dieſes Dekret, noch die neue Formel für die Kaperbriefe, thaten den Grundſäzen der Neutralität, ſo wie ſie vor der Revolution anerkannt wurden, Eintrag. Das Kaperweſen blieb auf die weiſe Verordnung von 1778 eingeſchränkt, da das Dekret vom 14. Februar 1793, welches den Handelsgerichten das Urtheil über Streitigkeiten in Hinſicht der Priſen beimißt, folgendes enthält: »Die alten Geſeze in

»Betreff der Priſen werden fernerhin vollzogen, bis darüber »anders verordnet iſt.»

Im Widerſpruche mit dieſer Achtung der Grundſäze des Völkerrechts und der Neutralität, welche die damaligen Gewalthaber von Frankreich, auch ſelbſt bei ihren politiſchen Verirrungen, nicht verließ, und wobei ſie ſelbſt auf die Mittel, ihren Feinden zu ſchaden, verzichteten, erlaubte ſich England damals eine Menge tyranniſcher Handlungen, die es als die Richtſchnur ſeines Betragens und als ein feſtgegründetes Recht gelten ließ: ſeine Regierung ließ die neutrale Flagge ungeſtraft beleidigen; und zu derſelben Zeit entſpann ſie den Plan, Frankreich auszuhungern. Die Konvention zwiſchen Sr. brittiſchen Majeſtät und der Kaiſerin aller Reuſſen, die den 25. März 1793 zu London unterzeichnet wurde, iſt das ächteſte Denkmal der brittiſchen Argliſt und Ehrſucht. Durch den 3. Artikel »verbinden ſich die beiden Mächte, alle Masregeln zu neh»men, die in ihrer Gewalt ſeyn werden, um den Handel »von Frankreich zu ſtören.» Durch den 4. Artikel »machen »ſich dieſelben verbindlich, alle ihre Anſtrengungen zu ver»einigen, um andere, nicht in dieſen Krieg verwikelte »Mächte zu verhindern, dem Handel oder dem Eigenthum »der Franzoſen auf dem Meere oder in den Häfen von »Frankreich, irgend einen Schuz, weder mittelbar noch »unmittelbar, zufolge ihrer Neutralität, zu leiſten.»

Durch dieſen Vertrag und die nachfolgenden Akte, worin die Kaiſerin Katharina aus Haß gegen die in Frankreich aufgeſtellten Grundſäze das Intereſſe ihrer Staaten vergaß, und die Rechte der Neutralen aufopferte, verlor dieſe berühmte Monarchin den Ruhm und den Nuzen des von ihr errichteten Denkmals. Eine wirkliche, aber vorübergehende Gefahr ließ ſie die bleibendere der brittiſchen Herrſchgewalt nicht ſehen.

Unmittelbar nach dem Abſchluß dieſer Konvention war das brittiſche Miniſterium bemüht, mit Spanien und Preuſſen auf demſelben Grundſaze zu unterhandeln. Im Norden bediente es ſich des blinden Einfluſſes von Rußland, um die Mächte der Oſtſee für ſeine Plane zu gewinnen: eine Flotte von 25 Linienſchiffen lief aus den ruſſiſchen Häfen aus, »mit dem Befehle, jedes für die Häfen von Frank»reich gemiethete und beladene neutrale Schiff auf ihrer »Kreuzfahrt anzuhalten.»

Bei dieſer feindſeligen Thätigkeit Englands, wo man jeden Tag in Frankreich die Nachricht von einer Verlezung des Rechtes der Völker und der Neutralen erhielt, erließ der Nationalkonvent, am 9. Mai 1793, ein Dekret, welches »die Wegnahme der neutralen Schiffe befahl, die ganz »oder zum Theil eine Ladung von Eßwaaren führten, welche »Feinden oder Neutralen angehörten, und für feindliche »Häfen beſtimmt waren.» Die den Feinden angehörigen Eßwaaren ſollten konfiszirt, allein die Fracht bezahlt, und die Schiffe wieder freigegeben werden, nach dem alten Geſeze vom Seekonſulat. Die den Neutralen angehörigen Eßwaaren ſollten nach ihrem Werthe in dem Orte, für den ſie beſtimmt waren, bezahlt werden.

Dieſes Dekret war ohne Zweifel nicht den wahren Grundſäzen angemeſſen; allein es erſcheint ſehr gemäſigt, wenn man es mit den vorher genommenen Maasregeln, und vorzüglich mit den Inſtruktionen vergleicht, welche Se. brittiſche Maj. bald darauf an ihre Admiräle, Kapitäne und Kommandanten ſchikte.

Die Vollziehung dieſer Inſtruktionen wurde mit aller Strenge betrieben. Aus dem Frevel, der im Hafen von

Genua gegen die Fregatte la Modeſte *) im Dezember 1793 verübt wurde, kann man auf den Uibermuth ſchlieſen, mit welchem die engliſchen Kapitäne die neutralen Flaggen behandelten. Ohne Zweifel war die genueſiſche Regierung bei dieſer Gelegenheit, wenigſtens der Unvorſichtigkeit ſchuldig. Indeſſen gieng die Mäſigung Frankreichs gegen die Neutralen noch ſo weit, daß ein Dekret vom 22. Dezember 1793 erklärte, das genueſiſche Volk würde für das Verbrechen der Engländer nicht verantwortlich gemacht; die politiſchen und Handelsverhältniſſe, die zwiſchen Frankreich und den Genueſern beſtünden, würden behauptet und beſchüzt: eine Mäſigung, die um ſo merkwürdiger erſcheint, da das Volk, dem ſie galt, ſchwach war, und die franzöſiſchen Armeen das feindliche Gebiet auf allen Seiten zu berühren anfiengen.

Ein anderes Dekret, die Schifffahrtsakte, vom 21. Dezember 1793, enthält im 1. Artikel, »daß die zwiſchen »Frankreich und einer friedlichen Macht beſtehenden Schiff»fahrts- und Handelsverträge, ihrer Form und ihrem In»halte nach vollzogen werden ſollen.» Daraus ſieht man, daß Frankreich, ſelbſt in der damaligen Zeit, gerne die Neutralität achten und ſeine Verpflichtungen getreulich erfüllen wollte.

---

*) Die Geſchichte dieſer unerhörten Verlezung eines neutralen Hafens iſt folgende: Die franzöſiſche Fregatte la Modeſte, die unter dem Schuze der Neutralität ruhig im Hafen von Genua lag, ſah ohne Verdacht ein engliſches Linienſchiff von 74 Kanonen ſich an ſeine Seite legen; plözlich fodert der engliſche Kapitän die Franzoſen auf, ihre Flagge abzunehmen; auf ihre Weigerung werden die zuvor bereitgehaltenen fliegenden Brüken auf die Fregatte geworfen, 300 entwaffnete Franzoſen ohne Mühe ermordet, und die Fregatte darauf nach England geführt.

Die Amerikaner hatten mehr als jede andere Nation durch die Inſtruktionen des brittiſchen Rathes gelitten. Ihr Handel, den der Krieg blühender machen ſollte, war den Launen oder der Willkühr bloſer engliſcher Kaper unterworfen, oder vielmehr vernichtet. Kein Volk war mehr bei der Errichtung eines auf die Rechte der Neutralen gegründeten Seecoder intereſſirt: gleichwohl muß man erkennen, daß die noch unlängſt in Amerika mit ſo viel Enthuſiasm aufgenommenen Grundſäze merkliche Veränderungen erlitten hatten, ſey es nun, daß die Furcht vor einem Bruche mit England den Widerſtand gegen ſeine Anmaßungen ſchwächte, oder daß das öffentliche Intereſſe durch den Privateigennuz zum Schweigen gebracht wurde. Es ſcheint ſelbſt, nach der Korreſpondenz des Herrn Jefferſon mit Herrn Genet und Herrn Morris, daß das damalige Syſtem der Amerikaner ganz im Sinne der Engländer war, und daß ſie die Säſirung des feindlichen Eigenthums auf neutralen Schiffen, als durch das Völkerrecht autoriſirt anſahen. Ohne Zweifel hatte dieſe Nachgiebigkeit die engliſche Regierung angefeuert, ihre Anſprüche weiter zu treiben, indem ſie erklärte, »daß »jeder auf einem franzöſiſchen Schiffe gefundene amerikani»ſche Matroſe als ein Seeräuber betrachtet und als ſolcher »behandelt, und jedes Fahrzeug der Vereinigten Staaten, »das Erzeugniſſe von franzöſiſchen Kolonien an Bord führe, »ſäſirt und verurtheilt werden ſoll.»

Man hat Urſache zu erſtaunen, daß nach ſo vielen ungerechten Angriffen, nach ſo viel erlittenem Schaden, die Regierung der Vereinigten Staaten, ſtatt eine Entſchädigung dafür zu verlangen, Herrn Jay nach London ſchikte, um dort jenen Vertrag vom 19. Mai 1794 zu unterhandeln, wo von den Rechten, die fünfzehn Jahre früher von den Kolonialmächten ſo lebhaft gefodert und anerkannt wurden, keine Erwähnung geſchah, wo aber die Rechte der Viſite,

der Preſſe und Blokadeausdehnung Großbritannien vorbehalten ſind; wo der Grundſaz, daß die Flagge die Ladung dekt, gänzlich aufgegeben iſt; wo die Bezeichnung der Kontrebande-Gegenſtände der Entſcheidung der engliſchen Regierung überlaſſen wird; und wo endlich zugeſtanden iſt, daß jeder amerikaniſche Unterthan, der auf einem feindlichen Schiffe gefunden wird, wie ein Seeräuber behandelt werden ſoll.

Bis dahin hatten die Franzoſen kein einziges amerikaniſches Schiff, das auf dem Wege nach England begriffen oder mit feindlichen Waaren beladen war, weggenommen; bis dahin hatten ſie keinen einzigen Matroſen der Vereinigten Staaten an Bord der engliſchen Schiffe genommen; aber endlich wurde Frankreich durch das Geſez der Nothwendigkeit, und durch die Entſagung der amerikaniſchen Regierung auf die wechſelſeitigen Vortheile des Vertrags von 1778, gezwungen, ſich gegen die Neutralen die Vortheile herauszunehmen, die ſie England erlaubten; und dies war auch der Geiſt, der ſich in den Beſchlüſſen des Vollziehungsdirektoriums vom 2. Juli 1796 *) und vom 2. März 1797, welche nur bloße Repreſſalien ſind, zeigte.

Giebt es in dem Benehmen von Frankreich etwas, was Erſtaunen erregt, ſo iſt es die Zögerung, mit der es die Masregeln annahm, welche der Vertrag von 1794 nothwendig gemacht hatte.

---

*) Dieſer Beſchluß enthält, »es ſoll ohne Verzug allen »neutralen oder alliirten Mächten notifizirt werden, daß »die Flagge der franzöſiſchen Republik eben ſo gegen die »neutralen Fahrzeuge, theils durch Konfiskation, theils »durch die Viſite oder Wegnahme verfahren werde, als ſie »dulden, daß die Engländer gegen ſie verfahren.»

Der Verfaſſer führt hier verſchiedene Akte der franzöſiſchen Geſezgebung an, die ſeitdem einen weniger gemäſigten Karakter annahmen; allein ſie waren durch die immer wachſende Uſurpation Englands veranlaßt worden, und ein Theil davon wurde niemals vollzogen und der andere unter dem Konſulat zurükgenommen.

Endlich, ſagt der Verfaſſer, legten ſich die Zwiſtigkeiten zwiſchen Frankreich und Amerika bei, und freundſchaftliche Erklärungen näherten zwei Nationen einander, deren Zweke und Intereſſen gemeinſchaftlich ſeyn ſollten. Uibrigens gieng damals in ganz Europa eine für das Syſtem Frankreichs günſtige Veränderung vor. Die Revolution hatte aus Frankreich alle Ideen der Geſellſchaftlichkeit verbannt; in dem übrigen Europa hatte ſie die Gemüther erbittert und alle Verbindungen einer geſunden Politik in Unordnung gebracht; allein die Gefahren dieſer Revolution verminderten ſich, und der 18. Brümär erſchien, um ſie zu endigen.

Auf der andern Seite fiengen die dem Streite Englands fremden Staaten an, über die brittiſchen Uſurpationen zu erſchreken, wovon die Unruhen in Frankreich die Urſache oder der Vorwand geweſen waren.

Die erſten Früchte dieſer glüklichen Veränderung waren der Beſchluß der konſulariſchen Kommiſſion vom 20. Dezember 1799 (29. Frimär Jahrs 8), der die Grundſäze der Verordnung von 1778 wieder in Kraft ſezte, die Befreiung von der Säſie für die Fiſcherfahrzeuge, und die zwiſchen Frankreich und den Vereinigten Staaten am 30. Sept. 1800 abgeſchloſſene Konvention. Bei dieſer Unterhandlung ſchien es unmöglich, ſich in Bezug auf den Allianztraktat von 1778 miteinander zu verſtehen; allein Frankreich nahm keinen Anſtand, hierin von neuem die Grundſäze zu beſtätigen, die es nie anders in der Ausübung verlaſſen hatte,

als da, wo es Repreſſalien brauchen wollte; es erklärte ſich deutlich über die Freiheit des neutralen Handels; mit Klarheit beſtimmte es, was man unter einem blokirten Plaze verſtehen müßte, bezeichnete die Gegenſtände der Kontrebande und ſtipulirte, daß die freien Schiffe die Freiheit der Waaren ſicherten. Demnach war es immer der erſte Punkt in ſeinen Seeverträgen, Grundſäze feſt zu beſchliefen, welche England anzunehmen ſich geweigert hatte, wenn ſie mit Beſtimmtheit vorgebracht wurden.

In dem zu Petersburg am 21. Februar 1797 abgeſchloſſenen Handelsvertrage wurde die Freiheit der Schiffahrt und das Privilegium der Flagge auf eine ſo ſchwankende Art ſtipulirt, daß ein brittiſcher Kabinetsbefehl die ruſſiſchen Schiffe ohne weiteres von allen Häfen Europas entfernen und der kleinſte Korſar die ruſſiſchen Konvois, mit oder ohne Eskorte, viſitiren und ſie unter dem leichteſten Vorwande ſäſiren konnte, was dann auch bald erfolgte. Uibrigens erinnerte in dieſem Vertrage nichts an die von Katharina verkündigten Grundſäze: die Marine und der Handel Rußlands waren darin dem Intereſſe Großbritanniens blind aufgeopfert.

Während dem das Kabinet von St. Petersburg ſo viel Nachgiebigkeit gegen die Plane Englands zeigte, war Dänemark, ſelbſt nach dem Tode der Kaiſerin Katharina, wegen dem Schuze, den es dem franzöſiſchen Handel geleiſtet haben ſollte, öftern Vorwürfen und Drohungen ausgeſezt. Schweden wurde auch bei ſeinen Streithändeln mit England vom Petersburger Kabinette verlaſſen: man muß demnach nicht über die gewaltſamen Unternehmungen der brittiſchen Marine gegen den Handel der Schweden und

Dänen erſtaunen *). Im Jahr 1798 viſitirte ſie einen, Schweden angehörigen Konvoi, der von der Fregatte Ulla = Ferſen eskortirt war, und nahm ihn ganz hinweg. Im Jahr 1799 wollte der Kommandant von einigen Fregatten, in der Gegend von Gibraltar, einen däniſchen Konvoi, der von der Fregatte Hopfruen eskortirt war, die ſich zur Wehre ſezte, viſitiren: den 25. Juli 1800 ſtießen ſechs engliſche Kriegsſchiffe bei dem Eingang des Kanals auf die däniſche Fregatte Freya, welche ſechs Fahrzeuge zu begleiten hatte; auf die Weigerung des däniſchen Kapitäns, die von ihm eskortirten Schiffe viſitiren zu laſſen, wurde er angegriffen; und er vertheidigte ſich muthig gegen vier Fregatten, bis ihn die Uiberlegenheit des Feuers zwang, ſeine Flagge zu ſtreichen, deren Ehre er ſo gut vertheidigt hatte; die Fregatte wurde mit dem Konvoi nach den Dünen geführt.

Dieſe unerhörten Herausfoderungen gaben zu den lebhafteſten Beſchwerden von Seiten Dänemarks und Schwedens Anlaß; allein, was über alle Erwartung gieng, war, daß der engliſche Geſandte die Unverſchämtheit hatte, in ſeinen Noten, im Namen des Königs von England, Genugthuung für die ſeiner Flagge durch den nicht veranlaßten Angriff eines däniſchen Offiziers, der nach den Befehlen ſeines Hofes handelte, zugefügte Beleidigung, und Sicherheit für die Zukunft gegen ähnliche Beleidigungen zu begehren. In Bezug auf die Foderung, die däniſche Fre-

*) Nicht blos die Dänen und Schweden hatten ſich zu beklagen: im Monat November 1798 verlezte der Admiral Nelſon die Neutralität des Hafens von Livorno, indem er dort eine Flotte von reich beladenen genueſiſchen Schiffen nahm.

gatte und ihr Konvoi frei zu geben, behauptete der brittiſche Abgeſandte, Lord Whitworth, gleichfalls, daß jedes neutrale Schiff, das ſich der Viſite im ähnlichen Fall widerſezte, zur Konfiskation geeignet und als gute Priſe zu betrachten ſey.

Das Auffallende dieſer Gewaltthätigkeiten, und die Unverſchämtheit, mit welcher die engliſche Regierung ihre Grundſäze vertheidigte, klärten endlich Rußland auf: es trennte ſich bald hernach von der Koalition, und theilte den Unwillen, den das Verfahren Englands bei den Höfen von Stokholm und Kopenhagen erwekt hatte; und in derſelben Zeit, wo Lord Whitworth, ſtatt Genugthuung zu geben, eine neue Beleidigung machte, ſchikte ihnen Paul I. jene Deklaration zu, wodurch er ſie einlud, die Verbindung von 1780, zur Wiederherſtellung der Grundſäze der Seeneutralität, zu erneuern.

Während den Unterhandlungen, welche dieſe Deklaration veranlaßte, zu welcher Schweden, Dänemark und Preuſſen Seeverträge hinzufügten, hatte England ſeine Bedrükungen gegen die Neutralen ununterbrochen fortgeſezt.

Die drei Monate, welche auf die Unterzeichnung dieſer Konvention folgten, ſind reich an Ereigniſſen. Der Verfaſſer führt nur folgende davon an: die Erklärungen, welche England von Dänemark verlangte; der auf das engliſche Eigenthum in Rußland gelegte Sequeſter; die Weigerung der brittiſchen Regierung, die Inſel Malta dem Kaiſer von Rußland einzuräumen; der Beſchlag, den die brittiſche Regierung auf die ruſſiſchen, däniſchen und ſchwediſchen Schiffe legte; die Rükſichten, welche England gegen den König von Preuſſen beobachtete; die ohne Erfolg gebliebenen Unterhandlungen des Lord Carysford zu Berlin; die Reklamationen von Schweden und Dänemark

über den Beſchlag und die Seeräubereien, namentlich über die des Kapitäns der engliſchen Fregatte the Squirrel; die Unwirkſamkeit ihrer Beſchwerden, und die kraftvollen Entſchliesungen, welche ſeitdem die nordiſchen Mächte nahmen; die Beſezung von Hamburg durch die Dänen; das von Dänemark auf die engliſchen Schiffe gelegte Embargo; die Feindſeligkeiten, welche die unmittelbare Folge deſſelben waren; der Angriff von Kopenhagen durch eine engliſche Flotte; der für die Dänen ſo unglükliche Tag vom 2. April; der Waffenſtillſtand, welcher darauf folgte, und endlich der Meuchelmord Pauls I., den Europa zu gleicher Zeit mit den Vortheilen erfuhr, welche die Engländer in dem Sund erhalten hatten.

Hier, bemerkt der Verfaſſer, muß man die Epoche des Verfalls von dem durch die Kaiſerin Katharina verkündigten Syſteme feſtſezen. Man ſah die nordiſchen Mächte, eine nach der andern, muthlos werden, nachgeben, und ihre Entſagung auf Grundſäze unterzeichnen, die wohl eine muthigere Vertheidigung werth waren. Dänemark, gezwungen, einen Waffenſtillſtand anzunehmen, willigte ein, den Neutralitätsvertrag, in Hinſicht ſeiner Mitwirkung, ſo lange als der Waffenſtillſtand dauern würde, zu ſuſpendiren. Einige Tage nachher erſchien der Admiral Parker vor Karlskrona, und gab dem Kommandanten der ſchwediſchen Seemacht 48 Stunden Zeit, um die Geſinnungen des Stokholmer Hofes über den Neutralitätsvertrag zu vernehmen. Der König ließ ihm in der vorgeſchriebenen Zeitfriſt antworten, »daß er ſich nicht weigerte, billige Vorſchläge anzu»hören, um die beſtehenden Irrungen zu endigen, daß er »aber die Sache ſeiner getreuen Alliirten als ſeine eigne »betrachten werde.«

Der Kaiſer Alexander, der England kurz vorher ſeine Thronbeſteigung notifizirt hatte, gab dem Grafen

Pahlen den Auftrag, an den engliſchen General einen Brief voll friedlicher Geſinnungen zu ſchreiben. Auf ſeine Vermittelung und ſeinen Rath wurden Hamburg und Hannover von den Dänen und Preuſſen geräumt. England ſelbſt ſchikte ihm bald hernach den Lord Saint-Helens zu, um die Rechte und Foderungen der Neutralen zu diskutiren; und die Frucht dieſer Unterhandlungen war der Vertrag vom 17. Juni 1801, durch welchen England die vorzüglichſten Streitfragen dieſes großen Prozeſſes für ſich entſchieden ſah. Dieſer Vertrag vernichtet den Grundſaz, daß die Flagge die Ladung dekt, und läßt den bewaffneten Schiffen der kriegführenden Mächte das Recht, die neutralen Fahrzeuge, ſelbſt wenn ſie eskortirt werden, zu viſitiren. Die Blokade iſt darin auf eine ſchwankende Weiſe beſtimmt; man hat die ſo wichtige Klauſel weggelaſſen, daß der Kommandant der blokirenden Eskader verbunden iſt, Nachricht zu geben u. ſ. w. Kurz dieſer Vertrag bietet keinen von den Vortheilen dar, welche ſich die nordiſchen Mächte in den vorhergehenden Konventionen zuſichern wollten.

England hatte nun durch ſeine Seemacht einen Punkt gewonnen, der wichtiger iſt als der Beſiz einer neuen Kolonie. Da die Rechte, welche es foderte, durch die erſten handelnden Mächte, ſo zu ſagen, anerkannt und ſanktionnirt waren, ſo ſchien es geneigter, die Friedensvorſchläge anzuhören, welche ihm Frankreich unaufhörlich gemacht hatte; und die am 1. Oktober 1801 zu London unterzeichneten Präliminarien machten dem Blutvergießen ein Ende, das ſeit 10 Jahren ſich in alle Theile der Welt verbreitet hatte.

Man wird vielleicht erſtaunen, daß weder in den Friedenspräliminarien, noch in dem darauf gefolgten Vertrag von Amiens vom 27. März 1802, von den Grund-

ſäzen die Rede war, deren Beſtreitung ſo viele Bewegungen im Norden verurſacht hatte. Allein hier hatte Frankreich weder das Recht noch die Macht, für die Ehre derjenigen zu ſtipuliren, die insbeſondere ihren Grundſäzen entſagen wollten. Was Frankreich betrift, ſo blieb es, in dieſer Hinſicht, in der Unabhängigkeit der alten Verträge. Es hatte nie die Anſprüche der brittiſchen Flagge anerkannt, darum blieb es auch auf dem Fuße einer vollkommnen Gleichheit.

Da die Fälle, wo es zwiſchen England und einer andern Macht neutral bleiben würde, durch die Lage beider Staaten ſo ſelten geworden ſind, ſo konnte Frankreich wohl bis zu dem wirklichen Eintreffen dieſer Epoche die Behauptung ſeiner Rechte, als neutrale Macht, verſchieben. Es war, nebſt der ottomaniſchen Pforte, die einzige Macht, die nicht von ihrer alten Politik abwich; und das intereſſirte England auch wirklich wenig: denn ſeinem Ehrgeiz genügte es, daß die gewöhnlich neutral bleibenden Mächte, deren Handel übrigens am ausgedehnteſten war, ihm die Rechte einräumten, die es als die Grundlage ſeiner Seemacht betrachtete.

Aus dieſer Darſtellung des damaligen Zuſtandes der Dinge zieht der Verfaſſer folgende Schlüſſe:

Da die Rechte, welche England bisher nur durch ſchwankende Gründe und einige alte Verträge, die in Abgang gekommen waren, die von den andern Mächten allgemein widerſprochen wurden, und deren Wiederruf von dem bloſen Willen der Kontrahenten abhieng, welcher auch wirklich durch die Konventionen über die bewaffnete Neutralität verkündigt wurde, behaupten konnte, da dieſe Großbritannien ſo werthen Rechte, ſagt der Verfaſſer, einmal durch ſo viele Seemächte ſanktionnirt waren, ſo öffnete ſich eine neue Laufbahn für ſeine Hoffnungen; und es war voraus-

zuſehen, daß bei dem erſten durch ſeinen Ehrgeiz angefachten Kriege der Handel der Neutralen nur durch und für es beſtehen konnte. Die Grundlagen zu ſeinem Despotism waren nun gelegt; und darum werden wir auch in der künftigen Periode zu beobachten Gelegenheit finden, wie ſchnell das verhaßte Gebäude ſeiner Uibermacht, zu welchem eine unerſättliche Habſucht den Plan entwarf, und dem das Blut und die Thränen der Nationen zu Befeſtigungsmitteln dienen mußten, in die Höhe ſtieg.

Vierte Periode.

In den drei vorhergehenden Perioden ſah man, wie die brittiſche Macht ihre Anſprüche aufſtellte, wie ſie bemüht war, die Kontinentalmächte zu theilen, wie ſie die Schwachen in Furcht ſezte und die Mächtigern verführte, dem einen Theile verſagte, was ſie dem andern bewilligte, und in ihrer Seejurisprudenz, nach ihren Bedürfniſſen oder Beſorgniſſen, wechſelte; zugleich aber immer auf dem Plane feſthaltend, die Grundſäze ihren Intereſſen nachzuſezen, ſich Auswege in ihren Bewilligungen vorzubehalten, und mitten durch die Verwirrungen der europäiſchen Politik dem einzigen Ziele der Seeherrſchaft entgegengehend.

Wenn man nur die in ihren Verträgen gebrauchten Worte betrachtet, ſo ſollte man glauben, die Rechte, die ſie ſich anmaßt, ſeyen wechſelſeitig zwiſchen den Kontrahenten; allein, unterſucht man die Lage der Parthien genauer, ſo wird man ſehen, daß dieſe Wechſelſeitigkeit eine Täuſchung, und der ganze Vortheil derſelben für Großbritannien iſt. Es allein kann Nuzen daraus ziehen, weil es allein, wegen der Uiberlegenheit ſeiner Marine und der Ausdehnung ſeines Handels, immer kriegführende Parthie iſt. Seit einem Jahrhundert gab es in Europa keinen Seekrieg, worin es nicht eine Rolle ſpielte, oder

woven ſeine Uſurpationen nicht die alleinige Veranlaſſung geweſen wären. Frankreich, Spanien, Holland haben gegen es nur den Kampf angefangen, um ſich dem Joche zu entziehen, das es ihnen auflegen wollte. Es ſey nur einmal neutral, und Rußland, im Kriege begriffen, verſuche es, das Recht der Viſite, der Blokade u. ſ. w. auszuüben; ſo wird man bald die engliſchen Kaufleute über unleidliche Bedrükungen ſchreien hören. Gewiß, die Engländer, die gewöhnt ſind, bei allen Seekriegen eine Hauptrolle zu übernehmen, benuzen allein die Privilegien, die ſie ſich das Anſehen gaben, zu theilen; während dem dieſe Vortheile für gewerbfleiſige und handelnde Nationen, die weder den Willen noch die Macht haben, ihnen die Meeresherrſchaft ſtreitig zu machen, eine leere Täuſchung bleiben. Man ſieht daraus, daß die neue Seegeſezgebung Englands ausſchlieſend zu ſeinem Gebrauch und zur Erhaltung ſeiner Seemacht iſt. In den auf die bewaffnete Neutralität Bezug habenden Akten hat man geſehen, daß ſeine Unterhändler nicht einmal Sorge trugen, es zu verbergen.

Demnach muß man in Wahrheit geſtehen: als die engliſche Regierung auf eine ſo abſcheuliche Weiſe den Traktat von Amiens zerriß, da ſie durch die Verweigerung der Herausgabe von Malta ihrer übernommenen Verpflichtung förmlich zuwiderhandelte, und Frankreich zwang, ſeine Zuflucht zu den Waffen zu nehmen, hat ſich dieſes Reich in Bezug auf das Intereſſe ſeines Handels und ſeiner Induſtrie in einer ſchlimmern Lage befunden, als im Anfang der vorhergehenden Kriege. In den Verträgen, die es mit allen neutralen Mächten abgeſchloſſen, hatte es die der Neutralität am meiſten günſtigen Grundſäze anerkannt, während England entgegengeſezte Bedingungen erhalten hatte. Dies war genau die ungleiche Lage, worin die Jurisprudenz der

beiden Völker, verſchieden wie ihre Redlichkeit, ſie im Anfang des Kriegs verſezt hatte.

Dieſer Krieg kündigte ſich, wie alle vorhergehenden, von Seiten der brittiſchen Regierung durch Feindſeligkeiten und Seeräubereien an; keine Kriegserklärung war vorhergegangen. Frankreich fieng ihn nach den Grundſäzen der Verordnung von 1778, die durch den Beſchluß vom 20. Dezember 1799 wieder in Kraft geſezt wurde, an.

Bald hernach, als die franzöſiſche Armee an den Ufern der Elbe erſchienen war, befahl Se. brittiſche Majeſtät die Blokade dieſes Fluſſes, der bald jene der Weſer folgte; eine Masregel, die auf das Intereſſe der Neutralen um ſo nachtheiliger wirkte, da Hamburg der weitſchichtigſte Ausweg für ihren Handel war. Die Amerikaner beſonders, die, mit Vertrauen auf die Verträge, reiche Ladungen abgeſandt hatten, erlitten wegen der Veränderung des Beſtimmungsortes einen beträchtlichen Verluſt. Die engliſchen Kaufleute ſelbſt beklagten ſich; allein das engliſche Miniſterium wollte nicht die erſte Gelegenheit verlieren, bei dem Anfang dieſes Krieges, von den neuen Rechten Gebrauch zu machen; man machte die ſtrengſte Matroſenpreſſe, die man je geſehen hatte, ſogar auf den amerikaniſchen Schiffen; mehrere tauſend amerikaniſche Matroſen wurden weggenommen; mehrere von den Amerikanern in den franzöſiſchen Kolonien angekaufte Schiffe wurden angehalten und konfiszirt. Kurz darauf, im Juni 1803, erſchien ein Befehl des Hofs, welcher den Handel der Vereinigten Staaten mit einem Theile der feindlichen nicht blokirten Häfen beſchränkte, und der die Schiffe mit der erſten Fracht beim Zurükkehren von den Häfen, wo ſie Kontrebande-Artikel abgeſezt hätten, verurtheilte. Ein Befehl, der um ſo ungerechter iſt, da die Rükfracht den Eigenthümern der erſten nicht zugehören konnte. Kurze Zeit darauf bemächtigte ſich eine engliſche Fregatte, in einem

Hafen von Norwegen, eines ſchwediſchen Schiffes, unter dem Vorwande, ſeine Ladung wäre für einen franzöſiſchen Hafen beſtimmt. Da dieſelbe Fregatte darauf in den Hafen von Bergen eingelaufen war, ſo wollte ſie ſich daſelbſt eines holländiſchen Kriegsſchiffes aus Oſtindien und zwei franzöſiſcher Korſaren bemächtigen. Der von dieſem Vorgang unterrichtete Kommandant erlaubte den Schiffen, ſich unter die Kanonen der Feſtung zu flüchten, worauf der engliſche Kapitän, in ſeinem Vorhaben getäuſcht, ſich zurükzog, indem er den Kommandanten mit der ganzen Rache ſeiner Nation bedrohte.

Die ſchwediſche Regierung gab ſich das Anſehen, als ob ſie dieſe neue Beleidigung nicht empfände: ſie war damals noch mit England wegen der Zurükgabe des im Jahr 1798 weggenommenen Konvois in Unterhandlung. Das engliſche Miniſterium benuzte die Noth, in der ſich Schweden damals befand, und erkaufte für 600,000 Thaler eine Konvention, welche Schweden auf den Zuſtand einer engliſchen Kolonie herabſezte.

Seit dem Anfang dieſes Krieges hatte der Prinz Regent von Portugal erklärt, man würde in den Hafen von Liſſabon kein einziges bewaffnetes Schiff der kriegführenden Mächte zulaſſen; unterdeſſen führten die engliſchen Korſaren ihre Priſen frei dahin. Eine franzöſiſche Brigg erfuhr in der Rhede von Liſſabon eine ſchwere Beleidigung. Alle dieſe Vorgänge, über welche Frankreich niemals eine vollſtändige Genugthuung erhalten konnte, dieſe unaufhörlichen Verlezungen der Verträge, die von England angeregt oder begangen wurden, hatten jene Ereigniſſe zur Folge, welche das Haus Braganza aus der Liſte der europäiſchen Mächte geſtrichen haben.

Das Jahr 1804 zeichnete ſich durch noch verhaßtere Gewaltthätigkeiten aus. Man braucht hier nur an das

Benehmen des brittiſchen Kabinettes gegen Spanien zu erinnern. Der Kaiſer der Franzoſen hatte in die Neutralität dieſer Macht eingewilligt, obſchon ſie durch die Verlezung des Friedens von Amiens wirklich gezwungen war, gemeine Sache mit ihm zu machen. England hatte auch dieſe Neutralität reſpektirt, ſo lange der Handel von Frankreich und Holland die Habſucht ſeiner Kreuzer befriedigt hatte; allein da ſich der Gewinn der Kaperei verminderte, überließ England den von Spanien ſeinen Korſaren. Es iſt gewiß, daß mehrere Monate vor dieſem Bruche Kaperbriefe zu dieſem Endzwek ausgefertigt wurden. Man ſprach in London öffentlich davon *), und die ſchon verübten Gewaltthätigkeiten hatten zu lebhaften Diskuſſionen Anlaß gegeben, als, nach dem Ausdruk eines miniſteriellen Journals, ein für das Intereſſe von Großbritannien günſtiger Schlag, nämlich der Angriff und die Wegnahme von 4 ſpaniſchen Fregatten, ausgeführt wurde. **)

---

*) Es war ſeit langer Zeit eine Spekulation des brittiſchen Kabinets, Spanien in die Kriege hineinzuziehen, die es gegen Frankreich erregt hatte. »Wir werden keinen »größern Topf ans Feuer ſtellen«, ſagte Pitt, »und doch »eine beſſere Mahlzeit halten.« Ein trivialer Ausdruk, der eine wahre Idee vom brittiſchen Syſteme giebt.

**) Die nähern Umſtände dieſer Begebenheit ſind folgende. Eine engliſche Eskader von 4 Fregatten, welche der Kommodore Moore kommandirte, begegnete auf der Höhe des Vorgebirgs Sainte-Marie, am 5. Oktober, 4 ſpaniſchen Fregatten, die mit Schäzen beladen von Rio de la Plata nach Cadix fuhren, und von einem Gegenadmiral kommandirt wurden. Der Kommodore Moore ſandte einen Offizier an Bord der ſpaniſchen Schiffe, um den ſpaniſchen Gegenadmiral zu benachrichtigen, daß er Befehl habe, jedes mit

Von dieſer Epoche an vervielfältigten ſich die Beleidigungen der brittiſchen Marine gegen die Neutralen. Das Jahr 1805 bietet eine Reihe von gewaltſamen Angriffen dar, welche durch Urtheile des Admiralitätsgerichts, durch Kabinetsbefehle und miniſterielle Schreiben unterſtüzt waren, worin die unbedingte Unterdrükung der Neutralen in ein förmliches Syſtem gebracht iſt. Da ſich die nordiſchen Mächte damals im Kriegszuſtande oder in enger Allianz mit den Feinden Frankreichs befanden, ſo kommen in der Streitſache der Neutralen izt faſt nur die Amerikaner vor, die übrigens durch ihre Lage und ihren Handelsgenius berufen waren, ausſchlieſend auf den Märkten des mittägigen Europas zu erſcheinen.

Ehe der Verfaſſer zu der Unterſuchung dieſer Streitſache fortſchreitet, giebt er eine Uiberſicht der damaligen Verhältniſſe Englands und Frankreichs zu den Vereinigten

---

Schäzen beladene Schiff zurükzuhalten. (Ohne Zweifel hatte das brittiſche Kabinet, aus eigner Vollmacht, Gold und Silber auf die Liſte der Kontrebande-Gegenſtände geſezt.) Auf die Weigerung des ſpaniſchen Gegenadmirals, ließ der Kommodore eine Kanonenkugel auf ihn abfeuern. Nach einem ſchreklichen Gefechte, zu dem auf der einen Seite der Unwille, auf der andern der Golddurſt anfeuerte, ſprang eine ſpaniſche Fregatte in die Luft; ſie hatte eine Equipage von 300 Mann am Bord; die drei andern Fregatten, übel zugerichtet, wurden gezwungen, ſich zu ergeben, und nach Portsmouth geführt. Dieſe Priſe ſtieg auf 30 Millionen Livres, welche mit Gepränge in den Straßen von London herumgeführt wurden. Man hat in den Annalen der ziviliſirten Nationen kein Beiſpiel einer ſo abſcheulichen Verlezung des Völkerrechts. Die Eskader, welche dieſelbe auszuführen hatte, war ſeit mehr als einem Monate mit verſiegelten Befehlen abgeſchikt.

Staaten: er zeigt, welche von den beiden kriegführenden Mächten das größte Intereſſe hatte, die Freundſchaft der Vereinigten Staaten zu erhalten, welche ihren Handel und ihre Wohlfahrt mit den günſtigſten Augen anſehen mußte, und läßt den natürlichen Schluß daraus folgen, welche von beiden Mächten die wahren Feindin der Vereinigten Staaten war.

Die Gewaltſamkeit des brittiſchen Verfahrens zeigte ſich in ihrer ganzen Ausdehnung gegen die Amerikaner; alle Gegenvorſtellungen waren vergebens. Bewaffnete Schiffe kreuzten bei dem Eingang der Häfen und den Mündungen der Flüſſe der Vereinigten Staaten, um die feindlichen oder neutralen Schiffe daſelbſt zu überfallen. Von den amerikaniſchen Küſten konnte man vielfältige Beweiſe dieſes Uibermuthes ſehen: er erwekte einen ſolchen Unwillen, daß, bei der erſten Aufwallung von Rache, welche er veranlaßte, und um der lauten Aeußerung der öffentlichen Meinung nachzugeben, das Haus der Repreſentanten am 17. März 1806 einen Beſchluß faßte, deſſen Zwek ſeyn ſollte, eine beträchtliche Anzahl engliſcher Waaren, alle Manufakturgegenſtände von Baumwolle, Seide, Hanf, Glaswaaren, Papier u. ſ. w. zu verbieten.

Die Neutralen hatten bald darauf noch lebhaftere Beſchwerden zu machen. Ein engliſcher Kabinetsbefehl vom 6. Mai 1806 »erklärte die Häfen, Flüſſe und Küſten, von »der Elbe bis zu dem Hafen von Breſt, beide mit einge»ſchloſſen, in Blokadezuſtand.»

Bis hieher hatte man einige Beiſpiele von Blokaden geſehen, die erklärt wurden, ohne daß eine hinreichende Macht ſie wirklich gebildet hatte. Die engliſchen Miniſter hatten zwar geſagt, die Häfen von Frankreich befänden ſich durch ihre natürliche Lage im Blokadeſtand. Es ſchien auch einigemal, als ob die

brittiſche Regierung eine regelmäſige Blokade bilden wollte, indem ſie einige Linienſchiffe oder Fregatten in den Gewäſſern des Plazes kreuzen ließ, den ſie für blokirt erklärt hatte; aber ſie war noch nicht auf den Einfall gekommen, mit einem Federzuge eine ſo große Anzahl Häfen zu blokiren, daß die ganze engliſche Marine nicht hinreichen dürfte, die Blokade nach den angenommenen Geſezen zu Stand zu bringen.

Die amerikaniſche Regierung ſchien damals noch lebhafter die gegen ihre Flagge verübten Beleidigungen zu empfinden; ſie hatten ſich vervielfältigt *); allein der abſcheuliche Anfall des Leanders auf die Brigg la Sally bei dem Eingang des Hafens von New-York, der Mord des Kapitäns John Pearce, der am Bord ſeines Schiffes getödtet worden, bieten ſo ausgezeichnete Verlezungen des Gebietes und der Rechte dar, daß wir von den übrigen ſchweigen können. In allen Provinzen erhob ſich ein lauter Schrei des Unwillens. Die Bürger verſammelten ſich in allen Städten und verlangten eine förmliche Genugthuung für dieſen Frevel. Der Preſident Jefferſon erließ eine Proklamation, nach welcher man glauben durfte, dieſe Beleidigung vertrüge keine weiteren Erklärungen. Die Herren Monroe und Pinkney hatten wirklich einen beſonderen Auftrag, das gegen Amerika verübte Unrecht wieder gut zu machen; allein die engliſche Regierung wich jeder Erklärung aus. Nach dreimonatlicher Erwartung ſchien man keinen

*) Blos während einigen Tagen des Aprils wurden drei amerikaniſche Schiffe, der Nimrod, die Aurora, und die Ceres genommen und in die engliſchen Häfen abgeführt. (Offizielle Zeitung der Vereinigten Staaten vom 21. Juli.)

andern Ausweg als einen förmlichen Krieg zu haben; dies war die Stimmung der amerikaniſchen Regierung; aber endlich ließ die Furcht vor einem Kampfe oder die, ein für Einzelne vortheilhaftes Makelgeſchäft zu verlieren, das Intereſſe und die Ehre der Nation vergeſſen. Die Zeit verlor ſich in Erklärungen. Die Häfen von Frankreich und ſeinen Alliirten blieben einem feindlichen Handel geöffnet. Die amerikaniſchen Kaufleute begnügten ſich mit dem Geſchäfte der Mäkler, da ſie ihre Rechte als Handelsleute vertheidigen ſollten. Damals wurde die Lage von Frankreich kritiſcher. Die Neutralität der Amerikaner wurde ihm läſtig; ſie brachte ihm nur Waaren vom Feinde zu; indem ſie in ihrer Lage gegen England die Rechte gebrauchten, welche ihnen die neuen Geſeze ertheilten, und indem ſie ſich weigerten, die beſtehenden Verträge zu vertheidigen, begünſtigten ſie ausſchlieſend ſeine Feinde und wurden Hilfsvölker deſſelben. Da die Neutralität, nach aufgeklärten Publiziſten, ein Verharren in ſeinem alten Zuſtande gegen die kriegführenden Mächte iſt, ſo konnten die Amerikaner nur darin bleiben, wenn ſie ſich nach den vorhergehenden Verträgen richteten, wenn ſie ihre Rechte vertheidigten, und Frankreich an den Vortheilen Theil nehmen ließen, die ſie England einräumten; aber es verhielt ſich damit nicht ſo: indem es ſich die Amerikaner verſagten, in die vorgeblich blokirten Häfen anders nicht als mit Bewilligung Englands und mit ſeinen Waaren einzulaufen, ſo erkannten ſie die Geſezlichkeit des Grundſazes an. Frankreich blieb kein anderes Mittel übrig, als das Recht, das ſich England angemaßt hatte, gegen es ſelbſt anzuwenden. Die Amerikaner hatten keine Urſache, ſich zu beklagen. Frankreich verdankte ihnen die Erhaltung der Rechte nicht, die ſie ſich durch England rauben ließen. Sie mußten alſo die Blokade der brittiſchen Inſeln erdulden, wie ſie ſich der unmöglichen Blokade der Küſten von der

Elbe bis nach Breſt, unterworfen hatten. Demnach war das Dekret von Berlin, welches damals erſchien, nur eine zu lang verſchobene Masregel der Wiedervergeltung, und die franzöſiſche Regierung hat, indem ſie dieſelbe ergriff, ihren nie aufgegebenen Wunſch an Tag gelegt, den von ihr aufgeſtellten Grundſäzen treu zu bleiben, und ihre Feinde dahin zu bringen, die Befreiung der Flagge, die Abſchaffung der Kaperei, und die unbeſchränkte Freiheit des Handels anzuerkennen: dies war ihr anhaltendes Verlangen in dieſer Reihenfolge von ſtrengen, aber nothwendigen Mitteln.

Der Verfaſſer hatte bis izt mit Thatſachen und Urkunden den Beweis geführt, daß das Dekret von Berlin nur die Folge und das Wiedervergeltungsrecht von den durch die engliſche Regierung wiederholten Bedrükungen und Rechtsverlezungen war; England, weit entfernt, durch die Ausſicht auf eine ſchrekliche Erfahrung, die ihm bevorſtand, nachgiebiger zu werden, hat ſeitdem Europa noch mehr Beiſpiele von ſeiner Verachtung für die angenommenen Geſeze und von einer noch abſcheulichern Hartnäkigkeit in ſeinem Unterdrükungsſyſtem gegeben. Wir enthalten uns, dieſe von dem Verfaſſer umſtändlich angeführten neuern Thatſachen, die faſt noch in Jedermanns Gedächtniſſe ſind, in unſerm Auszug mitzutheilen, und gehen unmittelbar zu den allgemeinen Schlußfolgen über, womit der Verfaſſer ſein Werk beſchließt.

England ſtrebt ſeit langer Zeit nach der Herrſchaft der Meere; es gieng von ſeinen Anſprüchen auf die Suveränität vom Kanale, zu der Oberherrſchaft über den Ozean über.

Frankreich hat dieſe Suveränität über die See nicht anerkennen wollen; es ſtritt für die Unabhängigkeit der Flaggen.

Es herrſchte ein beſtändiger Widerſpruch zwiſchen den Grundſäzen der Seegeſezgebung, welche beide Mächte in Hinſicht der Neutralen annahmen.

Frankreich hat, ſogar vor der Verkündigung der bewaffneten Neutralität des Nordens, den Grundſaz anerkannt, daß die Flagge die Ladung dekt.

Dieſer Grundſaz, von dem die Rechte und Vortheile der Neutralität ausgehen, iſt immerwährend von Großbritannien als ein Zerſtörungsmittel ſeiner Seemacht bekämpft worden; und von dieſer Weigerung kommen die Rechte der Viſitirung, der Preſſe, und alle anmaßenden Anſprüche eines Unterdrükungs-Syſtemes.

Jedesmal, wann neutrale Mächte Beſchwerden hören ließen, Reklamationen erhoben, oder zur Vertheidigung ihrer gemeinſchaftlichen Rechte, und um der Unabhängigkeit ihrer Flaggen Achtung zu verſchaffen, Allianzen gebildet haben, fanden ſie in Frankreich einen Freund, eine Hilfsmacht. Es bezeigte ſeinen Beitritt zu ihren Grundſäzen auf die freundſchaftlichſte Weiſe; es verkündigte ſie in ſeinen öffentlichen Akten; es hat ſie in ſeinen Privatverträgen mit den ſchwächſten Mächten anerkannt, gemeine Sache mit allen gemacht und ſich für ihre Streitſache bewaffnet. England im Gegentheil verkündigte, ſobald von einer ähnlichen Verbindung, von Grundſäzen, von Unabhängigkeit, von Neutralitätsrechten die Rede war, die entgegen geſezteſten Grundſäze, machte Anſprüche von einer ganz verſchiedenen Art, zeigte ſich gegen jede Vereinigung abgeneigt, erklärte ſich laut gegen die Meinung des übrigen Europa's, und zeichnete ſeinen feindlichen Widerſpruch und ſeinen Haß durch unerhörte Handlungen der Gewaltthätigkeit und Unmenſchlichkeit aus.

Frankreich iſt nicht von den Grundſäzen abgewichen, die es ſeit dem Ende des 17. Jahrhunderts angenom-

men hatte: England hat dagegen nach und nach in die ſeinem Intereſſe angepaßten Geſeze Einſchaltungen gebracht, die ſeit 1756 bis izt die Lage der Neutralen auf eine immer ſteigende Weiſe erſchwert haben.

Die Meinung der einen Macht iſt allen handelnden Nationen gemein; und es iſt unmöglich, in dem Syſteme der andern einen dem allgemeinen Syſteme ganz entgegen geſezten Willen zu verkennen. Sie hat ſich ſelbſt immer als eine vom Ganzen getrennte Macht betrachtet, und auf ſie paßt im moraliſchen Sinne, was ehemals Virgil ſagte:

Et toto divisos orbe Britannos.

Aus dieſem Konflikt von Meinungen und Intereſſen ſind Verlezungen des Völkerrechts und Bedrükungen jeder Art gegen die Neutralen, auf der Seite Englands durch Syſtem, und auf der Seite Frankreichs durch Repreſſalien entſtanden. Die beſchränkenden Masregeln der lezten Macht mußten ſich in dem Grade entwikeln, wie die unterdrükenden der erſten. Uibrigens hat ſich Frankreich keine Handlungen vorzuwerfen, wie den Angriff der Modeſte, der Cheſapeake u. ſ. w. Es hat dem Handel der Neutralen durch die Nothwendigkeit, für ſeine eigne Erhaltung zu ſorgen, geſchadet, während England ihre Rechte verlezte und noch verlezt, um ſich das Monopolium und die Herrſchaft des Meeres zu ſichern. Die eine Macht vertheidigt ſich, die andere will herrſchen.

In dieſer Lage der Dinge verlangen die Neutralen von beiden kriegführenden Parthien, man ſolle ihren Beſchwerden abhelfen. Die Vereinigten Staaten machen das Anerbieten, die Bill des Handelsverbots (non-intercourse) zurükzunehmen, ihre Häfen zu öffnen und ihren Handel wieder in Gang zu bringen, und dies zwar zu Gunſten Frankreichs, wenn es die Dekrete von Berlin und

Mailand zurüknehmen will, oder zu Gunſten Englands, wenn es ſich bereit zeigt, die Kabinetsbefehle ungültig zu machen.

Wenn man oberflächlich darüber urtheilt, ſo ſcheint der Vorſchlag gleich; aber bei einer bedachtvollen Unterſuchung wird er ganz verſchieden: er macht die Lage beider kriegführenden Parthien ganz ungleich; nicht die erſte Streitfrage wird aufgelößt, ſondern nur ein Streithandel ſuspendirt; die Dinge würden durch ihn auf denſelben Punkt zurükgebracht; er würde eine kurze Zeit die Neutralen befriedigen, aber ihnen eine ewige Unterjochung bereiten.

England würde es ohne Zweifel genügen, wenn der Kaiſer Napoleon ſeine Dekrete von Berlin und Mailand zurüknähme. Es würde ſich auf eine friedliche Weiſe wieder in den Beſiz der alten Rechte verſezt ſehen, die es ſich bei der Ergreifung ſeiner tyranniſchen Masregeln, vor dem Zeitpunkt des Dekrets von Berlin, angemaßt hatte; es würde ſich der neutralen Flagge bedienen, um die Märkte des Kontinents mit ſeinen Waaren zu überſchwemmen; es würde ihre Matroſen preſſen, um ſeine Schiffsmannſchaft zu vermehren; es würde ſich mit einigen Fregatten begnügen, um eine Blokade von 200 Stunden Küſtenlandes zu bewerkſtelligen; endlich würde es in der Schwäche Frankreichs und in der Nachgiebigkeit der Neutralen die Mittel finden, den Krieg zu verlängern und ſeine Herrſchaft zu verewigen.

Die Zurüknahme der Dekrete von Berlin und Mailand, von Seiten Frankreichs, bietet ganz verſchiedene Reſultate dar; ſie würde die franzöſiſchen Häfen, nach den Launen des brittiſchen Rathes, geöffnet oder geſchloſſen halten; ſie würde den Verfall ſeiner Manufakturen unmittelbar nach ſich ziehen, einen ungleichen Kampf verlängern, ſeinen Handel, ſeine Induſtrie, ſeinen Akerbau der Habſucht

eines ewig ſpekulirenden Feindes unterwerfen, und kurz, Frankreich würde ſich dadurch in einer ſchlimmern Lage, als im Jahre 1806, befinden, und zwar ſchon durch die Meinung von ſeiner Schwäche und Ohnmacht, die es bei der Welt dadurch veranlaßte.

Betrachtet man dieſe Zurüknahme in Bezug auf die Neutralen, ſo würde ſie ihr Intereſſe auch nicht beſſer befriedigen; es würde ſie, auf einen Augenblik, in den Beſiz eines vortheilhaften Makelgeſchäftes ſezen (denn die Handelseiferſucht der Engländer erlaubte ſicher nicht mehr); aber ſie würden ihre kleinen Vortheile theuer erkaufen. Da ihre Lage nicht verbeſſert wäre, ſo würden ſie den Inkonvenienzen und Verluſten der Viſitirung, der Preſſe und Blokade ausgeſezt bleiben; ſie würden ſich mit vollem Rechte den Bedrükungen und Beſchädigungen, die ſie vorher mit ihrer Unabhängigkeit und ihrer Ehre unvereinbar gefunden haben, unterwerfen.

Es bleibt demnach offenbar erwieſen, daß England allein bei der unbedingten und einfachen Zurüknahme der kaiſerlichen Dekrete und der Kabinetsbefehle gewonnen haben würde.

Da man nun in dieſer Streitſache allen intereſſirten Parthien eine gleiche und vollſtändige Befriedigung ſchuldig iſt, ſo muß man andere Kompenſationen ſuchen.

Es iſt demnach nicht blos um die Kabinetsbefehle, oder um die Dekrete von Berlin und Mailand zu thun; man muß höher hinaufſteigen, die Frage in ihren Prinzipien behandeln, und die Grenzen feſtſezen, wo die Rechte der kriegführenden Mächte aufhören ſollen.

Frankreich hat mehrmals Ideen geäußert, die für ſeine Politik ehrenvoll, und auf das Gefühl der allgemeinen Gerechtigkeit gegründet waren. Es hätte gerne die Quelle der Handelseiferſucht austroknen, dem Blutvergie-

ſien ein Ende machen, den Seekrieg den im Landkriege angenommenen Regeln unterwerfen, dieſes Uibel auf das unvermeidliche Ungemach, das es mit ſich führt, beſchränken, dem friedlichen Handelsmann die Mißhandlungen und Beſchädigungen erſparen, die Kaperei abſchaffen und das neutrale Schiff wie ein unabhängiges Gebiet achten wollen. Dieſe Ideen liegen in dem wohlverſtandenen Intereſſe, wenn nicht aller Regierungen, doch wenigſtens aller vernünftigen Menſchen; allein, wenn man dieſe großmüthigen Ideen nach immer nur wie einen Traum betrachten kann, ſo muß man ſich doch wenigſtens an die Grundſäze halten, die ſich davon am wenigſten entfernen, die auf einer offenbaren Gerechtigkeit und dem allgemeinſten Intereſſe beruhen; an die von 1780 und 1801, die von allen Kontinentalmächten anerkannt waren. Wenn England Frankreich anböte, ſeine uſurpirten Rechte mit ihm theilen zu wollen, dieſe Macht würde es nicht annehmen; und ſollte ſie von ihren Grundſäzen abzuweichen im Stande ſeyn, ſo würde die Ausübung dieſer beleidigenden Rechte bald zu neuen Foderungen Anlaß geben, und man würde bald von Gewaltthätigkeit zu Gewaltthätigkeit, von Repreſſalien zu Repreſſalien auf den Punkt der Uibertreibung zurükkommen, worauf man ſich izt befindet. Es iſt demnach kein dauerhaftes Verſtändniß möglich, wenn nicht die Fundamentalprinzipien der Seeunabhängigkeit gelegt und anerkannt werden. Wenn dieſe Grundſäze zerſtörend für die Seemacht Englands ſind, ſo ſind ſie es nicht weniger für die unverkennbare Gerechtigkeit; und es bleibt nicht weniger wichtig, ſie für die Neutralen feſtzugründen. Uibrigens wäre es ein ſchrekliches Vorurtheil gegen England, wenn man annehmen wollte, ſeine Wohlfahrt könne ſich nicht mit dem See-Intereſſe und der Unabhängigkeit der andern Nationen vertragen.

V.

Geſchichte der Zeit.

Frankreich.

Eine friedliche Stille iſt auf die langen Jahre geräuſchvoller Ereigniſſe gefolgt, und das Gewitter des Krieges, das über die bange zitternde Erde zog, rollt ſeine dumpfen Donner nur noch in der Ferne. Nur in dem ſüdlichen Theile der pyrenäiſchen Halbinſel, und in einigen Grenzprovinzen des türkiſchen Reichs hört man noch das Geräuſch der Waffen; ſonſt herrſcht tiefe Ruhe auf dem weiten Kontinente. Europa gleicht dem beſänftigten Meere, das Orkane gepeitſcht, und bis in den Grund aufgewühlt hatten. Nur am entlegenen Ufer ſchlagen noch die rauſchenden Wogen an, und die Stürme fliehen, und die ſchwarzen Wolken des vorübergezogenen Gewitters, und die Sonne lächelt freundlich an dem heiteren Himmel. Es iſt die Ruhe der See, wie ſie uns Virgil in dem erſten Buche ſeiner Aeneide mahlt. Die empörten Elemente ſchweigen, weil der mächtige Beherrſcher der Gewäſſer ihnen zürnend Ruhe

gebot. Auch auf dem feſten Lande unſers Welttheils hat ein mächtiger Menſch den Sturm der Revolution, der wie ein Gewitter über die Länder zog, beſchworen, und die hadernden Kräfte, wo nicht ganz verſöhnt, doch zum Schweigen gebracht. Nur ſein furchtbares quos ego .... erhält die friedliche Stille; und wir leben wie in der Nachbarſchaft eines Vulkans. . . . . .

Noch iſt Napoleons Werk, ſo ſcheint es uns, nicht vollendet. Die Zeit nur kann reifen, was der Menſch geſäet; und keine Macht und keine Weisheit erſezt die Kraft der langſam wirkenden Zeit. Das Schikſal, welches ihn berufen hat, um das zerrüttete Europa neu zu geſtalten, und aus dem Chaos eine beſſere Schöpfung hervorzurufen, um eine der Zeit angemeſſene politiſche Verfaſſung zu gründen, und den Völkern weiſere Geſeze zu geben; das ihn ſo wunderbar durch ein Leben voll Wunder geführt hat, wird ſein Werk wohl nicht mit feindſeliger Hand verſtümmeln, ſondern die Tage dieſes außerordentlichen Mannes zu dem gewöhnlichen, einem Menſchenleben geſezten Ziele gelangen laſſen, damit die Weisheit des Geſezgebers vollende, was die Kraft und der Muth des Feldherrn begonnen. Was Europa izt iſt, muß man größtentheils ſein Werk nennen. Die Zeit brauchte dieſen Mann, ſonſt hätte ſie ihn nicht erzeugt und gebildet. Würde er ſo mächtig auf ſie gewirkt haben, wenn er nicht in ihrem Geiſte und nach ihren Bedürfniſſen gewirkt hätte? Vergeſſen darf man nicht, welches die Lage der Welt war, da er die Zügel der Regierung faßte; wie der Stoff endloſer Erſchütterungen in allen Elementen des bürgerlichen und geſellſchaftlichen Lebens gohr; wie alle Bande aufgelößt waren, die das alte morſche Syſtem der Staaten und Stände zuſammengehalten hatten; wie das ganze politiſche Gebäude, bis in ſeine Grundfeſten erſchüttert, zuſammenzuſtürzen drohete, oder ſchon in Trüm-

mern lag. Er rettete von dem Alten das Gute, ohne manches Gute, das ihm das Neue darbot, zu verſchmähen.

Ein ſolches Werk läßt ſich nun freilich nicht unternehmen, ohne eine Menge von Intereſſen zu verlezen, und eine Menge von Leidenſchaften zu reizen. Wir gehören dieſer verhängnißvollen Zeit zu ſehr an, als daß wir ein freies Urtheil über ſie haben könnten. Dem iſt ſie durch einen ſchmerzlichen Verluſt verhaßt, jenem durch einen theuern Gewinn werth geworden; und ſo findet ſie bei dem Menſchen, der ſich nicht leicht über ſeine beſchränkte Perſönlichkeit erhebt, in der Gegenwart mehr ſchmeichelndes Lob oder bittern Tadel als einen partheiloſen Richter. Furcht und Hoffnung urtheilen wenigſtens eben ſo ſchlecht als Haß und Dankbarkeit; und darum iſt jeder Ausſpruch der Gegenwart mit Recht einer Reviſion der Nachwelt unterworfen.

Unſre Zeit gehört übrigens nicht einzig uns, und was der Menſch thut, nicht immer ihm an. Nur zu oft iſt er, bei allem Stolze auf ſeine freie Thätigkeit, ein blindes Werkzeug in des Schikſals Hand. Die Gegenwart iſt eine Tochter der Vergangenheit, und der Zukunft Mutter. Was iſt, war zum Theil ſo gut durch das beſtimmt, was geweſen, als es das beſtimmen muß, was wird. Jede Generation trägt nur einige Materialien zum Baue, den die Weltgeſchichte beſchreiben ſoll; aber die Form des Baues, den das ewige Schikſal in der Ewigkeit vollendet, kennt der Menſch nicht, das Geſchöpf eines halben Jahrhunderts. Wer hätte vor zehn Jahren vorauszuſagen gewagt, was wir in ihnen erlebt? Wer wagt vorauszuſagen, was wir in den nächſten zehn erleben werden? Was iſt, ſollte ſo ſeyn. Nicht als ſtrafe eine rächende Nemeſis der Väter Sünden in dem Enkel; — denn jede Zeit trägt ſchwer genug an den ihrigen, und ſie kann oft ſo wenig zu ihren Vorzügen, als zu ihren Gebrechen, — ſondern weil die Geſchichte der Völker und

Menſchheit eine Kette iſt, an der ein Ring ſich feſt in den andern ſchlingt; weil das Folgende als Wirkung ſich an das Vorhergehende als an ſeine Urſache anſchlieſen muß. Ein barbariſches Volk geht ſo wenig mit einem Schritte zur Verfeinerung über, als ein verfeinertes wieder zur Barbarei zurük, und Niemand wird die Tugenden und Fehler des Wilden in dem Stande der Kultur ſuchen. Der junge Freiſtaat von Rom konnte ſo wenig einen Cäſar, als das ſeinem Verfalle nahe Weltreich einen Camillus oder Regulus haben. Alles hat ſeine Zeit, wird geboren, reift und ſtirbt.

Was izt geſchieht, iſt nur Fortſezung und Ausbildung des Begonnenen. In hundert Heldenſchlachten hat Frankreich ſeine Herrſchaft über Europa erkämpft. Was im Kriege durch Muth gewonnen ward, wird im Frieden durch Weisheit geſichert und befeſtigt. Napoleon regiert eine, die ſchönſte Hälfte von Europa durch ſeine Geſeze, die andre durch ſein Beiſpiel. Alte Misbräuche, die in Frankreich nur durch den Sturm einer Revolution erſchüttert und entwurzelt werden konnten, zerſtörte in andern Ländern der mächtige Einfluß Frankreichs ohne Revolution.

Gewiß iſt es ein großer Gewinn, daß die alten Formen zertrümmert wurden, durch welche ſich das Schlimmere, auch bei der Erkenntniß des Beſſern, erhielt. So war in Deutſchland ſchon lange die Uiberzeugung herrſchend, daß die Religion im Staate keinen Vorzug geben könne; aber demungeachtet hatten hier die Katholiken ſich zum Nachtheil der Proteſtanten, und dort die Proteſtanten zum Nachtheil der Katholiken Vorrechte angemaßet, und behaupteten ſich im Beſize derſelben. Wer weiß, wie lange dieſe und ähnliche Mißbräuche ſich, der allgemein verbreiteten Aufklärung ungeachtet, erhalten hätten, wäre Deutſchland nicht, durch die Hand Napoleons, eine andre Verfaſſung zu Theil geworden? Die Leibeigenſchaft,

dieſe ſchändliche Herabwürdigung der Menſchheit, iſt in den Staaten des Rheiniſchen Bundes verſchwunden. Die Steuerfreiheit des Adels, — als wenn es edel von den Großen wäre, dem Vaterlande zu verſagen, was ihm der Geringſte, im Verhältniſſe ſeines Vermögens, ſchuldig iſt, — wird allgemein als eine Ungerechtigkeit anerkannt und abgeſchaft. Die drei chriſtlichen Gemeinheiten haben, oder erhalten gleiche bürgerliche und politiſche Rechte, ohne unter den manchen bedeutenden Vortheilen der neuen Ordnung der Dinge, der Vorzüge der neuen Staatsverfaſſung, der neuen bürgerlichen und peinlichen Geſezgebung, der vollkommneren Verwaltungsordnung und der zweckmäſigeren Eintheilung des Landes, in adminiſtrativer und gerichtlicher Hinſicht, zu erwähnen. So iſt eine beſſere Ordnung der Dinge an die Stelle der alten getreten, und hat den Weg ſogar bis an die Ufer der Weichſel gefunden, wo ſonſt die Ungebundenheit Weniger bei der Sklaverei Vieler Freiheit hieß.

Dieſe Vortheile, es iſt wahr, koſteten einige, und ſelbſt ſchwere Opfer. Doch ſagen wir nicht, daß ſie zu thruer erkauft ſeyen. Wer alles verliehren konnte, muß das Verlohrne weniger als das Gerettete zählen. —

Frankreich iſt izt in dem vollen Genuſſe ſeines Uibergewichtes auf dem Kontinente. Keine Macht denkt es ihm mehr ſtreitig zu machen. Es hat alle Staaten in einen Bund gegen England vereinigt, von dem ſich nur der Großherr, mit Rußland im Kriege, und ſeiner Herrſchaft in Europa ungewiß, noch auszunehmen wagt; und doch iſt ſelbſt im Divan die Stimme Frankreichs nicht ohne Gewicht, und von ſeiner Entſcheidung hängt die Exiſtenz der türkiſchen Macht in unſerm Welttheil ab. Auf die Loſung, die Frankreich gab, wurde auf dem feſten Lande den Kolonialerzeugniſſen der Krieg erklärt, gegen die engliſchen Waaren ein

allgemeines Auto-da-fe angeſtellt, und dem brittiſchen Handel das Küſtenland verſchloſſen. Selbſt die Freiſtaaten von Amerika begünſtigen ſein Intereſſe. Unter dem 2. vergangenen November erließ der Preſident derſelben eine Proklamation, durch welche er ankündigt, daß, da Frankreich die Dekrete, welche den neutralen Handel der Vereinigten Staaten verlezten, zurükgenommen habe, alle Einſchränkungen, in Rükſicht dieſer Macht und des von ihr abhängigen Gebietes, aufhören. Das Verbot des Handels mit England blieb in ſeiner Kraft.

Die Mittel, die erwerben, erhalten auch. Frankreich, das durch die Anzahl, den Muth und die Disziplin ſeiner Heere, und das Genie ihrer Anführer, der erſte Staat der Welt geworden iſt, wendet fortdauernd alle Sorgfalt auf ſeine Armeen, die erſten der Welt. Mit wahrhaft kaiſerlicher Freigebigkeit werden kriegeriſche Verdienſte nicht nur durch ehrenvolle Auszeichnungen, ſondern auch durch Reichthum belohnt. Kaum finden wir unter den verdienten Offizieren einen, der nicht mit einer Würde, einem Titel auch die Mittel verbände, den Glanz derſelben zu behaupten. In den Ländern ſelbſt, wo ſie ihre Lorbeeren ernteten, und die ſie durch ihren Muth bezwingen halfen, finden ſie auch den Preis, der ihre Anſtrengungen belohnt. Für Neufrankreich war, wie für das alte Rom, jeder erfochtene Sieg Mittel zu einem andern, und die Feinde ſelbſt bezahlten die Koſten ihrer Unterwerfung. Gewiß iſt, daß mancher Staat geſiegt haben würde, hätte er den Sieg um die Hälfte des Preiſes erkaufen wollen, den ihn ſeine Niederlagen koſteten.

Die mannigfaltigen Schulen in Frankreich ſorgen für den zwekmäſigen Unterricht der Jugend, die ſich für den Kriegsdienſt beſtimmt; und das Zeichen der Ehrenlegion iſt ein mächtiger Sporn, der zu Thaten treibt, die eine Aus-

zeichnung verdienen. Es iſt unbeſchreiblich, und manchem vielleicht unbegreiflich, wie gewaltig es den Ehrgeiz und die Nacheiferung erregt. Man muß den Menſchen kennen und nehmen wie er iſt, um mit Erfolg auf ihn zu wirken.

Die unermeßliche Bevölkerung Frankreichs macht es dieſem Staate leicht, auf dem Wege der Konſkription ſeine Armeen vollzählig zu erhalten; und wie ihm neue Siege einen neuen Zuwachs an Ländern verſchaften, erwarb er in dieſen auch die Mittel, ſeine Heere zu vergrößern, und durch neue Siege neue Länder und neuen Ruhm zu erwerben.

Ein Senatskonſult vom 10. Dezember übergab der Verfügung des Kriegsminiſters von der Konſkription des Jahres 1811, zur Rekrutirung der Armeen, 120,000 Mann. Einem kaiſerlichen Dekrete vom 3. Februar zufolge müſſen bis zum nächſten erſten April von denſelben 80,000 ausgehoben ſeyn. Andre Dekrete von demſelben Tage befahlen die Aushebung von 5765 Konſkribirten in den Departementen, welche ſpäter mit Frankreich vereinigt wurden, und ehemals Toskana, einen Theil des Kirchenſtaates, das Königreich Holland und das Gebiet der Hanſeſtädte bildeten, in welcher Anzahl indeſſen die Matroſen, die einige dieſer Departemente zu ſtellen haben, nicht begriffen ſind.

Die Stärke Frankreichs beruhet auf ſeiner Landmacht. Aber lange ſchon bereitete Napoleon die Mittel vor, das ſtolze und mächtige England auf ſeinem eignen Elemente, auf dem es allein beſiegt werden kann, zu bekämpfen. Eine unermeßliche Küſtenſtreke, die ſich an dem Adriatiſchen und Mittelmeere bis an die Säulen des Herkules, und von da an dem Ozean und der Oſtſee bis über die Elbe hinzieht, und Dalmatien, Illyrien, ganz Italien, Spanien und Portugal, Holland und das Gebiet der Hanſeſtädte in ſich begreift, hat Frankreich in dem Kriege auf dem feſten

Lande, als Mittel, den Krieg gegen England zu führen, erworben. Eine mächtige Marine iſt gewiß für das große Kaiſerreich, das doch nicht leicht Kolonien und den Seehandel entbehren kann, ein Bedürfniß. Ohne ſie würde ſich der Seedespotism und das Monopolium Englands ohne Nebenbuhler behaupten. Der Senatsbeſchluß vom 10. Dezember hat dieſelbe Masregel der Aushebung dienſtfähiger Leute, welche man mit dem entſcheidenden Erfolge für den Landdienſt angewandt hat, auch für den Seedienſt verordnet. Das Küſtenland von dreiſſig Departementen iſt bei der Konſkription der Marine vorbehalten, und von dem Dienſte bei der Landmacht befreiet. Ein Senatskonſult hat in denſelben 40,000 junge Leute dem Miniſter des Seeweſens zur Verfügung übergeben, deren Aushebung die Regierung befehlen kann. So haben die Departemente, aus denen das ehemalige Königreich Holland und das Gebiet der Hanſeſtädte beſteht, auch ihren Antheil zu dem Seedienſte zu ſtellen. Gewiß hat Frankreich alle Mittel, eine furchtbare Marine zu ſchaffen, und es wird ſie, — wer mag daran zweifeln? — zu benuzen wiſſen.

Auf dem Kontinente eilte Frankreich immer von Sieg zu Sieg, von Erwerbung zu Erwerbung, und es fand auf ſeiner raſchen, glorreichen Laufbahn kaum einigen dauernden Widerſtand, als den ihm das inſurgirte Spanien, von England geleitet, entgegenſezte. Aber an dieſem Felſen bricht ſich der reiſſende Strom ſeiner Macht nicht. Die gänzliche Unterwerfung der pyrenäiſchen Halbinſel kann nur verzögert werden, und koſtet auf beiden Seiten größere Opfer.

Bei der Erwähnung der Erwerbungen Frankreichs an Land und Macht darf man die nicht überſehen, welche es im Reiche des Geiſtes und der Meinung zählt, und die ſeine Größe nicht weniger beurkunden, und ſeinen Einfluß nicht weniger erweitern und befeſtigen. Seine Geſeze und

Sprache breiten ſich mit jedem Tage weiter aus, und mit jedem Tage machen Künſte und Induſtrie größre Fortſchritte, und zählen irgend eine neue Entdekung, irgend eine Vervollkommung. Dieſe unblutigen Siege, dieſe Herrſchaft des Geiſtes, von einer edleren Art, als die ſich auf phyſiſche Stärke gründet, und ihre Reſultate, ſind umfaſſender und bleibender, als dieſe und ihre Folgen.

Um die neue Ordnung der Dinge zu bekämpfen, wurden alle Vorurtheile der alten aufgeboten. Nicht nur das politiſche Syſtem, auch das religiöſe hatte ſeine Feinde; und wie das Intereſſe das Befreundete und Verwandte oft trennt, ſo befreundet und verbindet es auch das Heterogenſte. Wir ſahen Kezer unter der Fahne des wahren Glaubens fechten, und Chriſten ſich gegen eine Macht verſchwören, die das Chriſtenthum zu ſchüzen und zu erhalten erklärte. Es gab eine Zeit, wo das Anſehen des Pabſtes bei den Schwachen Beſorgniſſe für den inneren Frieden erregte. Man verkannte den Geiſt der Zeit, der eine ehemals furchtbare Macht, bis auf die Erinnerung an ihren Mißbrauch, zerſtört hatte. — Das Metropolitankapitel von Paris gab ein Beiſpiel, das nicht ohne Wirkung blieb. Es entwikelte in einer Adreſſe an den Kaiſer die Grundſäze und Thatſachen, auf denen die Freiheiten der gallikaniſchen Kirche beruhen. Die Biſchöffe und Kapitel der italieniſchen Staaten, bei denen man vielleicht am meiſten fürchtete, daß die ultramontaniſchen Ideen und Maximen nicht leicht Eingang finden würden, beeiferten ſich, der Erklärung des Pariſer Metropolitankapitels mit lautem Beifalle beizutreten. In vielfachen Adreſſen an den Kaiſer von Frankreich und den Vizekönig von Italien betheuerten ſie ihre gänzliche Anhänglichkeit an die gallikaniſche Kirche, und ſtimmten in folgenden weſentlichen Grundſäzen überein: »Jeſus »Chriſtus hat die Biſchöffe, als Nachfolger der Apoſteln,

»in der Regierung ſeiner Kirche eingeſezt. — Der Wille »Jeſu Chriſti iſt einziges Geſez, und jede menſchliche Anordnung liegt außer der geiſtlichen Hierarchie, und kann »bei der Leitung der Kirche nicht ſtatt finden. — Die ge»wöhnliche Macht der Biſchöffe kömmt unmittelbar von »Chriſtus. Kein Menſch hat das Recht, ſie zu vergrößern »oder einzuſchränken. — Ein Biſchof mag ſich befinden, wo »er will, zu Rom, zu Konſtantinopel, zu Reggio oder »Alexandrien, er hat immer denſelben Karakter, und ge»nieſet dieſelbe Gewalt. Größere oder geringere Einkünfte, »die mit ſeinem Bißthum verknüpft ſind, erheben ihn weder »über andre Biſchöffe, noch machen ſie ihn geringer. — »Wenn ein Biſchof ſtirbt, dann ſtirbt die biſchöfliche Ge»richtsbarkeit nicht mit ihm. Dieſe erliſcht nie, da ſie der »Kirche und den Gläubigen in jedem Augenblike nöthig iſt. »In den erſten Zeiten der Kirche übernahm die Geiſtlichkeit »des erledigten Stuhles die Leitung deſſelben und verrich»tete demnach die biſchöflichen Amtspflichten. Nachdem »Nectarius abgedankt, ſchrieb das Konzilium von Epheſus »an die Geiſtlichkeit von Konſtantinopel, für dieſe Kirche »Sorge zu tragen, und alles, was ihr angehöre, ſorgfäl»tig zu bewahren, um einſt demjenigen Rechenſchaft darüber »abzulegen, welcher durch den göttlichen Willen, zufolge »des Befehls der Kaiſer, dazu beſtellt werden wür»de. Dieſes Vorrecht der Geiſtlichkeit der erſten Zeiten der »Kirche gieng darauf, mit der Einführung der Metropoli»tan- und Kathedralkapitel, mit vollem Rechte auf dieſe »über. — Während mehr als tauſend Jahren kannte man »in der Kirche weder die kanoniſche Einſezung, noch »den dem Pabſte zu leiſtenden Eid der Treue; »zwei der gewöhnlichen biſchöflichen Gewalt nachtheilige »Bande.»

Wir haben uns über dieſen Gegenſtand etwas weit-

läufig ausgebreitet, weil wir glauben, er werde große Folgen haben.

England.

Während dem Frankreich ſein Gebiet vergrößerte, und ſeinen überwiegenden Einfluß auf dem Kontinente von Europa befeſtigte, übte England ſeine unbeſtrittene Herrſchaft zur See mit jener Härte aus, welche man bei Handelsſtaaten von jeher zu bemerken Gelegenheit hatte, und die dem düſtern und ſtolzen Karakter der Britten eigen iſt. Die meiſten Kolonien Frankreichs und ſeiner Alliirten hatte es im Laufe des Kriegs ſeiner Herrſchaft unterworfen. Auch die Inſel Bonaparte, eine der wenigen entlegenen Beſizungen, die Frankreich geblieben waren, fiel den Engländern in die Hände. In dem Monat Auguſt 1810 machten ſie auch Verſuche auf die ungleich bedeutendere Isle=de=France, welche der Generalkapitän De Caen mit eben ſo viel Muth als Klugheit vertheidigte. Zwiſchen einem engliſchen und franzöſiſchen Geſchwader kam es bei dieſer Gelegenheit zu einem mörderiſchen Gefechte, das über 30 Stunden währte, und die Engländer ihre meiſten Schiffe koſtete. Die Macht, mit welcher auf beiden Seiten gekämpft wurde, war nicht bedeutend, ſo wie auch das Reſultat keine beſondre Folgen haben konnte. Aber die neue Art von Ruhm, die Lorbeeren, welche die franzöſiſche Tapferkeit auf einem Elemente erfocht, das nur den Söhnen des Meeres zu dienen ſchien, gaben dieſem Vorfalle ein beſondres Intereſſe. Isle=de=France konnte ſich indeſſen in der Lage, in welcher es ſich befand, nicht halten, und ergab ſich, den 2. Dezember, durch eine ehrenvolle Kapitulation den Engländern.

Obgleich der engliſche Handel immer noch einige verbotene Wege nach dem feſten Lande fand, ſo fühlte er

den Fluch Napoleons, der ihn von demſelben verbannte, doch ſchmerzlich. Er führte ſeine Waaren, die auf der Inſel werthlos angehäuft liegen, auf den Meeren umher, die Gelegenheit ausſpähend ſie auf irgend einem Punkte der Küſten abzuſezen. Oft war der Verſuch gelungen; denn nicht leicht läßt ſich die Ausſicht auf Gewinn ermüden oder ſchreken. Sind die Geſeze ſcharfſinnig, die Mittel ihrer Verlezung zu vereiteln, dann iſt es der Menſch immer noch mehr in Erfindung neuer Mittel, wenn ihm die Verlezung der Geſeze einen gewiſſen Vortheil ſichert. Schwer war es dem Einbringen engliſcher Waaren zu begegnen, blieb ihr Beſiz und der Handel mit denſelben auf dem feſten Lande ungeſtört; da erklärte Frankreich ihnen den Krieg, wo ſie ſich auch immer finden möchten. Izt, da es gefährlich ward, ſolche Waaren zu haben, war es noch gefährlicher, ſie einzubringen; und da nicht leicht jemand mehr ein ſo unſicheres Gut verlangte, hörte der Schleichhandel mit der Nachfrage nach demſelben auf. Wenn auch die Verzeichniſſe der zahlloſen Koſtbarkeiten, welche die neue Inquiſition den Flammen übergab, nicht allenthalben ſo ganz gewiſſenhaft verfertigt worden wären, dann bleibt der Schaden, den dieſe Masregel verurſachte, immer noch bedeutend, und die Furcht, welche ſie verbreitet hat, nicht ohne den gewünſchten Erfolg. Dieſes Mittel, die ausländiſche Induſtrie zu bekämpfen, iſt hart; aber die Ehre ſeiner Erfindung und erſten Anwendung gehört den Britten.

Die Natur ſogar wirkte in dem Sinne der Feinde Englands, und das Waſſer, im unerhörten Bunde mit dem Feuer, zerſtörte die Erzeugniſſe, welche dieſe feindſelige Inſel uns ſenden wollte. In dem baltiſchen Meere war eine bedeutende engliſche Kauffahrteiflotte angekommen, welche der Admiral Saumarez mit einer ſtarken Eskader

geleitete. Im Oktober ſuchten dieſe Schiffe ihre Ladung nach dem Kontinente zu bringen, wagten es aber nicht zu landen, weil das Syſtem Napoleons eine größere Feſtigkeit gewonnen hatte, als Großbritannien erwartet zu haben ſchien. Während dem die Flotte ungewiß auf dem Meere ſchwamm, überfiel ſie ein ſchreklicher Sturm, der die Schiffe zum Theil verſenkte, und zum Theil nöthigte ſich in die nächſten Häfen zu retten. Sie flüchteten ſich nach den nahen preuſſiſchen und däniſchen Küſten, wo ſie empfangen und ſogleich in Beſchlag genommen wurden. 210 derſelben, von denen 150 ihre reiche Ladung hatten, fielen den Preuſſen, und eine große Anzahl den Dänen in die Hände. Man ſchäzt den Betrag der bei dieſer Gelegenheit konfiszirten Kolonialwaaren auf beinahe 40 Millionen Gulden, von denen an 14 den Dänen zu Theil wurden, und die übrigen Preuſſen blieben. Dieſe Angaben mögen vielleicht übertrieben ſeyn; aber der Verluſt, den England durch dieſe Unfälle erlitt, war in jedem Falle beträchtlich.

Indeſſen beharrte die Regierung bei ihrem kriegeriſchen Syſteme, und nichts ließ bei dem beſtehenden Miniſterium einen Wechſel der Geſinnungen erwarten. Der König, deſſen Geſundheitsumſtände Beſorgniſſe oder Hoffnungen erregten, je nachdem man eine Annäherung der kriegführenden Mächte zu fürchten oder zu wünſchen hatte, blieb beinahe immer in derſelben Lage. Seine Geiſtesabweſenheit währte fort, aber ſein phyſiſches Leben ſchien dadurch nicht beſonders zu leiden. Der Monarch war anerkannt unfähig, die Pflichten ſeines Amtes, nach dem Geiſte und Buchſtaben der Verfaſſung des Landes zu erfüllen. Um dieſe Lüke auszufüllen, da nach der Konſtitution die vollziehende Gewalt nicht nur einen integrirenden Theil der geſezgebenden ausmacht, ſondern von ihr auch alle Zweige der Verwaltung, gleich Aeſten von einem gemeinſchaftlichen Stamme, ausge-

hen, wurde bei den beiden Häuſern des Parlaments der Antrag gemacht, während der Dauer der Krankheit des Königs eine Regentſchaft zu ernennen. Der Antrag gieng durch, und der Prinz von Wales, der natürliche Erbe des engliſchen Throns, ward zum Reichsverweſer ernannt. Die Regentſchaftsbill, welche ausgefertigt wurde, geſteht ihm aber nicht alle Vorrechte der königlichen Gewalt zu. Nach ihr kann er keinen Pär des Reichs ernennen, kein Amt ertheilen, deſſen Dauer nicht von dem Wohlgefallen des Königs oder dem guten Benehmen des Beamten abhängt. Sie betrachtet den Regenten als eine mit einer übertragenen Gewalt bekleidete Perſon, und legt ihm die ausdrükliche Verpflichtung auf, ſeine königliche Genehmigung keiner Bill zu ertheilen, auch die beſtehenden Billen nicht zurükzunehmen, in der Abſicht, die feſtgeſezte Thronfolge zu verändern. Die ganze übertragene Gewalt des Reichsverweſers höret mit dem Augenblike auf, wo der König ſeine Geſundheit wieder erlangt, und erklärt, er ſeye geſonnen, die Ausübung ſeiner Würde zu übernehmen. Die Perſon des Königs wurde der Sorgfalt der Königin anvertraut, von welcher auch die Ernennung der Perſonen ſeines Hauſes abhängt.

Den 6. Februar leiſtete der Prinz von Wales, als Regent, den Eid, und die Staatsverwaltung befand ſich demnach in ſeinen Händen. Von ihm hieng es nun ab, das beſtehende Miniſterium aufzulöſen; und zur Entſcheidung der großen Frage über Krieg und Frieden Schritte zu thun. Die Meinung war ziemlich allgemein, ein Regentenwechſel in England werde eine friedliche Annäherung zwiſchen dieſer Macht und Frankreich herbeiführen. Die Geſinnungen, welche der Prinz von Wales bei mehr als einer Gelegenheit geäußert, wie auch die ſeiner nächſten Umgebungen, welche dafür galten, ſein Vertrauen zu beſizen, ſchienen dieſe Erwartung zu rechtfertigen. Indeſſen war es doch ſo gewiß

noch nicht, daß man bei dem Regenten, im Beſize der königlichen Macht, die Anſichten des Kronprinzen, der ſie einſt zu beſizen hoffte, wieder finden würde. Eine veränderte Stelle verändert das Intereſſe und mit ihm auch die Geſinnungen. Man hatte ſchon mehr als ein bedeutendes Oppoſitionsglied geſehen, das in das Miniſterium trat, und mit dem Wechſel ſeiner Stelle ſogleich auch ſein politiſches Glaubensbekenntniß wechſelte.

Der Prinz Regent wußte wohl, was man von ihm erwartete; und da er dieſer Erwartung nicht entſprechen konnte, ſo glaubte er die Gründe ſeines Benehmens entwikeln zu müſſen. Der Morning-Chronicle erklärt daſſelbe auf folgende Art: Der Prinz hatte, noch ehe er ſich im Beſize der königlichen Gewalt ſah, die Lords Grenville und Grey beauftragt, zur Bildung eines Miniſteriums, das ſein ganzes Vertrauen beſäße, die nöthigen Masregeln zu nehmen. Dieſe edlen Herren gaben ihm aber den Rath, vor allem die Aerzte des Königs um ihre Meinung über die Geſundheit deſſelben zu befragen, und ſein Benehmen nach derſelben zu beſtimmen. Eine vorübergehende Veränderung des beſtehenden Syſtems, ſagten ſie, ſeye dem öffentlichen Beſten nachtheiliger als die Fortdauer deſſelben, ſo fehlerhaft es auch ſeyn möge, da es ſich ohnehin nicht lange mehr erhalten könne. Der Kronprinz ſtimmte dieſer Meinung bei; und da die Aerzte zur gänzlichen Geneſung Sr. Majeſtät die größte Hoffnung gaben, ſo entſchloß ſich der Regent, mit der Adminiſtration keine Veränderung vorzunehmen.

Nach der Meinung der Aerzte, brauchte Se. Majeſtät kaum drei Monate zur gänzlichen Wiederherſtellung. »So viel Zeit, ſagt der Morning-Chronicle, der als ein getreues Organ des Prinzen gelten kann, ſo viel Zeit war ſchon nöthig, um die zu erſezen, welche von ihren Stellen kamen, und die neuen Miniſter mit den laufenden Geſchäften bekannt zu machen. Dieſer Stillſtand, der unvermeidlich

war, hätte gräßre Nachtheile zur Folge gehabt, als man von der Fortdauer des gegenwärtigen Syſtems zu fürchten hat. Wir leben in einem Augenblike, wo die dringenden Geſchäfte eine ſchleunige Ausfertigung erfordern; und es iſt wohl überflüſſig, zu bemerken, daß, ſo thörigt und abgeſchmakt das einmal angenommene Syſtem ſeyn mag, wir doch in demſelben ſchon zu weit gegangen ſind, als daß wir ſtille ſtehen, oder alle Reſultate deſſelben abwenden könnten. Wäre der Prinz, unter ſolchen Umſtänden, ſeinen perſönlichen Geſinnungen gefolgt, dann hätte ſeine kurze Regentſchaft eine Art von Interregnum gebildet, weil der König, bei ſeiner Geneſung, die ehemalige Verwaltung wieder eingeſezt haben würde. In jedem Falle, ſchließt der Morning-Chronicle, ſind wir gewiß, daß die ganze Nation den Gefühlen von kindlicher Liebe und Achtung, welche bei dieſer Gelegenheit das Betragen Sr. königl. Hoheit geleitet haben, ihren ungetheilten Beifall ſchenken wird.»

An den friedlichen Geſinnungen des Regenten war es übrigens noch erlaubt zu zweifeln. Die Rede, mit welcher er, unter dem 12. Februar, die Sizung des Parlaments eröffnen ließ, gab in dieſer Hinſicht auch nicht die geringſte Hoffnung, und in ihr kömmt auch nicht einmal das Wort Friede vor. So war dann auch dieſe Ausſicht auf eine Annäherung der kriegführenden Mächte, welche eine Regentſchaft zu geben ſchien, verſchwunden, und der alte Zuſtand der Dinge währte fort. Mit jedem Tage wurden die Geſundheitsumſtände des Königs, nach dem Berichte ſeiner Aerzte, beſſer, und man ſah ſogar (gegen das Ende des Februars) dem Augenblik entgegen, wo er die Regierung wieder übernehmen ſollte. Eine ſeltſame Laune des Schikſals, das einem blödſinnigen Greiſe die Tage eines müden Lebens verlängert, und einen Cornwallis, Nelſon, Pitt und Fox in der Mitte ihrer thätigen Laufbahn von dem Schauplaze abruft!

VI.

Verſchiedene Gedanken.

Ich kann nicht leugnen, daß ich die Wahrheit der Behauptung, das menſchliche Geſchlecht ſchreite ſtets im Beſſeren fort, und werde mit jedem Tage vollkommner, nie recht einſehen konnte. Die rohe Wirklichkeit trat immer der ſchönen Idee unhöflich in den Weg. Mehr aber als dieſer Glaube erbauete mich der Aerger ſeiner Apoſteln über die Ungläubigen, zu denen ich unglüklicher Weiſe ſelbſt gehöre. Man ſollte für die Menſchen, die ſchwer begreifen, mehr Schonung haben; denn ſie ſind ſchon darum zu bedauern, weil ſie um manche Wahrheit ärmer ſind, als die leicht faſſen, oder leicht glauben; und das Unglük verdient wohl Mitleid, aber keinen Zorn.

Ich habe mir, um mich zu dieſem Glauben zu bekehren, oft ſelbſt folgendes vorgeſtellt: Trittſt du der Meinung der ewig fortſchreitenden Vervollkommnung unſers Geſchlechtes bei, dann kann niemand dabei gewinnen, als du ſelbſt und dein Zeitalter; denn wir nehmen unter allen Menſchen, Generationen und Zeiten, als die lezten, wie billig, den

erſten Rang ein, und geben nur denen, die nach uns kommen, die Ehre der rechten Hand, und behaupten demnach uuſern Primat unangefochten, weil unſre beßre Erb- nnd Thronfolger erſt gebohren werden. So was kann man doch wahrhaftig glauben, ohne ſeiner Eigenliebe wehe zu thun!

Hiſtoriſche Beweiſe laſſen ſich auch für dieſe Meinung auffinden; denn der Menſch wird nicht leicht etwas mit Ernſt ſuchen, das er nicht endlich fände. Wie unſer Geſchlecht an Vielſeitigkeit das aller Thiere zuſammen genommen übertrifft, und darum vollkommner iſt, ſo übertrifft unſer Zeitalter an vielſeitiger Kraft und Ausbildung alle frühere Generationen. Was uns die Geſchichte in Jahrhunderte zerſplittert und verdünnt zeigt, läßt uns unſer Jahrzehend in gedrängter Zuſammenſtellung ſehen. Sogar in einzelnen Menſchen wohnen die verſchiedenſten Karaktere und Meinungen friedlich beiſammen. Sehet Ariſt! Beſizt er nicht die Geſchmeidigkeit eines Piſiſtrats bei dem Stolze eines Koriolans, jene nämlich gegen Höhere, dieſe gegen Niedere? Iſt nicht Menander ein wahres Wunder von Gefälligkeit und Strenge, ein Alzibiades und ein Zeno zugleich? Laßt eine Schöne eine Bitte an ihn thun; mit wie viel Artigkeit wird ſie erhört? mit welcher Härte dagegen eine Häßliche abgewieſen? Max iſt unbeſtechlich, hält auf Geſez und Sitte mit Catos Strenge. Keiner wage es, ihn um Nachſicht, um eine mildere Auslegung oder Anwendung des Geſezes anzuflehen, wenn er — arm iſt, und mit leeren Händen bittet. Aber die Güte von mehr als einem Titus wohnt in demſelben Herzen, das nur das harte Geld erweicht!

Gewiß reichte noch nicht leicht ein Volk an dieſe vielſeitige Ausbildung, die uns auszeichnet. Und wie das glüklichſte Klima dasjenige iſt, welches die Früchte aller Klimate erzeugt und reift, ſo iſt wohl auch der Menſch der

vollkommenſte, der die mannigfaltigſten und verſchiedenartigſten Kräfte in ihrer höchſten Ausbildung geſchikt in ſich vereinigt: die Fertigkeit ſein Wort zu geben, mit der Standhaftigkeit es nicht zu halten; die imponirende Inſolenz mit der gefälligen Kriecherei; die Verſchwendung in dienſtwilligem Verſprechen mit der Sparſamkeit in hilfreichen Handlungen; edle Geſinnungen im Schreiben mit Niederträchtigkeit im Handeln; die Frömmigkeit auf der Straße mit der Liederlichkeit zu Hauſe. Iſt der kleine Menſch nicht wirklich eine ganze große Welt geworden mit ſeinen mannigfaltigen Talenten! Wundervolle Harmonie, die das Widerſprechendſte verträglich zu einigen weiß!

Gelehrte Leute verſicherten, nur die Gabe der Sprache erhebe den Menſchen ſo hoch über das Thier. Sprache hatten nun freilich alle Zeiten und alle Völker; aber das Talent allein reicht nicht aus. Die Gabe der Natur muß die Ausbildung vervollkommnen, die Anwendung veredeln. Welche Zeit aber hat dies Talent der Sprache weniger vergraben? welche hat fleiſiger mit ihrem Pfunde gewuchert, als die unſrige? Höret und leſet, wenn euch das Sprechen und Schreiben Muſe dazu läßt! Das geſprächigſte und ſchreibſeligſte Jahrhundert war wenigſtens das unſrige. — Es könnte anders werden.

Alle dieſe Gründe habe ich mir mehr als einmal ſelbſt aufgezählt, um mich von der Wahrheit der ewig fortſchreitenden Perfektion zu überzeugen, nach der wir als die ſtolze Krone auf dem weitäſtigen Baume der Menſchheit prangen. Aber mit jedem Blike in die Wirklichkeit glaubte ich zu ſehen, daß die Menſchen und Völker, unter denſelben Umſtänden, ewig dieſelben ſind; daß die Menſchheit weder beſtändig fortſchreitet noch rükwärts geht, ſondern abwechſelnd, nach Zeit und Verhältniſſen, bald beſſer, bald ſchlimmer, bald einfältiger und bald klüger wird; daß Einzelne

hervorragen durch Kraft und Selbſtſtändigkeit über die Menge, die ſich allenthalben ſo ziemlich gleich ſieht; und daß es endlich höchſtens nur eine Erfahrung für die giebt, welche ſie erlebt haben.

Der Menſch muß, was er ſagt, für wahr halten; das iſt er ſich und andern ſchuldig. Aber er iſt es auch ſich und andern ſchuldig, daß er nicht alles ſagt, was er für wahr hält. Fontenelle ſagte, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, würde er Anſtand nehmen, ſie aufzumachen. Das iſt klug gedacht. Hätte Sokrates dieſe Maxime befolgt, dann wäre er dem Märterertod entgangen. Wer von beiden hat Recht? Beide. Sokrates bewundern wir; Fontenelle können wir nicht tadeln. Viele ſind berufen, aber Wenige auserwählt.

Wenn eine Macht auch die Zukunft beherrſchen könnte, wie ſie die Gegenwart beherrſcht, dann wäre ſie wirklich Allmacht. Ein braver Degen wird leicht mit hundert guten Federn fertig; aber der Einfluß, den eine gute Feder ausübt, iſt allgemeiner und bleibender, als der von hunderttauſend Degen. Die Franzoſen, ſagte, wenn ich nicht irre, einer ihrer Könige, haben Thaten gethan, wie die Römer, aber ſie wurden nicht beſchrieben wie die der Römer; und das macht den Unterſchied. Alexander wünſchte ſich einen Homer, um unſterblich zu ſeyn wie Achilles. Er hatte Recht; denn ſein ungeheures Reich fiel mit ihm; und ohne die Geſchichte, die ihm Unſterblichkeit gab, wäre wahrſcheinlich ſein Name vergeſſen. Große Thaten und Menſchen leben nur in den Werken großer Schriftſteller fort. Alle Pyramiden und Obelisken vermogten nicht, was ein klaſſiſches Bändchen Geſchichte vermogt hätte. Was wäre es für das Andenken mancher unumſchränkten Beherrſcher des römiſchen Reichs werth, hätte der düſtre und ſtrenge Tacitus ſeine Annalen nicht geſchrieben?

Es iſt Affektation, wenn talentloſe Günſtlinge des Glüks das Talent, und namentlich das des Schriftſtellers, zu verachten ſich das Anſehen geben. Es geht ihnen, wie den Menſchen, gegen die ſich die öffentliche Meinung erklärt hat; ſie rächen ſich an der allgemeinen Verachtung, indem ſie dieſelbe zu verachten ſcheinen wollen. Selbſt der

Troz gegen das Genie iſt ein unwillkührliches Geſtändniß ſeiner Uiberlegenheit.

Mirabeau (deſſen Panegyrikus zu ſchreiben ich mich übrigens nicht berufen fühlen würde) ſagte bei einer gewiſſen Gelegenheit: Mein Kopf iſt auch eine Macht. Der Erfolg zeigte nur zu ſehr, daß er Recht hatte.

Wenn ich die Anmaſung gewiſſer Menſchen ſehe, die eine Art von Hof, und folglich auch ihre Höflinge haben, und glauben die Gegenwart und Zukunft beſchäftige ſich mit ihnen, wie dieſe, und mit einer ſchönen Equipage und einigen gepuzten Livreebedienten müſſe man bis zur ſpäteſten Nachwelt gelangen; die einen Menſchen, der an ſeinem ſtillen Pulte keine Macht und keine Schäze hat, als einen Gänſekiel, ein Buch Papier und Tinte, wie ein Weſen von ſchlechterer Art betrachten, dann fällt mir folgende Anekdote ein, die Hume in ſeiner Geſchichte von Großbritannien erzählt. »Der Lordſiegelbewahrer von England, Whiteloke, »berichtet, ein gewiſſer Milton, ein blinder Mann, habe »den mit Schweden abgeſchloſſenen Vertrag ins Lateiniſche »überſezt. Dieſe Redensart, fügt Hume hinzu, klingt luſtig »für die Nachwelt, wenn ſie betrachtet, wie unbekannt der »Lordſiegelbewahrer Whiteloke gegen Milton geworden iſt.»

Ein Frauenzimmer, ſagt man, wiſſe beſſer einen Mann zu würdigen, als ein Mann. In dieſer Meinung ſchien mir viel Wahres zu liegen, und ich war immer ſehr aufmerkſam auf das Urtheil, welches geiſtreiche Frauenzimmer über Männer fallten. Mit Begierde ergriff ich jedes Buch, das eine Dame geſchrieben hatte, und ſuchte in allen das Ideal eines Mannes, von einem Weibe geſchaffen. Keines entſprach dem meinigen. Mit beſonderem Vergnügen las ich Corinne von der genialiſchen und geiſtreichen Madame von Stael. Ich bewunderte die Verfaſſerin und Heldin. Aber welch ein Weſen iſt der Geliebte der lezteren! welch ein kränklicher, empfindelnder, unentſchloſſener Menſch ohne Wille, Feſtigkeit und Haltung! welch ein unmännlicher Mann! Ich glaubte endlich die angeführte Maxime dahin berichtigen zu müſſen, daß eine Frau einen Mann fruher kennen lernt, als ein Mann; leichter aber ſeine Schwächen entdekt, als ſeine Vorzüge und Tugenden, wenn es nicht gerade geſellſchaftliche ſind.

I.

Gedichte.

Doktor Martin Luthers Epiſtel

an den Verfaſſer der Weihe der Kraft.

Als Wahrheit ſich vom Himmel auf mich ſenkte,
Den Geiſt ein Strahl von Gott erleuchtete,
Der Kirche Irrthum — irren iſt ja menſchlich —
Zu läutern und zu ſäubern unſre Lehre
Vom Misbrauch, der von Gottes Wege ſie
Entfernte; da mir's glükte, durch die feſte Burg,
Die unſer Gott iſt, Mäſigkeit
In den Deſpotenſinn der Kirchverweſer
Zu legen; ihrem Umſichgreifen, das
Gott nicht gefiel, ein Ziel zu ſezen; da

Stieg keine leiſe Ahnung in mir auf,
Daß einſt zu einem Spiele meine Sache
Gemodelt werden würde. — Daß der Glaube,
Der damals war, in mir es war, nun auch
Noch Glaube iſt, der nämliche von damals,
Hat Gott gezeigt. — Er ließ den Glauben leben,
Und Katholik und Lutheraner reichen
Sich freundlich izt die Hand, wie damals ſchon
So mancher in der Stille es gethan.

Wozu denn nun im Weizen, der da blühet,
Aufs neue Unkraut ſäen, die Religion,
Die ſich ſo ſchön izt eint, aufs neu' entzweien?
Was durch ein einzig Korn, das, ausgeſä't,
So tauſendfach um ſich zu wuchern pflegt,
Und ſchneller als der gute Saame wächſt,
Geſchehen kann; warum ſag ich, den Keim
Zur Zwietracht, in die allgemeine Liebe,
Die alles einigt, legen? — Rührt nicht auf,
Was längſt begraben liegt! Vergeſſen hat
Man Prieſterſtolz und Prieſtertyrannei.
Der Geiſt der Duldung herrſchet überall;
Der Geiſt, den meine Lehre in die Menſchen
Verpflanzen ſollte, nicht den Glauben tödten,
Der von der Lehre Chriſti an beſtanden
Und niemals ſterben wird. Muß man mich denn
Zu einem ſo unwürd'gen Weſen machen,
Daß einem luſt'gen kaiſerlichen Rath
Ich meine Rettung von dem Scheiterhaufen,
Nicht Gott, zu danken hätte? — Menſchenkind!
Wenn du das Große in der Sendung fühlſt,
Die mich auf Erden brachte; wenn du izt
Die große Wirkung anerkennſt, die ſich

Von Tag zu Tage deutlicher bewährt,
Die izt erſt die geſegneten, die ſchönen,
Die allgemeinen Früchte bringt, die damals
Mein Geiſt ſchon glaubensvoll erwartete;
So mußt du auf dein Werk mit reuerfülltem,
Mit tadelndem Gewiſſen ſchauen, mußt
Selbſt wünſchen, nie gedichtet es zu haben.
Du wandelſt meine Lieb' in Schwärmerei,
Und meiner Katharina häusliche
Einfache Denkungsart, die modelſt du
In eine ſträfliche Zweideutigkeit,
Und in ein Wanken zwiſchen Frömmigkeit
Und Laſter um. Nie dachte Bora ſo;
Nie liefen Jünglinge den Nonnen frech
In ihre Arme, wie ihr Kloſter ſtarb.
Das Bild iſt frevelhaft, entheiliget
Die Sitten jener Zeit, entheiliget
Den Geiſt, der mich zum Stifter neuer Lehre,
Nicht neuen Glaubens, aufrief. Im Moment,
Da alle Welt ſich eint zu aller Duldung,
Da ein erſtandnes Meteor auf Erden,
Mit einer Kraft von Gott, das Ungeheuer
Irreligioſität, das ſchon ſein Haupt
In Frankreichs ſchönen Fluren heben wollte,
Zu Boden warf; in dieſem Augenblik
Wagſt du den kühnen Einfall, was ehrwürdig
Und heilig bleiben ſollte, ſpöttelnd wizig
In eine Mähre umzuformen, die
Die Wahrheit zwiſchen Fabel und Erfindung
Einengt, das Heilige zur Lüge ſchaffen,
Und einen gläub'gen Chriſten zu dem Zweifel,
Als ſey dem nicht ſo, bringen könnte! Iſt
Denn Religion zu einem Spiel

Des Zeitvertreibs geſchaffen? Wären denn,
Wenn frevelhaft ſie auch gemisbraucht worden,
Exempel dieſer Art der Gegenſtand,
Um ſie vor aller Augen, und zwar ſo,
Und noch entſtellt, zu Angeſicht zu bringen?
Der Körperwelt Vereinung mit der Geiſter
Lichtvollen Sphäre läugnet ihr; und doch
Laßt ihr in euren Mummenſpielen ſie
Sogar in Himmelsglorie erſcheinen.
Warum denn, wenn ihr nicht dran glaubt? Ihr läugnet
Den Teufel weg, und werdet ſelbſt die Teufel,
Die zu den Tempeln, wo die Duldung wohnt,
Kapellen bauen, die ſie niederreißen.

Man läßt mich ſpielen, und nicht handeln; wehe
Mir, wär' ich jener Luther nur geweſen,
Den du gemahlt! dann würd' ich ſchwerlich mich
Von oben mit dir unterhalten können.
Zu einer ſolchen Szene, wie die luſtige,
In der du mich mit Katharinen ein'ſt,
Konnt ich das Bild nicht geben; wen'ger noch
Der fromme Erzbiſchof Albert von Mainz; —
Und einem ſolchen Poſſenzug die Fürſten,
Die Edelſten des Reichs beizugeſellen! —
Wir alle wahrlich hätten uns geſchämt,
Wenn wir in einem ſolchen Lichte zu
Erſcheinen nur geträumt! Zwar Träume webt man
Aus Wind und wie man will; ſie helfen uns
Die Kataſtrophen enden, wo uns Wahrheit
Und Geiſt verlaſſen. — Lag in meinem Leben
Denn ſo viel Wahrheit nicht, daß man ſo entſtellt
Mich darzuſtellen nöthig fand? — O Herr!

Vergieb den Sündern! ſagte einſt der Heiland;
Sie wiſſen ja nicht was ſie thun. Nun ich
Vergebe dir auch deine Schwärmerei
Und ſollten wir uns einſt zuſammen ſehn,
So reicht dir Luther freundlich doch die Hand.

II.

Roſaldo von Venedig.

(Eine Novelle.)

Komm, ſeze dich! Der Nordwind ſtürmt ums Zimmer,
Mit Eis beladen ſchleicht der ſtarre Rhein;
Laß uns beim traulichen Kaminenſchimmer
Dies Stündchen traulichen Geſprächen weihn,
Und könnt' es auch an Stoffe fehlen,
Einander Mährchen uns erzählen!

Ich wenigſtens, mein Freund, ich bin nun einmal ſo:
Wie oft hat mich ein Mährchen ſchon bethöret;
Wenn man die Wahrheit in der Fabel höret,
So macht ſie mich bald traurig und bald froh,
Kann ich nur im Gemiſche meiner Feen
Das Menſchliche und Menſchenweiſe ſehen.

Doch denke nicht, als wollt' ich dir von Oberon
Und von Silphiden etwas ſagen:
Sie hat ſich wirklich zugetragen,
Sagt Carlo mir, Venedigs Sohn,
Die rührendſte, die traurigſte Geſchichte,
Die ich dir, wenn du hören willſt, berichte.

Zwar möcht' ich nicht für ihre Wahrheit ſtehen,
Wie für Geſchichte überhaupt auch nicht;
Doch kannſt du ja mit eignen Augen ſehen,
Wie gut, wie ſchlecht ſie für ſich ſelbſten ſpricht.
Ich gebe dir des guten Carlos Gabe,
Wie ich ſie ſelbſt empfangen habe.

Für mich, ſagte mein Freund, indem er ſich ein Köhlchen auf die Pfeife ſuchte, hätteſt du den ganzen Prolog nicht nöthig gehabt. Erzähle, was du willſt: mache mir nur nicht Langeweile! — Geſchichte, Halbroman, Novelle, Sage, Mährchen, Geſpenſtergeſchichte — iſt mir gleich, wenn ſich nur die Pfeife ohne Gähnen dabei rauchen läßt. Und nun beginn!

Da du ſo gerne Bedingungen machſt, erwiederte ich, ſo wirſt du geruhen, auch eine von meiner Seite anzunehmen. Es iſt dieſe, daß du mir nicht bei jedem dritten Worte in die Rede fällſt, und beſtändig Fragen an mich thuſt, als wäre ich überall in Perſon dabei geweſen; ich kenne in der That nichts unausſtehlicheres! — Zugeſtanden! ſagte er lachend, und ich hub an.

In der Zeit, als noch der Meere
Königin Venedig war,
Und der Sarazenen Heere
Bebten ihrer Krieger Schaar,

Als des Markus heil'ge Fahne,
Im beglükten Siegesflug,
Uiber ferne Ozeane
Glorreich ihren Namen trug,

Als an Adrias Geſtade
Noch der Chriſten Rettung hieng,
Und der Ungar und Sarmate
Hilfe noch von da empfieng,
Wenn die Macht der Ottomannen
Ihnen Untergang und Tod,
Oder Feſſeln der Tyrannen
Muhameds zu wählen bot.

»In welchem Zeitalter war das?« fragte mein Zuhörer, der ſich um nichts auf der Welt ſo wenig bekümmert hatte, als um die Geſchichte der italieniſchen Freiſtaaten. Da ich wußte, daß jede Antwort bei ihm in der Regel eine neue Frage erzeugte, ſo ſagte ich ſehr lakoniſch und unbeſtimmt: im Mittelalter, und er ſchien damit zufrieden zu ſeyn.

Damals, als ſie andre retten
Konnte, war ſie ſelbſt gedrükt,
Von des Despotismus Ketten
Unauflösbar feſt umſtrikt.
Während ſie in weiter Ferne
Lorbeerkränze ſich errang,
Neigten ihrer Freiheit Sterne
Alle ſich zum Untergang.

Aufgeblaſ'ne Senatoren
Gründeten den Eiſenthron
Der Gewalt in ihren Thoren,
Sprachen den Geſezen Hohn.

Von patriziſchem Geſchlechte,
Durch Jahrhunderte geehrt,
Wähnten ſie des Volkes Rechte
Ihrer Ehrfurcht nicht mehr werth.

Blumen, die dem Sieg' entſproſſen,
Sollten einzig ihnen blühn;
Blut, wie Waſſer hingegoſſen,
Floß für die Despoten hin.
Wenn die Tyrannei in Seide
Und in Purpur Feſte gab,
Grub in namenloſem Leide
Die Verzweiflung ſich ein Grab.

»Das heiß ich ſtarke Farben auftragen!« O, ich bitte dich! hätt' ich Farben der Hölle, den Despotismus zu mahlen, ich nähme ſie.

Wenn ein Monarch despotiſirt, ſo iſt er doch nicht unſterblich, und einem Nero kann ein Titus folgen; aber der Despotismus in republikaniſchen Senaten kann forterben; das Individuum ſtirbt: der Gemeingeiſt von Korporationen lebt fort. Die Monarchie iſt — wenigſtens für alle Staaten von beträchtlicher Ausdehnung — die vollkommenſte Form; aber es muß Monarchie ſeyn, wie man ſie in Europa kennt, wo kein Volk mehr ſo niedrig ſteht, daß es den formloſen Despotismus dulden könnte. —

In der Periode, aus welcher ſich Carlos Sage datirt, hatte der Senat von Venedig, oder die patriziſchen Geſchlechter, nach und nach die Alleinherrſchaft an ſich geriſſen; es gab keine Staatsverfaſſung, keine Rechte und Freiheiten des Volkes mehr. Der Wille des durchlauchtigſten Senats beſtimmte alles. Er führte Kriege, um Ruhm und Eroberungen zu erndten, oder auch — im Geiſte des römiſchen Senats — um das murrende Volk in Thätigkeit zu ſezen;

verſchwendete rükſichtlos die Hilfsquellen des Staates, und ſpielte ſultaniſch mit der Freiheit der Bürger. Indeſſen wußte der wachſame Senat alle Verſchwörungen ſogleich in der Geburt zu erſtiken, und durch ſtrenge und große Masregeln die künftigen zu vemiteln. Uiberdies hatte er, außer ſeiner ohnehin ſtarken Parthei, Flotten und Truppen, auf deren Treue er ſich verlaſſen durfte; ſo daß nur eine große, weitumfaſſende Unternehmung gefährlich werden konnte, deren Entdekung aber eben darum deſto leichter war.

Hettore Roſaldo, ein junger Nobili von zwanzig Jahren, machte dennoch den kühnſten Plan zu einer Staats-Revolution. Geboren mit den größeſten Anlagen und einem kühnen Unternehmungsgeiſte, verband er die Entſchloſſenheit der Ausführung mit der Kühnheit des Entwurfes, und mit der unbegrenzteſten Vaterlandsliebe einen Enthuſiasmus für freie Verfaſſung, der in den Herzen ſeiner Zeitgenoſſen erſtorben ſchien. Da er ſich ſchon in ſeinem achtzehnten Jahre in einem Feldzuge gegen die Osmannen rühmlich ausgezeichnet hatte, und mit der Feſtigkeit eines Gracchus die Liebenswürdigkeit eines Alzibiades verband, ſo war er zugleich die Bewunderung und die Liebe des ganzen Volkes.

Eben rüſtete ſich die Republik zu einem neuen Kriege gegen den halben Mond, ohne daß das Volk das mindeſte von der Veranlaſſung deſſelben wußte. Kein Wunder, daß die Ruhm- und Vergrößerungsſucht des Senats ein allgemeines Mißvergnügen hervorbrachte, das ſich zwar nirgends laut äußerte, aber eben darum deſto geſchikter war, bei dem erſten Entzündungsfunken eine ſchrekliche Explosion zu machen. Das meinte auch Roſaldo, und ſein kühner Feuergeiſt brannte vor Begierde, den wirkſamen Funken in alle verborgene Minen zu werfen, den ſtolzen, uſurpirenden Senat in die Luft zu ſprengen, und neue Freiheit, neues Leben, neue Schöpfungen hervorzurufen. Sein Herz ſagte

ihm, daß er beſtimmt ſey, Venedigs Gracchus zu ſeyn; und, obgleich ſelbſt Nobili und Sohn eines Senators, wollte er ſich nur dem Wohl des Volkes weihen.

So jung auch Roſaldo noch war, ſo viele Vorſicht hatte er doch bei Anlegung ſeiner Pläne. Er war freilich in der Nothwendigkeit, ſich eine Parthei unter dem Volke und auf der Flotte zu machen; aber deswegen war es nicht nöthig, daß die Parthei auch in ſeine Myſterien eingeweiht wurde. Indeſſen bildete er ſich einen kleinen Zirkel von Vertrauten, die er nicht entbehren konnte, ob er ſchon wußte, daß ein wahres Geheimniß nur dasjenige iſt, welches in einer Bruſt verſchloſſen bleibt. Da er in Venedig ſelbſt kein ſicheres Lokal zu ſeinen geheimen Zuſammenkünften zu finden glaubte, und die Argusaugen ſeines Vaters, des grauen Senators, mehr als alle andere ſcheute, ſo miethete er ſich für die ſchöne Jahrszeit eine Villa am Meere, deren einen Flügel zwar die Eigenthümerin, eine Wittwe, mit ihrer Tochter bewohnte, von deren Neugierde er aber nicht das mindeſte zu fürchten hatte.

In vertrauter, dunkler Stunde,
In der Villa an dem Meer,
Sammelt er zum heil'gen Bunde
Die Verſchwornen um ſich her.
Jener Tag, wo mit dem Meere
Sich Venedigs Haupt vermählt,
Ward von dieſem kleinen Heere
Zum Erlöſungstag erwählt.

»Wann der Bucentauro wallet
»Und des Markus Flagge winkt,
»Hoch des Volkes Viva ſchallet
»Und der Ring des Doge ſinkt,
»Waffne ſich am Arſenale,

»Wer die Freiheit ſich erkohr,
»Hebe mit gezüktem Stahle
»Rächend ſeinen Arm empor!

»Alle Edlen, alle Guten,
»Von der Tyrannei gebeugt,
»Werden uns entgegen fluten,
»Wenn ſich ihnen Rettung zeigt.
»Muthig können wir im Sturme,
»Wie im Meere Felſen, ſtehn,
»Wenn nur von dem Markusthurme
»Hoch der Freiheit Fahnen wehn.»

Am Tage der Himmelfahrt, in der feſtlichen Stunde, wo der Rath von Venedig, die Nobilis und das Volk in tauſend Gondeln den ſchimmernden Golfo bedeken, in dem heitern Augenblike, wo am Borde des glänzenden Bucentauro der Doge der Republik den goldenen Vermählungsring in Adrias kriſtallenen Schoos fallen läßt, ſollte die ſehr verwikelte aber wohlberechnete Exploſion erfolgen. Die Parthei auf der Flotte ſollte ſich derſelben bemächtigen, und den Doge, ſo wie alle Senatoren, die ſich auf dem Waſſer befänden, plözlich gefangen nehmen; ihr Anführer ſollte Roſaldo ſelbſt ſeyn. Im nämlichen Augenblike ſollte die Parthei innerhalb der Stadt das Arſenal ſtürmen, das Volk bewaffnen, die Staatsinquiſitoren verhaften, den Markuspallaſt und alle Hauptpläze beſezen u. ſ. w. Alle nöthigen Verabredungen und Anſtalten waren getroffen; es ſchien, daß nur eine einzige Bedingung zum Gelingen des großen Plans erforderlich ſey, und dieſe war — Verſchwiegenheit.

Sorgſam trugen die Genoſſen
Ihr Geheimniß in der Bruſt;
Doch Roſaldo, tief verſchloſſen,

War ſich der Gefahr bewußt.
Was auch Donna Laura fragte,
Schüchtern, unruhvoll und gut,
Was ſie ſorgte, was ſie klagte,
Scherzt' er weg mit frohem Muth.

»Donna Laura?» fragte mein Freund, »von dieſer haſt du ja noch kein Wort geſagt?»

Eben darum, mein hochgeſchäztes Auditorium, ſagte ich, muß ich das noch izt thun. Laura war die Tochter der gedachten Eigenthümerin der gemietheten Villa. Sie ſtammte aus einem der edelſten und reichſten Geſchlechter der Republik, und verband in ihrem ſechszehnten Jahre mit einer außerordentlichen Schönheit einen gebildeten Verſtand und das tugendhafteſte Herz. Der herrſchende Zug ihrer Phyſiognomie und ihres Karakters war Sanftheit und jene ſüße Naivität, welcher ſelbſt das Herz eines Barbaren huldigen müßte. Dieſes edle Mädchen war Roſaldos erklärte Geliebte; ſein Vater und ihre Mutter billigten die ſchöne Wahl ihrer Kinder wechſelsweiſe. Dieſe Laura, dieſer ſanfte Engel, vermogte ſo gut, dem Jünglinge ein ſtilles, trauliches Paradies zu ſchaffen; aber ſein thatendurſtiges Herz reißt ihn in den Strudel des tobenden Weltmeers; in dem Gebrülle der borſtenden Wogen hört er noch Lauras warnende Stimme liſpeln; es iſt eine Stimme des Himmels, aber er folgt dem ziehenden Genius. Der Sturm erwacht, der Tag erliſcht, die Donner des Schikſals rollen: die Stimme iſt verweht — alles todt, ſchweigend!

Laura hatte ſchon längſt an Roſaldos zerſtreutem, geheimnißvollem Weſen, ſo wie an den ungewöhnlichen nächtlichen Zuſammenkünften in der Villa gemerkt, daß er irgend etwas beſonders auszuführen habe. Nicht blos Neugierde, die man dem ſchönen Geſchlechte beſonders zutrauet, ſondern

ihre leidenſchaftliche Theilnahme an allem, was Roſaldo angieng, ihre Aengſtlichkeit bei dem Gedanken an ſeine Kühnheit, beſtimmten ſie, ihm ſein Geheimniß zu entreißen. Indeſſen hielt das ſehr ſchwer; nicht weil Roſaldo Mistrauen in Lauras Verſchwiegenheit ſezte; denn er war ſtets der Meinung, daß das, was er und Laura wüßten, nur eine Perſon wiſſe. —

»Oho! ſagte mein Auditorium, das war ein ſtarker Glaube!« Ja, ſagte ich, für alle die, welche nicht die Erfahrung gemacht haben, daß Niemand ſo geſchikt iſt, Wichtigkeiten ſtreng zu verſchweigen, als ein liebendes Weib! — ſondern deswegen, weil er ihre Unruhe und zärtlichen Beſorgniſſe fürchtete. Da ſie aber ſchon Ahnungen hatte, ſo machte eben die Ungewißheit das Uibel ärger, und Roſaldo war endlich ſo in die Enge getrieben, daß er ſich entſchloß, ihr zu beichten.

Du haſt ohne Zweifel ſchon im Voraus vermuthet, daß Laura nicht à la hauteur de la révolution ſeyn möge. In der That war ſie das auch in keiner Hinſicht. Was ſie von der Geſchichte ihrer Vaterſtadt wußte — um die alte Geſchichte hatte ſie ſich nur wenig bekümmert — konnt' ihr eben keine Vorliebe für Staatsrevolutionen einflößen. Die politiſchen Erſchütterungen von Venedig, Piſa, Florenz, Genua, Mailand, Neapel, waren größtentheils eher geſchikt, ihren Abſcheu zu erregen. War es demnach ein Wunder, daß ſie allen ihren Einfluß anwandte, um Roſaldo von ſeinen Plänen abzulenken?

»Ich bin, ſagte ſie oft, ein ſehr unwiſſendes und ſchwa-»ches Mädchen; aber ich kann nicht glauben, daß eine »gewaltſame Revolution in der That jemals gut ſeyn könne. »Du willſt eine bewirken, weil du dein Vaterland liebſt; »aber wie kann wohl der das Vaterland lieben, der ſeine »Mitbürger mordet?«

Liebe Laura, nicht, ob eine Revolution an ſich gut, ſondern ob ſie nothwendig ſey, iſt die Frage. Ein Ausbruch des Veſuvs kann wohl einigen Dörfern den Untergang bringen; aber wenn dieſer Ausbruch zur Erhaltung Italiens nothwendig wäre? Laß du meine Revolution einigen hundert Bürgern das Leben koſten; ſie fallen als Opfer für das Wohl der kommenden Generationen; der Despotismus des durchlauchtigen Senats liefert jedes Jahr deren weit mehr auf die Schlachtbank.

»Wohl, Roſaldo! Aber da ſtets große, empfindliche »Uibel bei Staatsumwälzungen vorauszuſehen und unfehl»bar ſind, ſo ſollte doch billig der Revolutionär auch einen »untrüglichen Kalkul der Vortheile derſelben ziehen können. »Du ſagſt: unſer Gewinn iſt die Freiheit. Ich will dich »nicht fragen: ob die Venezianer überhaupt frei ſeyn kön»nen und dürfen. Aber was bürgt dir, daß ſie es ſeyn »werden? Du wirſt Veränderungen bewirken; aber die »Menſchen werden die nämlichen ſeyn. Den geſtürzten »Tyrannen werden tyranniſirende Demagogen folgen, und »am Ende dankt das Volk dem lieben Gotte, wenn ſich »ein vernünftiger Mann die Mühe giebt, es wieder zu »regieren.»

Der Menſch, Laura, hat nichts als ſeinen Willen; alles andre gehört dem Schikſale. Unſre Handlungen ſind Saamenkörner, die wir unter frommen Wünſchen ausſtreuen; Keimen, Gedeihen und Fruchttragen ſteht nicht bei uns. Du darfſt keinem Bettler ein Almoſen geben, liebe Laura, wenn du für die Folgen dieſer Handlung verantwortlich ſeyn ſollſt. Wir ſteuern unſern Faden zu dem großen Gewebe der Zeit: das Gewebe ſelbſt kennen wir nicht.

»Eben darum, Roſaldo, ſcheint es mir ſo gefährlich, »aus dem kleinen, leicht zu überſehenden Kreiſe des Privat-

»mannes in eine ſolche Laufbahn zu treten, und — wie »ſoll ich ſagen — die Räder des Schikſals hemmen oder »treiben zu wollen.»

Niemand, Geliebte, zieht ſich ſelbſt ſeinen Kreis: der meinige iſt das Vaterland.

»O, daß dein Kreis in meinen Armen bliebe! Kann »ich dir kein Glük geben, das dich an mein Herz feßle? »Iſt es nicht Durſt nach Ruhm — ich beſchwöre dich, offen»herzig zu ſeyn — was dich fortreißt? Ich liebe dich und »es iſt unmöglich, daß mein Herz noch eine andre Leiden»ſchaft fühle; aber du, was liebſt du noch außer mir, Ro»ſaldo? oder was kannſt du mehr als mich lieben?»

Das Vaterland! das Vaterland, meine Laura! ſprach Roſaldo, und ſchloß die Vortreffliche mit Thränen an ſein Herz, riß ſich los und gieng in die Verſammlung der Verbündeten. Man konnt' ihm mit Göthe zurufen:

»Wir laſſen los, was wir begierig faßten.
»Es giebt ein Glük, allein wir kennen's nicht:
»Wir kennen's wohl, und wiſſen's nicht zu ſchäzen.»

Nie wich Roſaldo von Laura, daß das gute Kind nicht in ſein Kabinet geeilt wäre, um auf ſeinen Knien vor Madonna höhern Schuz für den Geliebten zu ſuchen. Hingeworfen, wie eine betende Grazie, hob ſie das ſchmachtende, verlangende Auge unter den langen umſchattenden Wimpern empor; Herz und Wangen ſchwammen in andachtsvoller Glut: — eine Heilige zu den Füßen einer andern. Beruhigt, aller Beſorgniſſe frei, erquikt von dem Thaue himmliſcher Tröſtungen, tragend den Talisman der Religion in kindlichem Herzen, kehrte ſie zurük. In ſolchen Augenbliken entſchloß ſie ſich, auch in Roſaldos Gegenwart Ruhe zu zeigen, oder doch zu heucheln; aber jedesmal drükte der Gedanke, daß dieſe Umarmung die lezte ſeyn könnte, das

ſchwache, zärtliche Mädchen nieder. Iſt es nicht wahr, ſagte ich zu meinem Freunde, daß uns die Weiber gerade darum ſo liebenswürdig erſcheinen, weil ſie ſo ſchwach ſind? Indeſſen ſahe ſie nur zu wohl, daß Roſaldo unerſchütterlich bei ſeinem Entwurfe beharre, ob ſie ſchon jede Art weiblicher Zauberei anwandte, den Feuerkopf zu bändigen. Roſaldo mochte ihr immerhin von den Timoleonen und Bruſſen des Alterthumes, von Porcia und Arria, erzählen; ſie ſagte gewöhnlich ſehr naiv zu ihm: »O heilige Jungfrau! ich könnte keine Heldin ſeyn!»

Als das Feſt der Auffahrt nahte
Und er ſcheidend ſie umfieng
In der Villa am Geſtade,
Gab er ihr noch einen Ring,
Aus dem reinſten Gold getrieben,
Und in dieſem Ringe ſtand,
Zur Erinnerung geſchrieben:
Liebe, Gott und Vaterland! —

»Gehe!» ſpricht, in tiefer Trauer,
Laura, »geh', du liebſt mich nicht!
»Mich durchbebt des Todes Schauer
»Und mein Herz, Roſaldo, bricht.
»Gehe hin! des Ruhmes Kränze
»Sind dir mehr als Myrthen werth;
»Wohl! erringe ſie und — glänze! —
»Mir, mir ſey ein Grab gewährt!

»Glük mit dir! Timoleone
»Achten Herz und Liebe nicht;
»Freue dich der Lorbeerkrone,
»Wenn man mir Zipreſſen flicht.

»Reiße dich aus dieſer Stille,
»Die dem Helden nicht gefallt;
»Reiß dich los — iſt's Gottes Wille —
»Von dem Madchen, das dich halt!» —

O geliebte Laura, ſchweige!
Spricht der Jüngling, ſanft und gut.
Gute, edle Seele, zeige
Edelſinn und feſten Muth!
Wenn das Vaterland mir winket,
Sage, ſoll ich ſtille ſtehn?
Und wenn es in Trümmer ſinket,
Soll nur ich nicht untergehn?

Du, mir theurer als das Leben,
Theurer, als Unſterblichkeit,
Laura, wollte Gott es geben,
Einzig dir wär' ich geweiht.
Aber kann ich widerſtehen?
Mich knüpft noch ein andres Band;
Mädchen, ich hör' nicht dein Flehen,
Denn mich ruft das Vaterland!

Roſaldo begab ſich nun auf die Flotte, um ſie bis zur Entſcheidung der großen Sache nicht mehr zu verlaſſen. Dieſer Aufenthalt konnte deſto weniger befremden, da er für die bevorſtehende Expedition ein Kriegsſchiff zu kommandiren hatte, das noch nicht in vollkommenen Zuſtand geſezt war. Es waren noch zwei Tage bis zu dem der Ausfahrt, und er wollte dieſe Zeit zur weitern Bearbeitung des Seevolks benuzen. Eine Zwiſtigkeit zwiſchen zwei Häuſern der Verbündeten war nun auch gluklich beigelegt. Aſtolpho, kommandirender Offizier der ſenatoriſchen Wache, war in den Bund gezogen worden, verlangte aber das Kommando

der Inſurrektion innerhalb Venedig. Da ihn Roſaldo als einen gefahrlichen Menſchen kennen lernte, und wohl ſahe, daß er dieſe Foderung nicht aus Eifer für die gemeine Sache, ſondern um Privatrache an einigen Senatoren zu nehmen, that, ſo bewog er ihn, unter ſcheinbaren Vorwänden, davon abzuſtehen, und daſſelbe dem Sorelli, genauem Freunde Roſaldos, zu überlaſſen. Aſtolpho gab auf eine ſo ungekünſtelte Weiſe in dieſer Sache nach, daß jedermann überzeugt wurde, ſie könne weiter nicht die mindeſten Folgen haben.

Man hat die richtige Bemerkung gemacht, daß in keinen Verkettungen menſchlicher Dinge häufiger als bei Revolutionen und Verſchwörungen der ſonderbare Fall eintritt, daß ein ſcheinbar ungünſtiges Ereigniß gerade zur Begünſtigung der Unternehmung ausſchlägt, ſo wie umgekehrt das ſcheinbar günſtige zuweilen eine unerwartete Gegenwirkung hervorbringt. Es giebt, wenn man ſo ſagen kann, Ströme von Begebenheiten, in welchen keine Direktion mehr möglich iſt; der Pilot kann getroſt den Kompas wegwerfen: alle Geſeze ſind aufgehoben. Alles, was er in dieſem Drange zu thun vermag, beſteht darin, die Begebenheiten, die er nicht herbeiführen kann, ſondern die das Schikſal gleichſam als Quodlibete ſchüttelt, ſo gut als möglich zu benuzen, und aus dem Zufalle ſelbſt mit Genie Vortheil zu ziehen: Eben darin beſteht die Superiorität außerordentlicher Menſchen, deren ſich die Vorſehung bedient, diejenigen Veränderungen in der moraliſchen Welt zu bewirken, welche Orkane und Erdbeben in der phyſiſchen hervorbringen.

Am Tage vor dem Feſte war jede Veranſtaltung der Verbündeten getroffen; aber ein Umſtand beunruhigte ſie noch. Es fehlte ihnen namlich an Waffen, und der Eingeweihten waren weit zu wenig, um ſie nicht alle gut

bewaffnet haben zu müſſen. Aber ſchon mit dem Anbruche des Tages erſchien Aſtolpho auf der Flotte und meldete dem Geſammt-Oberhaupte, daß er ſo glüklich gewesen ſey, den Offizier der Wache des Arſenals in das gemeinſchaftliche Intereſſe zu ziehen, und daß dieſer die Bewaffnung der Verbündeten in der kommenden Nacht begünſtigen wolle; er würde ihn übrigens ſelbſt zu Roſaldo bringen, um die nöthigen Verabredungen mit ihm zu treffen u. ſ. w. Roſaldo nahm das Anerbieten an; indeſſen fühlte er wohl, daß er die größeſte Vorſicht bei dieſem Unternehmen haben müſſe, um keinen Lärm vor der Zeit zu machen. Er ſagte alſo blos zu Aſtolpho: er möge ihm jenen Offizier um Mittag ſchiken, und ließ für die nämliche Zeit ſeinen Freund Sorelli beſtellen. Nachdem er ſich der Abſichten des Arſenal-Offiziers verſichert halten konnte, machten ſie den Plan, jene Bewaffnung in der größeſten Stille vorzunehmen. Sorelli ſollte die Verbündeten zur Mitternacht in ſeiner Wohnung, die ohnweit dem Arſenale lag, verſammeln, und ſodann nur je ſechs und ſechs Mann zum Abholen der Waffen dahin ſchiken. Bei dem Arſenale ſelbſt wollte Roſaldo mit dem Offiziere über die nöthige Ruhe wachen.

Es war eine trübe, dunkle Nacht. Venedig lag in tiefem Schlummer; kein Ton unterbrach die allgemeine Stille. Nur bei Roſaldos Tritten rief die Wache ihr donnerndes: Chi va la? Es war Mitternacht, als Roſaldo bei dem Arſenale ankam. Der Offizier hatte ſchon vorgearbeitet; in langen Reihen lagen Rüſtungen und Waffen; jeder Kommende durfte nur geradezu eine nehmen. Beide erwarteten nun im großen Thore des Arſenals die erſte Abtheilung der Verbündeten, und in der That ſahen ſie auch bald ſechs Mann mit Blendlaternen auf ſich zu kommen, welche leztern gegen die Verabredung mit Sorelli waren. Aber man ſtelle ſich das Erſtaunen der beiden vor, als einer

der ſechſen herauſtrat, und ſie mit den ſchreklichen Worten anredete: »Im Namen der Staatsinquiſition ſeyd ihr arretirt!» Wir ſind es nicht, rief Roſaldo mit fürchterlicher Stimme, zog ſeinen Damaszenerſäbel, und hieb ein wie in Türkenköpfe. Der brave Offizier folgte ſeinem Beiſpiele, und in einem Augenblike waren die Sbirren auseinander geſprengt. Sie eilten nun auf Sorellis Wohnung zu, nahmen die ihnen begegnenden Verbündeten mit ſich zurük und traten in die beſtürzte Verſammlung. »Sorelli, ſagte »Roſaldo, wir ſind verrathen! Was wir alſo morgen thun »wollten, muß heute geſchehen. Gehe, ſtürme das Arſenal »und verfolge den Plan; ich eile auf die Flotte!» Er gieng begleitet von zwölf Mann; aber kaum trat er aus dem Hauſe, ſo hört er ſchon Allarm ſchlagen und ſtarke Patrouillen marſchiren. Der erſten, die ihn anrief, antwortete er: »Roſaldo und der Tod!» und die tapfere Patrouille, die ihn hundert Mann ſtark wähnte, griff nicht an. Er kam bis zum Hafen; aber welch ein Donnerſchlag für Roſaldo: ein ſtarkes Detaſchement hatte ſchon den Zugang deſſelben beſezt. Da auf der Flotte und ſeiner Gegenwart auf derſelben alles beruhte, und er auf einen Ausfall ſeiner dortigen Parthei rechnete, ſo griff er entſchloſſen an. Aber vergebens mähte ſein Säbel die Senatsknechte wie Schilfrohr, vergebens fochten die zwölf wie Raſende: die Menge überwältigte ſie, und Roſaldo fiel unter ſeinen Wunden. Man nahm ihn gefangen.

Indeſſen ſtürmte Sorelli das Arſenal; er fand eine neue und ſtarke Wache, die aber der Menge weichen mußte. Nachdem die Inſurgenten bewaffnet waren und das Arſenal beſezt hatten, zogen ſie unter dem Geſchrei: nieder mit den Senatoren! gegen den Markus-Pallaſt, als ſie die Nachricht von dem Gefechte am Hafen und dem Falle Roſaldos erhielten. Sorelli führte ſie ſogleich auf dieſe Seite; allein

er machte bald die traurige Entdekung, daß der Muth dahin war. Mit jedem Schritte verlor er von ſeinen Helden, die einzeln ihren Rükzug machten, und bald ſah er ſich auf ein kleines Häufchen von Getreuen eingeſchränkt, mit denen er aber, ohne raſend zu ſeyn, nicht durchzudringen erwarten konnte. Er ließ ſie alſo auseinander gehen, und er ſelbſt war glüklich genug, ein Aſyl zu finden, wo ihn keine Sbirren und kein Aſtolpho aufzufinden vermogten.

»Kein Aſtolpho? Wie kommſt du denn auf den?« fragte mein Zuhörer.

Ich habe dir vorhin geſagt, daß Sorelli und Aſtolpho einen Zwiſt über den Oberbefehl innerhalb der Stadt gehabt hatten. Er war dem Scheine nach beigelegt; aber da nun Aſtolpho gewiſſe Privatabſichten nicht erreichen konnte, und ihm an der goldenen Freiheit wenig gelegen war, ſo beſchloß er, nun von einer andern Seite Gewinn aus dem Handel zu ziehen. Er entdekte alſo den Staatsinquiſitoren dieſe ſogenannte Verſchwörung, (ein Wort, das nur von Verbindungen gegen geſezmäſige, nicht aber gegen uſurpirte Gewalten, zu brauchen iſt), und erklärte zugleich mit einer nicht neuen Spizbubenfeinheit, daß er zum Scheine dem Komplotte beigetreten ſey, um den Plan deſſelben kennen zu lernen. So war alſo ein an ſich geringfügiger Vorfall der Grund, warum ein ſehr großer und reifer Plan mißlang.

Man kennt den Gang der ehemaligen venetianiſchen Kriminal-Juſtiz; ſie war ſtets raſch und ſtreng. Es ſtand alſo nichts anders zu erwarten, als daß alle Häupter der Verſchwörung zum Tode verdammt, und die übrigen mit langwierigen Gefängnißſtrafen belegt werden würden. Indeſſen trat in dem gegenwärtigen Falle der beſondere Umſtand ein, daß mehr als zwanzig Senatoren, und zum Theile ſehr ehrwürdige Mitglieder, das Unglük hatten, Söhne unter den Konſpirirten zu haben. Dieſer Umſtand, verbun-

den mit der Erwägung der großen Jugend der meiſten unter ihnen, beſtimmte die Richter, die Verbrecher blos auf die venetianiſchen Inſeln zu deportiren, und dort auf unbeſtimmte Zeit gefangen zu halten.

Du fragſt nach Laura? O mein Freund, frage mich nicht, oder laß mich mit Shakespear ſagen:

» . . . . . Sie härmte ſich ſchweigend
»Bleich und krank, und von der betäubenden Schwermuth entſtaltet,
»Saß ſie, gleich der Geduld, auf einem Grabmal und lachte
»Bei der tödtenden Traurigkeit.»

Ja, ſie lachte bei der tödtenden Traurigkeit, ſagte aber nichts, als: »Schike mich ins Kloſter, liebe Mutter!» O Laura, du willſt mich ins Grab ſchiken! ſagte die arme Mutter. — Monate verfloſſen, ehe ſie eine Thräne weinte, dann kehrte die Beſinnung wieder und in die Thränen der Mutter miſchten ſich nun auch die ihrigen. Getröſteter wäre ſie ſchon geweſen, hätte ſie einen Augenblik ihren lieben Gefangenen ſprechen können; aber dies war auf keine Art möglich zu machen. Indeß waren Roſaldos Wunden geheilt und das Deportationsurtheil mußte vollzogen werden.

Nacht umhüllt die Hemiſphäre
Und die Zwillingsſterne glühn,
Sieh, da führet die Galeere
Ihn zu Korfu's Eiland hin.
Eine Burg aus grauen Zeiten,
Moosbewachſenes Geſtein,
Soll der Schauplaz ſeiner Leiden
Und ſein ödes Grabmal ſeyn.

Ach, dir folgen Laura's Thränen,
Die nun Gott und Welt verläßt;

Dich nur ruft das bange Sehnen,
Das der Unſchuld Buſen preßt.
Jammernd ſizt ſie am Geſtade,
Wenn Aurorens Roſen glühn,
Weinend, wenn durch Aetherpfade
Mond und Sternenchöre ziehn.

Hin, nach Korfu hingelenket
Ihren wehmuthsvollen Blik,
Ruft, in ihren Traum geſenket,
Sie die Vorzeit ſich zurük.
Keine Gondel ſchwebt vorüber
Und ſie ſeufzt: o führteſt du
Mich nach Korfu's Strand hinüber
Meinem trauten Jüngling zu!

Schon drei Jahre ſind verfloſſen:
Ihre Thränen troknen nicht;
Keine junge Roſen ſproſſen
Auf dem bleichen Angeſicht.
Immer noch fleht ſie um Zelle,
Schleier, Einſamkeit und Nacht —
Sieh, da wird der Himmel helle,
Und der Stern der Liebe lacht!

»Nun das freut mich in der That, ſagte mein Zuhörer, »daß es wieder beſſer geht! Was mich betrifft, ich hatte »ſchon alles aufgegeben.«

Du hatteſt auch alle Urſache dazu, fuhr ich fort. In Venedig waren Begnadigungen und Amneſtien eben ſelten an der Tagesordnung; allein auch hier keine Regel ohne Ausnahme. Du kannſt ir leicht denken, daß die bei dem Schikſale ihrer Söhne intereſſirten Senatoren keine Mittel ſparten, eine Amneſtie zu bewirken, die ſie auch endlich nach

drei Jahren zu Stande brachten. Nur Roſaldos Vater erlebte dieſen Troſt nicht; der Gram über den Verluſt ſeines einzigen Sohnes hatte ihn ins Grab gedrükt. Ganz Venedig jauchzte bei der Bekanntmachung einer Amneſtie, die ſo viele Volksfreunde rettete, und vergaß aus Dankbarkeit für dieſe edle und ungewöhnliche Mäſigung des Senats ſo manche Uibel, worunter es ſeufzte, und deren Quelle nur Er war.

Amneſtie! ſchallt durch die Lüfte,
Rund ertönet: Amneſtie!
In der Kerker finſtre Grüfte
Dringt die ſüße Melodie.
Schlöſſer knarren, Riegel klirren,
Und die Eiſenbande bricht,
Und aus öden Nächten irren
Die Gefangnen an das Licht. —

Sorelli, welcher in den drei Jahren, ich weiß nicht wie, ein ſicheres Aſyl in Venedig ſelbſt gefunden hatte, und unentdekt geblieben war, machte izt von ſeiner Freiheit den erſten Gebrauch, und eilte zu der Geliebten ſeines Freundes, um ihr zu ſagen, daß er des andern Tags mit dem Schiffe, das die Amneſtie nach Korfu bringen ſollte, dahin fahren würde, um ſeinem Freunde zuerſt die Freiheit zu verkünden. Laura, in ihrer grenzenloſen Freude, wollte ſich dieſen Vorzug nicht rauben laſſen; und was auch die Mutter von Anſtand und jungfräulicher Würde ſagen mogte, ſie wurde von der wonnetrunkenen Tochter hingeriſſen, und gab endlich die Erlaubniß.

Siehe Laura's Schiffchen wallen!
Sieh', es wallt nach Korfu hin!
Hör, des Mädchens Hymne hallen:

»O Madonna, Königin!«
Wie ſich Lieb' und Andacht miſchen,
Wie die ſchöne Seele glüht!
Wie von himmliſchem Erfriſchen
Neu die matte Blume blüht!

Lieblich ſpiegelt ſich die Sonne
In dem ſtillen, weiten Meer;
Lüftchen wehen Luſt und Wonne
In Granatendüften her.
Ach, wenn unſre Herzen bluten,
Iſt die Welt ein Jammerthal;
Wenn der Freude Ströme fluten,
Lachet uns des Glükes Strahl!

Sie kamen an, und Laura's Herz bebte wunderbar, als ſie die Burg der Gefangenen erblikte. Der Schiffs-Offizier gieng voraus, Laura und Sorelli folgten. Sie zogen die Schelle des Thores; ein grauer Gefängnißwärter trat heraus. »Führ uns zu Roſaldo, ſagte der Offizier, Er iſt frei.« Stumm führte ihn der Alte an ein kleines offenes Stubchen; er ließ die Fremden eintreten und ſagte mit einem halben Lächeln: »Signor, Er war ſchon frei, ehe es der Senat wollte!«

Hettore Roſaldo lag in ſeinem Sarge. Unweit dem Meeresgeſtade zwiſchen ſchroffen Felſen wurde er begraben. — Drei Tage ſpäter legte man das wahnſinnige Mädchen neben ihn.

Zwiſchen ihren Gräbern ſteht ein ſchlichtes Kreuz, und auf demſelben von Sorelli geſchrieben:

»Dieſe allein ſind frei.«

III.

Verſuch einer nähern Beſtimmung der beiden Stellen, wo Julius Cäſar über den Rhein gegangen iſt.

Zweimal, und jedesmal an einer andern Stelle, hat der Eroberer Galliens eine Brüke über den Rhein geſchlagen, und ſeine Legionen über dieſen Fluß geführt; wenn er gleich nie ins Innere Deutſchlands drang, ſondern ſich blos auf dem jenſeitigen Ufer zeigte. Vorſichtiger Feldherr, wagte er es nicht, ein durchaus nur halb gedemüthigtes, blos durch Furcht vor ſeiner Perſon im Zaume gehaltenes, zum Aufruhre bei dem geringſten günſtig ſcheinenden Umſtande geneigtes, zum Theile ſogar wirklich in Feindſeligkeiten begriffenes Volk (die Gallier) im Rüken, ferner vorzudringen, und zwar in ein Land vorzudringen, wo es ſeinem Heere — wie er ſelbſt bemerkt *) — leicht an den nöthigen Lebensmitteln gebrechen konnte. Ohnehin war es ihm das

*) J. Caesar de Bello gall. Lib. VI. p. 121.

erſtemal vorzüglich nur darum zu thun, den jenſeitigen deutſchen Völkern, welche bei ihren ſteten ungeſtörten Uibergängen Gallien verheerten und plünderten, oder den aufrühriſchen Galliern gegen ihn Hilfe leiſteten, zu zeigen, daß man ſie auch in ihrem eigenen Lande beunruhigen könne. *)

Jedoch ich will izt weder die Veranlaſſung der Rheinübergänge Cäſars, noch ihre Erfolge, weitläufig erzählen: auch iſt darüber unter den Geſchichtsforſchern und Kritikern kein Zweifel; wohl aber über die Stellen, wo jene beiden Bruken erbaut worden waren. Ich will verſuchen, dieſen Punkt ins Klare zu bringen; wodurch zugleich, hoffe ich, Jul. Caesar de bello gall. Lib. IV. und VI. einige Erklärung erhalten ſoll.

Die Uſipeter und Tenchterer, zwei deutſche Völkerſtämme, waren, von den Sueven vertrieben, mit Weib und Kindern ausgewandert, hatten die auf beiden Ufern des Rheines angeſiedelten Menapier zum Theile erſchlagen, hatten ſich der Schiffe derſelben bemächtiget, waren nahe beim Einſtrömen des Rheines in das Meer über dieſen Fluß geſezt, und lebten den Winter über von dem erbeuteten Vorrathe der Menapier; ja ſie rükten ſpäter weiter vor, und kamen bis in das Gebiet der Eburonen und Condruſen, von wo aus ſie ſogar ihre Reuterei jenſeits der Maas mehrere Tagreiſen weit zu den Ambivariten aufs Plündern und Fouragiren detaſchirten. Cäſar ſchlug ſie, ehe ſie ihre detaſchirte Reuterei an ſich ziehen konnten, völlig, und verfolgte ſie bis zum Zuſammenfluſſe des Rheines und der Maas, wo ſie theils durch das Schwert fielen, theils in den Fluß geſprengt wurden und

*) J. Caesar de bello gall. Lib. IV. p. 68.

zu Grunde giengen *). Die jenſeits der Maas detaſchirte Reuterei der Deutſchen zog ſich über den Rhein zu den Sigambrern, mit welchen ſie ſich vereinigte. Hierauf beſchloß Cäſar, über den Rhein zu gehen.

Das iſt die Skizze des Krieges, wie ihn Cäſar **) beſchreibt. Wir wollen uns etwas dabei verweilen.

Die erſte der verſchiedenen Fragen, welche hier entſtehen, iſt: War es auf der ſüdlichen oder der nördlichen, oder — wenn die Uſipeter oder Tenchterer noch weiter herauf gedacht werden — auf der öſtlichen oder weſtlichen Seite der Maas, wo ſie ſich aufhielten? Alle Schriftſteller, welche ich darüber nachgeſehen, nehmen die nördliche, oder im leztern Falle die öſtliche Seite dieſes Fluſſes für den Schauplaz des erzählten Krieges.

Daß Cluver dieſes gethan ***), wundert mich nicht; da er in der Meinung ſtand, die Vereinigung der Maas und des Rheines habe ehemals bei Geervlyt Statt gehabt ****). Er mußte demnach den Uibergang über den Rhein ſchon oberhalb dieſes Zuſammenfluſſes bewerkſtelligen, und die übergegangenen Deutſchen auf dem nördlichen Ufer

---

*) Schwerlich waren alle im Rheine zu Grunde gegangen, wie Cäſar berichtet; oder es war nicht das ganze Volk über den Rhein gegangen: denn noch unter Veſpaſian kömmt das Volk der Tenchterer vor (Tacitus Histor. IV. 64). Wenn ſich auch die detaſchirt geweſene Reuterei zu den Sigambrern rettete, ſo war doch dieſe ohne Weiber, und gieng, wenn ſie endlich niemand ihres Stammes mehr antreffen konnte, in den Sigambrern unter.

**) de bello gall. IV.

***) Cluverii German. Antiq. Lib. II. Cap. 14.

****) Ejusd. de tribus Rheni alveis Cap. 5.

der Maas, zwiſchen ihr und dem Rheine agiren laſſen. Allein dieſe ſeine erſte Vorausſezung iſt ungegründet, da auch zu Cäſars Zeiten die genannten Flüſſe erſt LXXX mille passus nach ihrer Vereinigung das Meer erreichten *), und folglich dieſe Vereinigung — da nach Matthiä **) 5026 römiſche Meilen eine geographiſche Meile, und dem zufolge achtzig römiſche ohngefähr ſechszehn deutſche Meilen ausmachen — an derſelben Stelle, wie gegenwärtig, vor ſich gieng.

Wenn nun Cäſar ***) ſagt, die Uſipeter und Tenchterer haben ihren Uibergang non longe a mari quo Rhenus influit, und zwar in dem Gebiete der Menapier ****), folglich unterhalb des Zuſammenfluſſes der Waal und der Maas *****), bewerkſtelliget; ſo hindert uns nichts, die Erzählung gerade ſo zu nehmen, wie ſie da liegt, und die fremden Ankömmlinge unterhalb des Zuſammenfluſſes des Rheines und der Maas über erſtern Fluß ſezen, und ſie auf der ſüdlichen Seite des leztern ihr Weſen treiben zu laſſen. Warum ſollten ſie ſich auch in der Nähe

---

*) Caesar de bello gall. IV. . . . . Mosa - - parte quadam Rheni recepta, quae appellatur Walis, insulam efficit Batavorum, neque longius abeo millibus passuum LXXX in Oceanum transit.

**) Kurze Uiberſicht des römiſchen und griechiſchen Maß- Gewicht- und Münzweſens ꝛc. S. 5.

***) Caesar de bello gall. IV. 1.

****) Ibid. IV. 4.

*****) Denn der bataviſche Feldherr Civilis mußte aus der Gegend von Kölln, wo er ſich befand, Truppen jenſeits der Maas ſchiken, um zu den Menapiern zu kommen. Tacitus Histor. IV. 28.

des Rheines halten, oder ſich dieſem Fluſſe wieder nähern, da ſie von mehreren Völkern Galliens eingeladen waren, den Rhein zu verlaſſen? *) Es bedarf nur eines Blikes auf die Karte, um ſich von der Einfachheit dieſer Anſicht zu überzeugen. Die Ausleger ſcheinen von Cluver verführt, oder von dem Ausdruke Cäſars, die Reuterei der Deutſchen ſeye trans Mosam aufs Plündern ausgeſchikt geweſen, irre geleitet worden zu ſeyn, indem ſie dieſes trans von ihrem Standpunkte in Deutſchland oder Holland aus nahmen.

Noch giebt es eine Einwendung gegen meine Anſicht. Dieſe: unterhalb des Zuſammenfluſſes der Maas und des Rheines iſt die Waal Cäſarn kein Rhein mehr, ſondern Maas; er laßt nämlich die Waal in die Maas fließen **). Allein auch die Waal iſt Cäſarn nicht mehr Rhein; und folglich müßte man, wollte man hier ſo ſtreng ſeyn, den Uibergang der Uſipeter und Tenchterer noch oberhalb der erſten Trennung des Rheines, bei Emmerich, Weſel ꝛc. vorausſezen: dadurch würde aber der Ausdruk non longe a mari unpaſſend, da Cäſar nur von den zwei ſüdlichen Armen des Rheines beſtimmtere Nachricht haben konnte. Jedoch ſelbſt bei der Vorausſezung des Uiberganges ſo hoch herauf, glaube ich, daß man die Uſipeter und Tenchterer auch uber die Maas ſezen und von Cä-

*) Caesar de bello Gall. IV. Missas legationes a nonnullis civitatibus ad Germanos; invitatosque eos, uti ab Rheno discederent; omniaque, quae postulassent, ab se fore parata. Qua spe adducti Germani latius jam vagabantur etc.

**) Bello Gall. IV. in oben angeführter Stelle. Daſſelbe thut Tacitus Histor. V. 23. wenigſtens nach der Zweibrüker Ausgabe.

ſar auf der Südſeite dieſes Fluſſes antreffen laſſen müſſe. Wären ſie auf der Nordſeite deſſelben geweſen, ſo hätte Cäſar, der aus der Normandie *) gewiß auf dem kürzeſten Wege ihnen entgegen gieng, eher ihre Reuterei, als das Hauptkorps des Heeres, treffen müſſen; auch würde er, ſtatt zu ſagen, dieſe Reuterei ſeye trans Mosam geſchikt geweſen, geſagt haben cis Mosam, da ſie dann auf ſeiner Seite war; ferner wäre es eine ſonderbare Flucht der im Kriegshandwerke nicht unerfahrnen Deutſchen geweſen, ſich auf der engen Erdzunge zwiſchen dem Rheine und der Maas nach dem Zuſammenfluſſe dieſer beiden Ströme zu wenden, und ſich nicht eher mit größerer Beſonnenheit dem Rheine zu vertrauen; gewiß hätte auch Cäſar dieſe ungünſtige Lage ſeiner Feinde nicht unbemerkt gelaſſen.

Die zweite Frage iſt: In welcher Gegend fiel die Schlacht zwiſchen den Römern und Uſipetern vor? Naturlich dort, wo Cäſar ſie antraf: und dieſes war, wie ſich deutlich aus ſeiner eigenen Erzählung ergiebt, höchſtens in dem Gebiete der Eburonen und Condruſen, weiter hinauf nicht; ja ſelbſt in dieſem ſcheinen ſie noch nicht weit gekommen geweſen zu ſeyn **). Die Eburonen aber waren Grenznachbarn der Menapier ***), und dieſe wohnten beim Ausfluſſe des Rheines in das Meer ****).

---

*) Ex Lexoviis et Aulercis, wo die Legionen im Winterquartiere gelegen. Bell. Gall. III. ganz am Ende.

**) Germani latius jam vagabantur, et in fines Eburonum et Condrusorum pervenerant, ſagt Caesar Bell. Gall. IV.

***) l. c. VI. 3.

****) l. c. IV. 1.

Der Schauplaz des Treffens war demnach allenfalls höchſtens zwiſchen Herzogenbuſch und Maſeyk oder Löwen. Ganz deutlich iſt nun das Manöver, daß Cäſar die geſchlagenen Feinde vor ſich her nach der Gegend trieb, wo ſich der Rhein und die Maas vereinigen.

So einfach dieſe Anſicht, welche dem Buchſtaben des Geſchichtſchreibers folgt, iſt, ſo wenig genügte ſie den Auslegern. Da ſie einmal in einer — wie ich wenigſtens glaube — falſchen Vorausſezung waren, ſo verwirrten ſie ſich immer mehr, und kamen am Ende ſo weit, daß ſie gegen die Autorität aller Manuſkripte und aller Editionen, ſo wie gegen alle Wahrſcheinlichkeit, da die Maas zweimal vorkömmt, ſtatt Mosa, Mosella leſen, und die geographiſche Notiz Cäſars über den Lauf der Maas und des Rheines für eingeſchoben gehalten haben wollten, weil die Beſchreibung der Maas nicht auf die Moſel paßte *). Mehrere Betrachtungen ſcheinen ſie dazu verleitet zu haben.

Erſtens ſezten ſie voraus, die Uſipeter und Tenchterer ſeyen nicht jenſeits der Maas gekommen. Dieſe Vorausſezung brachte ſie zweitens, bei dem engen Operationsfelde an dem nördlichen Ufer der untern Maas, auf den Gedanken, der Ausdruk Cäſars, latius vagabantur, erfodere, ſie weiter, und bis in das Gebiet der Trierer hinauf gerukt zu denken; wenn er gleich blos zu erkennen giebt, daß ſie das Gebiet der Eburonen und Condruſen berührt hatten, zwiſchen welchen und den Trierern noch andere Völker wohnten **). Daß, wie Guicciardini am an-

*) Guicciardini Descrit. de tutti i paesi bassi. Descr. generale. — Reiffenberg Antiquit. Seynenses Ms. p. m. . . . . , und Not. ad Broweri Ann. Trevir. ad Propar. C. XXIII. N. 3. M. S.

**) Caesar Bell. Gall. VI.

geführten Orte bemerkt, ſie mehrere Monate Zeit zu dieſem Zuge gehabt, beweiſt um ſo weniger für eine große Entfernung von ihrem erſten Übergangsorte, als ſie den ganzen Winter über in dem Gebiete der Menapier ruhig liegen geblieben waren *).

Drittens ſuchten ſie die Ambivariten, zu welchen trans Mosam ein großer Theil der deutſchen Reiterei aufs Fouragiren und Plündern ausgeſchikt war, zwiſchen der Moſel und dem Rheine bei Boppard **). Allein es iſt nicht wohl abzuſehen, wie dieſe Reiterei (welche Cäſar jenſeits des Fluſſes wußte), wenn ſie in der Gegend von Boppard geweſen, das Treffen gleich unterhalb Coblenz vorgefallen, und die flüchtigen Deutſchen beim Zuſammenfluſſe des Rheines und der Moſel ins Waſſer geſprengt worden, ohne ihrem Feinde in das Schwert zu laufen und wieder über die Moſel zurük zu gehen, gerade zu den Sigambrer gekommen wäre, welche nicht wohl weit über die Sieg herauf (woher, wie Reiffenberg und ſchon Bucher vermutheten ***), wahrſcheinlich ihr Name,) hauſen konnten.

---

*) Caesar Bell. Gall. IV. . .

**) Reiffenberg ll. cit. Intereſſant iſt ſeine Etymologie von Boppard, um dieſen Namen von Ambivariti herzuleiten, und das Treffen in die Gegend von Coblenz zu bringen.

***) Reiffenberg ll. cit. — Bucherius Belgium Romanum Lib. I. Cap. XIV. N. 6- pag. 34. Lezterer begrenzt ihr Gebiet gegen Süden mit der Sieg, gegen Oſten mit einer Linie vom Urſprunge der Sieg bis zum Urſprunge der Lippe, gegen Norden mit einer Linie bis Lüne an der Lippe und von dort bis an den Urſprung dieſes Flüßchens. — Ich laſſe dieſe genauere Beſtimmung dahin geſtellt ſeyn.

Wo die Ambivariten ihren Siz gehabt, mögte zwar nicht leicht zu entſcheiden ſeyn, da ihr Name nirgend mehr vorkömmt; allein eben darum können ſie auch zu keiner Leitung dienen. Wer könnte etwas entgegenſezen, wenn ich ſie zwiſchen die Eburonen und Trierer, oder zwiſchen die Menapier und Trieper, näher nach dem Rheine zu, verlegte? Cäſar, welcher de Segner und Condruſen zwiſchen die Eburonen und Trierer angiebt, iſt mir wenigſtens nicht entgegen, da ſein Ausdruk noch mehrere andere Völker vermuthen läßt *).

Viertens ſezen ſie voraus, Cäſar ſey unmittelbar nach dem gedachten Treffen über den Rhein gegangen; und fanden doch ſo tief unten weder Spuren einer Brüke, noch die Ubier, in deren Gebiet dieſelbe jenſeits endigte, wie ſich ſchon vermuthen ließe, da die Ubier Freunde Cäſars und Nachbarn der Sigambrer waren, wenn es auch nicht Cäſar ſelbſt zu verſtehen gäbe **). Aber nirgendwo ſagt Cäſar, daß er ſeinen Uibergang auf der Stelle bewirkt habe; ſeine Worte ſind blos: Germanico bello confecto multis de causis Caesar statuit sibi Rhenum esse transeundum, welche eher auf das Gegentheil ſchlieſen laſſen. Ja wenn wir bedenken, daß dieſer früher als gewöhnlich angefangene deutſche Krieg (wie ihn Cäſar etwas ruhmredig nennt) ſo geſchwinde ſein Ende erreichte, die ganze Expedition jenſeits des Rheines, mit Inbegriff der Erbauung der

---

*) Segni Condrusique, ex gente et numero Germanorum, qui sunt inter Eburones Trevirosque etc. Bell. gall. VI. p. 123.

**) Caesar paucos dies in Sigambrorum finibus moratus, - - se in fines Ubiorum recepit, von wo er unmittelbar se in Galliam recepit, pontemque rescidit. Bell. Gall. IV. p. 70.

Brüke, nur acht und zwanzig Tage wegnahm, und dann nachher doch nur wenig vom Sommer mehr übrig war *), ſo kann zwiſchen der Hauptſchlacht und dem Rheinübergange ganz wohl noch einige Zeit verfloſſen ſeyn.

Aber — wird man einwenden — warum ſollte Cäſar ruhen? Er, der erſt nach gethaner Arbeit zu ruhen pflegte? — Brauchte er denn zu ruhen? Nicht nur daß in der Gegend der untern Maas alles aufgezehrt ſeyn mußte und deshalb für ihn kein Bleiben daſelbſt war, ſo konnte und mußte ihm auch daran liegen, die deutſche Kavallerie zwiſchen der Maas und dem Rheine wo möglich zu zernichten. Deshalb zog er ſich wohl herauf, ſezte über die Maas, und verfolgte dieſes feindliche Korps, bis er in die Gegend von Cölln kam, wo er den Vorſaz, über den Rhein zu gehen, faßte oder wenigſtens ausführte. Deutlich ſagt zwar Cäſar nicht, daß er dieſer Kavallerie nachgeſezt habe; allein zu verſtehen giebt er es doch dadurch, daß er ſie von den Sigambrern ausgeliefert haben wollte, und die Verweigerung dieſer Auslieferung ein zweiter Beweggrund ſeines Rheinüberganges wurde.

In dem Feldzuge, während welchem Cäſar ſeinen zweiten Uibergang über den Rhein bewerkſtelligte, war es hauptſächlich auf Ambiorix, Fürſt der Eburonen, und die Trierer abgeſehen. Nachdem er ſeinen Legaten Labienus in das Gebiet der leztern mit einem Korps und der Bagage geſendet, um ſie einſtweilen im Zaume zu halten, zwang er ſelbſt vorerſt die Menapier zum Frieden, um Ambiorix die Zuflucht dahin abzuſchneiden; dann marſchirte er in das Gebiet der Trierer, welche mittlerweile nicht müſig geweſen waren. Sie hatten nicht nur Deutſche

---

*) Exigua parte aestatis reliqua. Ibid.

von jenſeits zu ihrem Beiſtande bewogen, ſondern auch Labienus ſelbſt einen harten Stand bereitet. Da indeſſen die deutſchen Hilfsvölker ſich nicht ſchnell genug mit ihnen vereinigen konnten, gelang es dem römiſchen Legaten mittelſt einer Kriegsliſt, ſie zu ſchlagen, worauf die Deutſchen wieder nach Hauſe giengen.

Als Cäſar in das Gebiet der Trierer gekommen war, duabus de causis Rhenum transire constituit; quarum erat altera, quod auxilia contra se Treviris miserant, altera ne Ambiorix receptum apud eos haberet. His constitutis rebus paulum supra eum locum, quo antea exercitum transduxerat, facere pontem instituit - - . Firmo in Treviris praesidio ad pontem relicto, - - reliquas copias equitatumque transducit. Und nachher: Reducto exercitu partem ultimam pontis, quae ripas Ubiorum contingebat, in longitudinem pedum ducentorum rescindit etc. *)

So viel iſt aus dieſer Stelle klar, daß wir Cäſars zweite Brüke dieſſeits des Rheines in dem Gebiete der Trierer, und jenſeits des Rheines in dem Gebiete der Ubier ſuchen müſſen.

Da wir die Ubier längſt einem großen Striche des Rheines als Uferbewohner bemerkt finden **), ſo hilft uns die Angabe derſelben nicht viel: deſtomehr aber die, daß die

*) Caesar Bell. Gall. VI. 8. 9.

**) Cluverius Germ. antiq. L. III. Cap. 67. und de tribus Rheni alveis Cap. 1. hat bewieſen, daß ſie wenigſtens das rechte Rheinufer von Cölln bis an den Main bewohnt haben; Reiffenberg Antiq. Seyn. p. m. 49. und Nota ad Broweri Annal. Trev. l. c. giebt ihnen, etwas kühn aus dem Namen ſchlieſend, ſogar das ganze rechte Rheinufer.

Brüke auf dem linken Rheinufer in dem Gebiete der Trierer ſtand. Daß dieſes Gebiet längſt dem Rheine nicht weiter hinab, als bis Andernach gereicht, hat Cluver *) bewieſen. Jedoch es ſoll noch eine Streke weiter, es ſoll bis an die Aar, welche bei Breyſig in den Rhein fließt, ſich ausgedehnt haben.

Unterhalb der Aar ſtand demnach dieſe Brüke nicht. Auch erhellt ſchon aus der Erzählung des Krieges mit den Uſipeten und Tenchteren, ohne daß wir noch den Ort genau wiſſen, wo Cäſar damals über den Rhein gegangen, daß wir ſie nicht zu weit herauf, nicht oberhalb des Zuſammenfluſſes des Rheines und der Moſel, ſuchen dürfen; wo ohnehin ſchon die das Bett des Rheines dieſſeits und jenſeits faſt überall berührenden Berge einen Uibergang nicht räthlich gemacht haben würden.

Derſelbe Umſtand tritt in dem untern Theile des angenommenen Gebietes der Trierer ein. Von Breyſig bis Andernach reichen beinahe durchaus ſteile Berge auf dem linken Ufer, auf dem rechten noch weiter hinauf, bis hart an den Rand des Fluſſes; und nun erſt breitet ſich zu beiden Seiten eine Ebene aus.

Dieſes Terrain im Allgemeinen vorausgeſezt, kann wohl die zweite Brüke Cäſars nirgendwo anders geweſen ſeyn, als bei Neuwied, oder bei Engers. Dort gab die Inſel nahe am jenſeitigen Ufer, hier das ſeichte Bett Vortheile an die Hand. Da indeſſen die Brüke aus eingerammten Baumſtämmen erbaut war **), ſo ſcheint der im niedrigen Waſſer leichtere Bau der leztern Stelle den

---

*) German. Antiq. L. II. Cap. 14. 17.

**) Caesar de Bello gall. VI. 8. verglichen mit Id. IV. . . .

Vorzug vor der erſtern gegeben zu haben; um ſo mehr, als Cäſar, da er unmittelbar in Freundes Land gieng, des Schuzes der Inſel nicht bedurfte.

Wenn ſich nun an eben dieſer Stelle Spuren eines uralten Werkes hart auf dem Ufer bis ſo zu ſagen ſelbſt in das Bett des Rheines finden, ſollten dieſe die eben bewieſene Wahrſcheinlichkeit nicht zur antiquariſchen Gewißheit erheben?

Noch vor hundert, ja noch vor ſechszig Jahren fanden ſich dieſe Spuren. Der ſchon mehrmal angeführte Reiffenberg entdekte und unterſuchte, zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts, 218 und 273 Schritte oberhalb Kunoſtein-Engers (auf dem rechten Rheinufer) an dem ſteilen etwas erhöheten Ufer die Uiberbleibſel zweier parallel laufenden und auf der Höhe deſſelben durch eine Quermauer verbundenen Mauern, welche an dem Abhange des Ufers ſelbſt hinabgiengen; zwiſchen dieſem Gemäuer, ſo wie oberhalb und unterhalb deſſelben, lagen viele und ſchwere Steine *).

*) Quae 218 et 273 circiter passibus supra oppidum Cunostein Engers in abrupta et altiore ripa duplicis 150 pedibus inter se dirtantis, sexque fere pedes lati, nec non a summa ripa ad plura maximi ponderis in ipsa Rheni crepidine non modo inter utriusque descendentis muri rudera, sed et per passus 72 supra et infra eadem jacentia saxa continuati muri cernuntur reliquiae, et quae in vertice ripae medio inter utrumque murum spatio interque vites exsurgunt rudera, quae das Heidenmäuerchen vulgus appellat, pontis, per quem altera vice Rhenum Julius Caesar transiit, credo esse reliquias, quarum formam, ut ex pictura, quam verbis, clarius capias, ichnographiam et ortographiam exhibeo. Praeterquam vero, quod quidquid structurae illius post

Ich will zwar nicht bergen, daß die Entfernung der beiden parallelen Mauern von einander, welche 150 Schuhe beträgt, zum Anfange einer Brüke etwas groß ſcheint, und daß man deshalb leicht auf die Vermuthung kommen könnte, dieſe Trümmer ſeyen von einem Gebäude anderer Art. Allein ganz wohl bemerkt ſchon Reiffenberg,

---

tot etiamnum saecula superest, pontis principium non inepte refert etc. ſind Reiffenberg's Worte Antiq. Seyn. p. m. 39. und Not. ad Brow. p. m. 70. — Johann Philipp Freiherr von Reiffenberg war Oberamtmann zu Montabaur, Grenſau und Vallendar, auch trieriſcher geheimer Rath; lebte aber in ländlicher Einſamkeit in ſeinem anſehnlichen Schloſſe zu Sayn, zwei Stunden unterhalb Ehrenbreitſtein, wo er zuerſt Antiquitates Seynenses, in welchem er die Merkwürdigkeiten ſeiner Gegend beleuchtet, dann ſpäter Notas et Additiones in Broweri et Masenii Annales Trevirenses ſchrieb. Beide Werke ſind noch ungedrukt. Wo ſich die Original-Manuſkripte gegenwärtig befinden, iſt mir unbekannt. Ob in den Händen der v. Booſiſchen Familie, an welche, nach Ausſterbung des Reiffenbergiſchen Mannsſtammes, die Güter gekommen ſind? Eine Abſchrift der Not. et Addit. in Brow. beſaß, und beſizt wohl noch, die Univerſitätsbibliothek zu Trier aus dem ihr vermachten Nachlaſſe des Herrn v. Hontheim; und eine Abſchrift der Antiq. Seyn. habe ich aus dem Nachlaſſe des zu Trier 1792 verſtorbenen Domherrn v. Boos an mich gebracht. — Der nüchterne Geſchichtsforſcher kann zwar nicht in alle ſeine Vermuthungen und Kombinationen einſtimmen; doch wünſche ich jeder Gegend einen ſolchen fleiſigen Forſcher. Er war es auch, der die erſte Idee gab, Cäſars zweite Brüke gerade an dieſer Stelle oberhalb Engers zu vermuthen, wenn er ſie gleich etwas verwirrt vortrug, und einen Hauptbeweis überſah. — Reiffenberg ſtarb im Jahre 1722, und mit ſeinem Sohne ſtarb der männliche Stamm aus.

daß, wer ein Haus, oder irgend ein anderes Gebäude, und keine Bruke, hier hätte errichten wollen, dieſes gewiß auf dem Ufer oben gethan, und nicht ſein Werk gleichſam im Bette des Fluſſes angefangen und am hängenden Ufer hinauf fortgeführt haben würde. Wahrſcheinlich war es auch dieſelbe Betrachtung, welche den Herausgeber der Historia Trevirensis diplomatica, den gelehrten Hontheim, nebſt ſeinem Freunde Spangenberg, bewog, Reiffenberg beizuſtimmen (wenn er gleich weder einen Zweifel, noch einen Grund ſeiner Beiſtimmung angiebt), ſo wenig ſonſt erſterer geneigt iſt, den oft kühnen Vermuthungen deſſelben beizutreten *). Auch iſt es nur das Zuſammentreffen aller Umſtände, was mich der Meinung Reiffenberg's ſeyn läßt. — Vielleicht, daß eben dieſe Brüke, welche Cäſar ohnehin gröſtentheils ſtehen gelaſſen **), ſpäter erhalten worden, und, bei Erbauung der römiſchen Stadt in dieſer Gegend jenſeits des Rheines (wovon zu einer andern Zeit) zum Uibergange, und nachher zur Unterhaltung der unmittelbaren Verbindung mit Gallien gedient; daß man alsdann, da die Stadt des beſſern Lokals wegen in einiger Entfernung erbaut worden, hier eine Art von Brukenkopf gehabt, und daß ſich die Uiberbleibſel der Mauern davon herſchreiben. Jedoch ſind dieſes bloße Vermuthungen, die ich nicht weiter geltend machen will.

Uibrigens möchte das auf dem linken Rheinufer gegen den Trümmern über gelegene Dorf Kalten-Engers ſeine Entſtehung den daſelbſt von Cäſar zurükgelaſſenen

*) Histor. Trevir. Diplomat. Prodrom. p. 109.

**) Caesar Bell. gall. VI. 9.

magnis munitionibus *) zu verdanken haben. Nachſuchungen an dieſem Orte brächten vielleicht auch die unwiderleglichſten Beweiſe für das Daſeyn der Brüke an Tag. Denn daß, wie Reiffenberg will **), Cäſar dieſe Verſchanzungen, nach zum Theile zerſtörter Brüke, jenſeits des Rheines, und alſo abſichtlich ohne Verbindung mit Gallien gelaſſen, iſt wohl nicht anzunehmen. Warum hätte er dann die Brüke am rechten Ufer zerſtört?

Nach dieſer nur halb gelungenen Expedition wendete ſich Cäſar gegen Ambiorix und die Eburonen. Da bei der Annäherung der Römer jener entkommen war, dieſe ihre Wohnungen und Felder verlaſſen hatten, und ſich theils in Wäldern und zwiſchen Sümpfen verbargen, theils völlig auswanderten, ſo gab Cäſar, um bei der — nach damaliger Kriegsſitte gewöhnlichen — Zerſtörung und Ausplünderung und Verheerung mehr das Leben anderer, als das ſeiner Soldaten, der Gefahr auszuſezen, das Land der Eburonen preis. Auf die Nachricht von dieſer freien Plünderung machten ſich 2000 Mann Sigambrer auf, und giengen 30 römiſche Meilen unterhalb der eben genannten zum Theile zerſtörten Brüke über den Rhein, um daran Theil zu nehmen ***). Dem oben angenommenen Verhältniſſe zufolge betrügen dieſe 30 römiſche Meilen beinahe 12 Stunden, und der Uibergang der Sigambrer wäre in der Gegend von Bonn, unterhalb dieſer Stadt, bewerkſtelliget worden.

*) Caesar Bell. gall. VI. 9.

**) Antiquit. Seyn. p. m. 55.

***) Triginta millibus passuum infra eum locum, ubi pons erat imperfectus etc. Caesar Bell. Gall. VI. . . .

Und doch war dieſes nur unterhalb der zweiten Brüke Cäſars.

Wir ſehen daraus, daß wir das paullum supra eum locum, quo antea exercitum transduxerat nicht ſo buchſtäblich nehmen dürfen, und die erſte Brüke noch unterhalb der Sieg geweſen ſeyn müſſe.

Wenn es nun wahr iſt, was Gelen bezeugt *), daß, zu ſeiner Zeit wenigſtens, zu Mühlheim, unterhalb Cölln, bei niedrigem Waſſ— noch abgebrochene Baumſtämme (detruncatae vacerrae) in dem Bette des Rheines zum Vorſcheine kommen, ſo mögte dieſer Schriftſteller ſehr Recht haben, Cäſars erſte Brüke daſelbſt zu vermuthen. Ich wenigſtens geſtehe, daß ich keinen Grund ſehe, ihm nicht beizuſtimmen. Die Entfernung von dem Zuſammenfluſſe der Maas mit dem Rheine macht mich um ſo weniger irre, als, da die zweite Brüke im Gebiete der Trierer, und nicht weit ober der erſten war, dieſe erſtere ſo wenig als möglich herabwärts geſucht werden muß; auch Cäſar, der die entflohene Kavallerie der Uſipeter und Tenchterer bei den Sigambrern aufſuchen wollte, ſich — wie oben gezeigt worden — den Grenzen der leztern nähern, und deshalb den Rhein herauf marſchiren mußte, um ſich jenſeits nicht zu weit von ſeiner Brüke zu entfernen.

Noch finden ſich Nachrichten von einer römiſchen Brüke zu Cölln. Allein da bekannt iſt, daß dieſe ein Werk Konſtantins war, um ſein Castellum Tuitium (Deutz) mit Cölln in Verbindung zu erhalten, ſo kann ſie, wie ſchon Gelen **) bemerkt, hier in keine Betrachtung kommen.

*) Gelenius de admiranda sacra et civili magnitudine Coloniae Claudiae Agrippinae etc. (Colon. Agrip. ibus) pag. 384.

**) l. c.

IV.

Uiber das Räthſel des menſchlichen Lebens.

Die griechiſche Mythologie erzählt: ein verſtändiges Ungeheuer habe jedem Menſchen, der in ſeine Nähe kam, ein dunkles Räthſel vorgelegt, und ihn, wenn er es nicht löſen konnte, getödtet. Nur ein Weiſer rettete ſich und befreite die Gegend von dem grauſamen Thier.

Der jedem nachdenkenden Menſchen in ſeinem Innern aufwachende Zweifelmuth iſt jene Sphynx, das Geheimniß des menſchlichen Lebens iſt das Räthſel; aber wo und wer iſt der weiſe Oedipus, der es verſtändigt und löſet?

Protagoras ſagte ſchon: der Menſch iſt das Maaß aller Dinge; aber wer ſagt uns, was iſt denn das Maaß des Menſchen, wo iſt die an ſich durch uns begreifliche, über allen Zweifel und alle Verfinſterung erhabene und gewiſſe Einheit?

Hume und Condillac trafen beide, jener bei ſeiner Skepſis, und dieſer bei ſeinem Dogmatism auf einen gemeinſamen Punkt: »der Menſch komme bei aller Tiefe ſeines Nachdenkens und aller Höhe ſeines Phantaſiefluges

nie aus ſich ſelber, und was er immer denke und vorſtelle, ſey er nur ſelber.» — So bin ich denn ein Flämmchen, das ſich und nur ſich im einſamen Dunkel glüht? Von, ich weiß nicht welchem Wunder angefacht? von, ich weiß nicht welchem Hauche einſt verwehet? Vor meinen Sinnen erzeugen und entwikeln ſich gaukelnde Geſtalten, aus nichts, und für nichts? Mein Auge entwirft vor ſich hin eine Welt, und mein Gefühl, der angeborne Zeuge meiner Beſchränkung, lügt jenen Geſtalten und Formen Beſtand, inneres Weſen und Kraft an? Ein ewig wiederkehrender Selbſtbetrug umflattert das Leben, dieſen träumenden Schatten?

Die erhabenſten Dichter und weiſeſten Philoſophen fanden bei Betrachtung dieſes Gegenſtandes in der Sprache kaum einen Ausdruk, der ihrem Gefühle von der Werth- und Bedeutungsloſigkeit des Lebens anpaßte.

Wer würde ſich wohl entſchlieſen, am Ende ſeiner Tage das Spiel des Lebens unter denſelben Bedingungen wieder anzufangen? fragte ein Mann *), der nicht wirkungslos gelebt hat, und bis in ſein Alter an Seele und Leib geſund war. Doch wir haben ein dieſer Anfrage widerſprechendes Geſtändniß; aber es iſt von der zweiten Hand und darum unzuverläſſig. Horazens Mäcen will ſich entſchlieſen, ſelbſt unter verworfener Sklavengeſtalt ſein Leben wieder zu beginnen. Daß die meiſten noch in der drükendſten Lage fortleben wollen, iſt begreiflich; die Hoffnung ſchmeichelt ihnen immer eine beſſere Zukunft vor.

Sobald der Menſch einmal von der Frucht der philoſophiſchen Wiſſenſchaft gekoſtet hat, ſcheint mit ſeiner Unſchuld auch ſeine Seligkeit verwirkt und verloren. Das

*) Kant.

perſönliche Eden, ausgeſchmükt von der ſchöpferiſchen Phantaſie mit der Fülle unendlich mannigfaltiger Geſtalten, geht vor ihm unter, und nakend und dürftig irrt er in einer furchtbaren Wuſte.

Die Reflexion, eine bei dem philoſophiſchen Geſchäfte thätige Geiſteskraft, hat für den Menſchen eine der Einbildungskraft entgegengeſezte Wirkung. Die Einbildungskraft, unbekümmert um das Wie? und Warum? der Dinge und um den Unterſchied zwiſchen Schein und Wahrheit, knüpft an den Pulsſchlag des Lebens eine unendliche Vergangenheit und Zukunft. Sie dehnt den einfachen Punkt nach allen Richtungen aus, umgiebt ihn mit einer ſtehenden Welt, und ihr Sohn vertändelt wie ein ſorgloſes Kind ein fröhliches Daſeyn in Genüſſen und Spielen. Der männlichen Reflexion erſtes Produkt iſt der Gedanke: Ich. Indem ſie dieſen Gedanken ſchärfer greift und feſthält, löſen ſich von ihm ab alle außerweſentlichen Attributen, alles Subſtantielle außer ihm ſtellt ſich dar als eine flüchtige Erſcheinung, als Geſchöf ſeines Denkens, und hingegeben einer leeren Dunkelheit kehren alle Anfragen an ſich ſelbſt: »Was bin Ich, Ich, das Denken?« mit dem dürftigen beſtimmungsloſen Echo »Ich« zurük. Die Zaubermale der magiſchen Phantaſie laſſen bei rükkehrender Nüchternheit das ſchmerzliche Gefühl des unbefriedigten Bedürfniſſes zurük. Wir haben hierüber Hume's aufrichtige Geſtändniſſe; und wer bis zu dieſem Punkte des fortgeſezten Nachdenkens gekommen iſt, kann es ſich bergen, daß die arme Weisheit ein ſchlechter Erſaz iſt für die reichen und glänzenden Bilder des Wahnes?

Zum Glüke für den Menſchen bleibt dieſer Zuſtand eines, von Allem ab= und zugezogenen in ſich ſelbſt verglühenden Selbſtbewußtſeyns nicht lange. Die Reflexion iſt dem Menſchen nicht natürlich, ſeine empfindende Natur

reißt ihn wieder fort in den Strom des Lebens, und das Kind, das mit den Seifenblaſen ſpielt, iſt der Philoſoph Berkley eben ſo ſehr, als die Leſer ſeines Werkes, dem er dieſes Sinnbild als Inhalt deutend vorſezt.

Ich kehre zu meiner Frage zurük. Was iſt denn nun das Leben? wie lößt ſich ſein Räthſel, das der Zweifel aufgiebt, und die reflektirende Vernunft nicht beantwortet?

Vor der Hand ſcheint es, der Kreis des Lebens ſey in gegenwärtiger Periode nicht geſchloſſen, und eben ſo ungewiß, ob er mit der Geburt zuerſt angefangen habe, als ob er mit dem Tode ganz ende. Das menſchliche Leben ſcheint eine Aufgabe für die Ewigkeit, der Augenblik der Gegenwart ſchließt ſich an die endloſe Linie der Vergangenheit, und erzeugt einen werdenden Punkt, der wieder einen zweiten und ſo weiter erzeugt. Das bewußte Daſeyn iſt nur immer Fragment, und wahrſcheinlich liegt ſeine Totalität in ſeiner unendlichen Fortſezung; mit dem Selbſtbewußtſeyn, dem Zentralpunkte ſeiner Welt, bluht auch dieſe auf, und entwikelt in ewigem Strome und jugendlicher Zeugungskraft unendliche Formen und Geſtalten des Lebens. Gegen die Möglichkeit dieſer Anſicht und Hypotheſe wüßte ich wenigſtens keinen Einwand von Seiten der ſpekulativen Vernunft.

Wäre mir unter allen Erſcheinungen meiner Sinne eine begreiflich, ſo könnte mich die Entdekung über die Unbegreiflichkeit der innern Erſcheinung des Lebens befremden. Da aber alle Erklärung auf verſtekte Tautologie hinausläuft, und überall der Grund des Seyns vorausgeſezt, aber nicht erkannt wird, ſo beruhige ich mich über die Schwäche meines Erkenntnißvermögens und über die Unkunde meines eignen Seyns.

Im Denken und Handeln offenbart ſich der menſchliche Geiſt; jener iſt zurukgehend, auflöſend in ſich gekehrt.

Ohne das Handeln würde jene Form das Leben eher auslöſchen als fortſezen. Das Handeln iſt progreſſiv, knüpft die ſterbende Gegenwart an einen auflebenden Punkt, füllt ihn aus, erzeugt Daſeyn und Wirklichkeit, und leihet ihren Erzeugniſſen dauernden Beſtand und heilige unangreifliche Würde.

Kehren wir uns bei der Frage über das Räthſel des Lebens zu ſeinem Handeln, zu ſeinem praktiſchen Theile, und fragen: hat das Leben überall einen Werth, und wodurch?

Vor kurzem ſtarb mein einziges Töchterchen; ſtilles Leiden und Geduld waren ſeine wenigen Tage. Der Engel des Todes berührte mitleidig und ſanft die gebrechliche Form — holdes Lächeln fixirte ſich auf den ſtarren Lippen, und ſchien die entſeelte Hülle zu verklären. Wie abergläubiſch iſt der Menſch! Die Philoſophie verwieß mir durch Gründe den Kummer, den ſie mir nicht nehmen konnte; die Anſicht dieſes Lächelns im Tode miſchte in die ſtärkerflieſenden Thränen die heilſame Wehmuth des Troſtes. Und doch iſt das Lächeln, das über dem verblichenen Antlize ſchwebt, nichts als die lezte krampfhafte Zukung des überwundenen Lebens; ſo belehren uns die wahrhaft Weiſen, die Eunuchen der Natur; ich kann ihnen nicht widerſprechen, aber ich bedaure ſie.

Hatte das Leben dieſes Kindes einen Werth? Für dieſe Welt ſchwerlich; es iſt vielleicht ein Saame, der hier keimte, und dort aufgeht. Aber gleichet nicht das Leben der meiſten dem Leben dieſes Kindes? Läßt ihr Daſeyn eine ſchärfere, länger dauernde Spur zurük? Und wer ſein Daſeyn über ſeinen Tod hinaus hienieden verlängert, geſchieht es nicht meiſtens durch das Gelingen thörichter Wünſche, und durch den Sieg feindlicher Leidenſchaften? Und die Tugend! Ich beuge mein Haupt bei dem heiligen

Namen, ihre Wirkung aber ſcheint nicht bleibender als die Wirkung des Frevelmuthes. Iſt ja doch ihr höchſter Triumph, das Leben als werthlos zu verachten, und gegen die Übermacht des Laſters ſich in das heilige Aſyl des Todes zu flüchten. Nein, die Weltgeſchichte giebt keine Veranlaſſung, dem Wirrwarr der Welt eine verſtändige Ordnung unterzulegen, und der Unbedeutenheit des Lebens einen würdigen Sinn. Der Faden der Spekulation führt auch nirgends aus dieſem Labyrinthe.

Wenn nun das Ende meines Nachdenkens die Erkenntniß meiner poſitiven Unwiſſenheit iſt, wie? iſt nicht auch das Ende meines Handelns die Erfahrung eines ohnmächtigen Kampfes gegen ein blindes Verhängniß? — Und das bene desperare bliebe noch immer der paſſende Wahlſpruch des Weiſen!

Wahr bliebe es immer: auch bei dem irrigen Glauben an das Gegentheil war der Menſch nicht ſchlimmer daran, als bei der Entdekung einer ſolchen ſchreklichen und troſtloſen Wahrheit.

Bei allen Urvölkern des Alterthumes hat ſich der Glaube verbreitet und erhalten: eine Gottheit habe ſich des Menſchen angenommen, und ihm die große Wahrheit geoffenbart, daß erſt die künftige Welt das Geheimniß des gegenwärtigen Lebens enthülle. Wir finden überall Glauben, geſtüzt auf gegebene oder vorgegebene Offenbarung. Die älteſten Urkunden des Menſchengeſchlechts ſind die Sagen von ſeiner Erziehung durch Gott.

Sey es, daß der hiſtoriſche Glaube entſtanden iſt durch natürliche Übertragung eines inneren Faktums auf eine äußere Erſcheinung, indem jenes innere Faktum bei einem einſt vollkommnern Zuſtande der Menſchheit (von dem ebenfalls alle alten Traditionen melden) einem nun verdunkelten Organe erkenntlicher war, als izt; oder daß dieſer Glaube

auf wirkliche äußere Begebenheiten ſich gründe; er iſt nun einmal ſo weit von ſeinem Urſprunge entfernt, daß die dem Alter natürliche Schwache auch ihm anhängt und es immer ſchwerer wird, ihn in ſeiner ehemaligen Friſche und Kraft zu erhalten fur uns und die künftigen Geſchlechter.

Es iſt zu erwarten, daß, wenn aus dem Menſchen ſein Verderben ausgeht, auch die Quelle ſeines Heils in ihm aufzufinden ſey. Liegt der Trieb des Nachdenkens und Zweifelns in ihm ſelbſt, ſo muß auch der Grund der abſoluten Gewißheit und Wahrheit in ihm liegen, oder es giebt überall für ihn keine Gewißheit und Wahrheit, und jener Trieb iſt zweklos, blind und ohne Gegenſtand.

Eines hat die deutſche Sprache vorzugsweiſe mit dem Ausdruk unwandelbarer Uiberzeugung und feſten Glaubens an ſeine Ausſpruche bezeichnet, das Gewiſſen. Nichts ſoll höher als ſein Daſeyn, nichts gewiſſer als ſeine Ausſagen ſeyn. Es ſoll die wahre lebendige Gewißheit an ſich ſeyn, und was gewiß iſt und erkannt werden ſoll, ſoll mit ihm in begreiflicher Verbindung ſtehen; es ſoll alle Räthſel löſen, die das Herz ängſtigen vor ihm, und durch es ſoll offenbar werden das Geheimniß des Lebens und der Welt. Vor ihm müßten die ſinnlichen Erſcheinungen ihren dunkeln Sinn entfalten, oder vielmehr durch es erſt einen Sinn und eine Bedeutung erhalten; müßten die ſcheinbaren Verwirrungen in göttliche Akkorde ſich auflöſen, weil der mit ſich entzweite Zuſchauer wieder eins mit ſich ſelber werde.

Wodurch kündigt ſich aber dieſer Prophet an, der Göttliches ausſagt, und Dinge einer andern Welt verkündet? Ich antworte: durch ſich, durch die That, nicht durch den Geiſt der Spekulation, in dem kein Heil iſt; dieſer iſt ein kalter, thatenleerer, troſt- und hilfloſer Geiſt, vielleicht das Auge, aber ſicher nicht die Kraft des Menſchen, die ſeine Wirklichkeit bewahrt, ſondern es iſt der Geiſt, und

das lezte, höchſte, innere Prinzip unſeres Handelns. Unmenſch nennen wir nicht den, deſſen Erkenntnißvermögen geſchwächt iſt, ſondern der durch ſein Thun Gewiſſenloſigkeit beweißt. Der Unmenſch, der Gewiſſenloſe, heißt auch gottlos; ihm fehlt jener innere Gott in uns, der Abglanz des außerweltlichen höchſten Weſens, das er darum ebenfalls praktiſch läugnet. Die Sprache ſelbſt, geleitet durch ihren philoſophiſchen Genius, verknüpft ſchon die beiden äußerſten Enden unſers Wiſſens und Trachtens, Gott und das Gewiſſen, die für die Spekulation in einer unendlichen Ferne liegen. Die poſitiven Formen des Handelns nach dem Gewiſſen heißen Gut und Recht; und der immanente Grund, das lebendige Prinzip, die unverſiegbare Freude des guten Handelns heißt Liebe. Aus dieſer Liebe entſproß der Glaube; aus beiden die beſeligende Hoffnung. Die Liebe bringt den Menſchen in Eintracht mit ſich und den äußern Dingen; ſie verſchönert das Antliz der Welt, indem ſie ihr Licht und ihre Wärme über die ohne ſie ſtarre, todte Natur verbreitet.

Wie entfaltet ſich aber Glaube und Hoffnung aus jener heiligen Liebe? Nicht durch Räſonnement; ſonſt wären ſie ſelbſt ein todtes, kraftloſes Bild, ein Geſchöpf der ſpekulativen Vernunft; und was die Spekulation hervorbringt, kann die Spekulation wieder aufheben und zernichten. In und mit dem Menſchen iſt ihm ſeine Individualität und das Prinzip ſeiner höheren Menſchheit gegeben; jene beſtimmt ſein gegenwärtiges Seyn in der Natur, dieſes ſein in der Ewigkeit liegendes Ziel; durch dieſe iſt er ein Glied an der Kette der Natur, durch jene ein Mitglied einer höheren Ordnung der Freiheit. Dort muß, hier ſoll er; und dieſes Sollen iſt der Trager einer andern Welt, die Wurzel eines freien höheren Lebens, von dem das wirkliche Leben das gebrochene Bild und der verworrene Abdruk iſt.

Das Fantom der Zeit iſt die ſinnliche Darſtellung ſeiner Ewigkeit, die Erſcheinungswelt der Schauplaz ſeines reellen Handelns, und alle dieſe ſinnlichen Umgebungen haben Gehalt und Werth in Beziehung auf ſein praktiſches Seyn. Der müſigen Fragen ſtellen ſich noch viele vor ſeine Forſchbegierde als Uibungsſpiele; aber nichts iſt für ihn mehr räthſelhaft, was in ſein praktiſches Intereſſe greift. Es iſt unmöglich, den Böſen durch Demonſtration zur Annahme Gottes zu nöthigen; aber es iſt auch ganz überflüſſig, dem Guten deſſen Exiſtenz gelehrt zu erörtern. Suche ſelbſt dein blödes, moraliſches Auge zu heilen, und du wirſt Gott in deinem Herzen finden. Malebranche und Leibniz ſagen beide und behaupten es: Gott ſey der unmittelbare Gegenſtand unſerer Seele, aber nirgends verſuchen ſie einen Beweis davon; nur im ſpekulativen Theile ſeiner Ethik iſt Spinoſa Atheiſt.

Uiber Gottes Weſenheit und Beziehung zur Welt zu forſchen und zu fragen, iſt Vermeſſenheit. Er iſt, der er iſt. Für uns iſt er die lebendige Quelle des Lebens und Seyns. Auf welche Weiſe? immanenter oder transzendenter Weiſe? Sind wir ſein Ausfluß, oder ſeine Geſchöpfe? Thörichte Fragen! Die heutige Philoſophie will keinen Anthropomorphismus, treibt die Scheue vor dieſer Vorſtellungsart bis zur Aufhebung aller Prädikate, und ſtellt ein reines Nichts auf den Altar zur Bewunderung und Anbetung. Sie ſchimpft alle, die ſich bei Gott nur irgend eine, ſey es auch nur analoge, Realität denken, Fetiſchanbeter, Gözendiener. — Es ziemt dem rüſtigen Denker nicht, auf halbem Wege ſtehen zu bleiben; ſind jene Puriſten und Bilderſtürmer einmal bis zum reinen Nichts gekommen, ſo ſollten ſie auch einen ſpekulativen Schritt über das Nichts hinaus thun; Gott ſollte ihnen nicht einmal Nichts ſeyn, denn Nichts bezeichnet ja auch nur eine menſchliche Denkform.

Unſer Denken iſt zwar unſer Denken; aber wer offenbart denn dieſen Allwiſſern, es ſey nur und einzig unſer Denken, und unſere Erkenntniß habe durchaus nichts mit der abſoluten Wahrheit gemein, und unſere kranke Vernunft berühre auch nicht einmal den Saum ihres Kleides?

Von dem Gewiſſen, oder auch von Gott, der durch es geoffenbart iſt, ſollte alle Philoſophie ausgehen. Verſuchten wir es, ihn zu ſuchen, bei ihm zu endigen, ſo würden wir, wie der weiſe Philemon ſagt, nichts als zu ſuchen haben. Alle Geſchichte geht von ihm aus; aber es iſt vergebliche Mühe, aus den Weltbegebenheiten zu ihm aufzuſteigen. Die Geſtalt der Welt liegt vor unſern Augen; in Beziehung auf unſern Geſchmak bietet ſie uns die Fülle mannigfaltiger Schönheiten; in Beziehung auf unſer phyſiſches Leben iſt die Büchſe der Pandora über ſie ausgegoſſen; aber auch die göttliche Hoffnung und unzählige Freuden bieten ſich dar. Von ihrer moraliſchen Seite zeigt ſie eine Menge Gebrechen, und ſcheint der Tummelplaz erboßter Leidenſchaften und feindſeliger Laſter. Aber was in den Augen der Menſchen moraliſche Verwirrung iſt, ſagt Hemſterhuis fromm und weiſe, iſt ohne Zweifel der göttlichen Ordnung gemäß.

Da einmal die Vernunft von irgend einer Vorausſezung ausgehen muß, ſo ſezt ſie zwekmäſig das voraus, wohin jedes gutgeſchaffene menſchliche Herz ein untilgbares Verlangen und Sehnen hat. Das Licht kann die Finſterniß vertreiben, aber aus der Finſterniß kann ſich kein Licht erzeugen. Das Unendliche kann ſich nicht aus dem Dürftigen und Beſchränkten entwikeln. Der vielgliedrige Sorites iſt die Kette nicht, die von Jupiters Throne herabhängt. Viele Weiſen, von Sokrates an bis zu Fenelon, die das Daſeyn und die Eigenſchaften Gottes aus ſeinen Werken beweiſen wollten, verdienen für den guten Willen Dank. Sie wiſſen

nicht, daß ſie die Welt ſchon als ein Werk der Gottheit vorausgeſezt, und den beſchränkten Gott, den ſie erkünſtelt hatten, durch freiwillige Gunſt mit der Unendlichkeit ausgeſtattet haben.

Nicht der reinen Erkenntniß, ſondern der Liebe offenbart ſich die Gottheit. Lebt der theoretiſche Gottesläugner als glaube er Gott, ſo wird bald das Licht des Evangeliums der praktiſchen Vernunft ihm begegnen. Er wird Gottes inne werden im Maße, als er tugendhaft handelt.

V.

Radoterien.

Was iſt hiſtoriſch wahr? Giebt es eine Wahrheit in der Geſchichte? Dieſe Frage klingt ſeltſamer, als ſie es in der That iſt, und ſelbſt das Auffallende, was in ihr zu liegen ſcheint, verſchwindet, wenn man ſie folgendergeſtalt abfaßt: »Kann die Nachwelt eine Reihe von Thatſachen, die izt unter unſern Augen vorfallen, unverfälſcht überliefert erhalten?»

Woraus mag ein künftiger Tacitus oder Livius die Geſchichte unſrer Zeit ſchöpfen? Aus Büchern, die von der erſten bis zur lezten Seite die perſönlichen Anſichten, Leidenſchaften und Zweke der Verfaſſer verrathen, wenn auch dieſe mehr als Compilatoren ſind? — Aus Darſtellungen, die im Namen und im Solde einer Parthei, oder eines Machthabers erſcheinen? — Aus Memoiren, deren Verfaſſer ſich in der Lage jenes Landſchaftsmahlers befinden, dem man erlaubte, die Gegenden eines Landes abzuzeichnen,

jedoch unter der kleinen Einſchränkung, keinen Berg, keinen Wald und Fluß in ſeinen Zeichnungen anzubringen, damit kein Misbrauch davon gemacht werden könne? — Aus Denkſchriften, die nach dem Tode ihrer Verfaſſer erſcheinen? ꝛc. — Aber die, welche handeln und wiſſen, was gehandelt wird, ſchreiben nicht, oder ſchreiben blos in ihrem Sinne, und ſtellen ihre eignen Thaten und diejenigen ihrer Parthei nur in das Licht, worin nach ihrem Wunſche die Nachwelt ſie erbliken ſoll. Aus Zeitungen? Wer möchte ihre Artikel, gerade über diejenigen Ereigniſſe, die unter unſern Augen, in unſern Gegenden vorgegangen ſind, ohne Einſchränkung oder Anmerkung als geſchichtlich-wahr unterſchreiben? Selbſt die offiziellen Blätter jedes Staats ſind ihrem Weſen und ihrer Natur nach für den unpartheiiſchen Geſchichtſchreiber der Nachwelt nur einſeitige, unvollſtändige Dokumente; ja ſogar müſſen ſie, wenn ſie ihrem Zwek entſprechen, die Wahrheit oft gefliſſentlich entſtellen. Die Blätter eines feindlichen Staates, die Libelle und Pamphlets, die der Feind verbreitet, die ſogenannten geheimen Memoiren und Briefe, die gewöhnlich nach dem Falle einer Regierung erſcheinen, können nicht gebraucht werden, um ſie den offiziellen Schriften entgegenzuſtellen; denn ſie enthalten keine unpartheiiſche Berichtigung oder Widerlegung, ſondern ebenfalls nichts als Carrikaturen, Verläumdungen und Entſtellungen der Wahrheit in einem andern Sinne. Wird wohl jemand die Geſchichte Friedrichs II. aus Broſchüren, die in Oeſtreich zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges erſchienen, oder die Geſchichte Frankreichs aus engliſchen Miniſterialzeitungen kennen lernen wollen? Wird die Nachwelt von der Geſezgebung und Verwaltung eines Staates nach vertrauten Briefen und Flugſchriften urtheilen, die im Augenblike eines Unglükes oft von den nämlichen Menſchen verfaßt werden, die ſechs

Wochen vorher da die höchſte Weisheit ſahen, wo ſie izt nur Unſinn und Verwirrung entdeken?

So wird denn die Geſchichte nur entſtellt und verfälſcht zur Nachwelt gelangen, und mit ihr der Ruf der ausgezeichneten Menſchen. Nur nach Jahrhunderten erkannte man in Julian dem Abtrünnigen einen weiſen und tugendhaften Menſchen, in Conſtantin dem Großen einen grauſamen, feigen und bösartigen Barbaren, und zog vom Lobe, das Horaz und Virgil ihrem Gönner gaben, einen guten Theil ab. Der Monarch, der es mit Prieſtern, Dichtern und Gelehrten verdarb, ſo wie der, welcher dieſen ſeinen Ruf zu verdanken hat, könnte nur dann unpartheiiſch von der Nachwelt gerichtet werden, wenn man die Landleute und die Bürger, die Krieger und die Kaufleute hören könnte, die unter ihrer Regierung lebten, wenn man ihr Volk, nicht ihren Pöbel, nicht ihre Höflinge, nicht ihre penſionirten Dichter und Geſchichtſchreiber befragen könnte. Cardanus hat eine Lobrede auf Nero geſchrieben, worin er darzuthun ſucht, daß Nero ein guter Regent, wenigſtens kein ſchlimmerer geweſen ſey, als die geprieſenen Auguſt und Veſpaſian. Seine Schrift beweiſet wenigſtens ſo viel, daß Prozeſſe, welche die allgemeine Stimme längſt entſchieden zu haben ſcheint, noch Zweifel übrig laſſen.

Geht es aber mit Wahrheiten ſelbſt in der Naturgeſchichte und Naturlehre beſſer? Wir haben den Kukuk, deſſen Eierlegen in fremde Neſter ſchon Raffs Naturgeſchichte für Kinder zur Fabel macht, izt in dies Recht wieder eingeſezt, und dem Neuntödter geſtehen neuere Beobachtungen die für ein Mährchen erklärte Vorſichtsmaßregel wieder zu, nach welcher er Inſekten auf Dornen aufſpießt und bewahrt. Die Mondſteine, die Blutregen —

wer hätte in der Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ihre Exiſtenz anderswo, als in einer Rokenſtube behaupten wollen, ohne ausgelacht zu werden? Und izt glaubt man ſie durch unläugbare Erfahrungen bewieſen. Ja die Wünſchelruthe und das Magnetiſiren ſind ſogar wieder an der Tagesordnung.

Werden es die Aerzte nicht als eine Frechheit anſehen, wenn ein Laie es wagt, ſich zu erinnern, daß vor etwa drei oder vier Jahrzehenden ein Kranker nichts leichter verdauen konnte, als gekochtes Obſt und Gemüſe, während Fleiſchſpeiſen und Wein als Gifte für ihn verpönt waren? Späterhin erlaubte man ihm eher Schinken, oder Wildpretsbraten, und ein Glas Achtundvierziger, als eine einzige gekochte Pflaume oder ein Schüſſelchen Gemüſe. Aderlaſſen rettete ſonſt vom Tode, und war eine Art Univerſalmittel; izt wird es nur in wenigen Fällen erlaubt. Ehedem verbeſſerte und verſüßte man das Blut mit ausgekochtem Holze, man heilte Wunden mit Wunderpflaſtern, man bereitete Pulver aus Gold und Perlen, oder auch nach Befinden aus allerlei Unrath und Koth, und ein Arzt der damaligen Zeit würde eben ſo bitterböſe geworden ſeyn, wenn man die Wirkſamkeit dieſer Mittel beſtritten hätte, als ein Arzt unſrer Tage, wenn man ſie in Schuz nehmen wollte. Wo man ehemals Citronenwaſſer und Salpeter gab, um die Hize zu dämpfen, da ſtopft man izt den Patienten mit Moſchus, Kampfer, und tränkt ihn mit Wein. Aber ach! wenn auch die neuen Syſteme der Arzneikunde, wie jener Arzt im Moliere, die Lage der Lunge und der Leber ändern könnten, ſo ſind die Todenliſten ſo ziemlich ſich gleich in jedem Jahrzehend, und der Kirchhof nimmt die Pfleglinge des naturphiloſophiſchen Arztes eben ſo häufig auf, als die des Anhängers der Humoralpathologie. Noch immer bleibt der

Arzt eine Art von Schauſpieler, beſtimmt den Kranken zu unterhalten, bis die Natur ihn rettet, oder die Arzneimittel ihn umbringen. Ach! jeder beweiſt die Wahrheit ſeines Syſtems a priori, aber keiner a posteriori!

Von politiſchen und moraliſchen Wahrheiten laßt mich ſchweigen! Jedes Jahrzehend ſtempelt ſie anders, oder vielmehr jeder Tag ſchafft ſich diejenigen, die gelten ſollen, und verpönt die, wenigſtens in einem Erdſtrich, welche am Vorabend im Kurs waren. Der Verfaſſer der Denkwürdigkeiten des Hauſes Brandenburg ſchrieb einſt: Selbſt die Fehler der Könige müßten getadelt werden. Ganz Deutſchland bewunderte dieſen Heroismus der Gerechtigkeit. Ein Glied des Nationalkonvents wagte es, ein Paar Jahrzehende ſpäter, laut zu ſagen: Auch an Königen müſſe man das Gute loben, und Frankreich erſtaunte über den verwegenen Muth des Sprechers. Es iſt izt entſchieden, und die Gazette de France, das Journal de l'Empire, ſelbſt der Mercure lächeln mitleidig auf den Barbaren herab, der daran zweifelt, daß Montesquieu, Rouſſeau, Voltaire, Helvetius, Diderot ꝛc. ein Pak alberner Schwäzer und Träumer waren, wenn ſie den Saz aufzuſtellen wagten, daß das 14te und 15te Jahrhundert und ihre Geſeze und Einrichtungen eben nicht das Reſultat der höchſten Weisheit darſtellten. Wir wiſſen izt, Dank ſey es der Législation primitive des Herrn von Bonald, und einer Menge vortrefflicher Abhandlungen der obenbenannten Journale, daß im 18ten Jahrhundert alle Schriftſteller Dummköpfe, Böſewichter und Rebellen waren; daß der Deſpotism die einzige natürliche Regierungsform, und eine Klaſſe von Menſchen blos zum Leiden und zu Entbehrungen beſtimmt iſt; daß es verderblich ſey, die Landleute leſen und ſchreiben zu lehren; daß die Menſchen eigentlich nirgendwo die Erlaubniß haben

ſollten, ſich zahlreich zu verſammeln, als in der Kirche und auf dem Exerzierplaz, weil ſie da allein nichts Böſes vornehmen; daß die Tugend nur unter den höhern, und das Laſter nur unter den niedern Ständen zu finden ſey; daß Thomas Diaiforus recht gehabt habe, ſich aus allen Kräften der Lehre von dem Umlaufe des Blutes zu widerſezen, weil dieſe Lehre, obgleich wahr, dennoch eine Neuerung, und alſo gefährlich ſey, u. ſ. w. u. ſ. w. Alle dieſe neuen Entdekungen müſſen wir ſchon um deswillen glauben, weil wir ſonſt als Barbaren erſcheinen, die ihre Bildung noch in der lezten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten haben, und alſo izt nicht mehr mit Ehre erſcheinen können.

Selbſt unſre Damen ſuchen aus Haß gegen die Theorien des lezten Jahrhunderts die Schnürbrüſte wieder hervor, und die Reifröke und Schönpfläſterchen werden wohl nachfolgen. Die ſchändlichen Erziehungsgrundſäze des abgeſchmakten Rouſſeau haben uns eine Menge geſunder und wohlgewachſener Mädchen erhalten, deren Eingeweide nicht durch Panzer zuſammengepreßt waren. Würden wir nicht in Gefahr kommen, als Anhänger ſeiner verderblichen Neuerungen angeſehen zu werden, wenn wir nicht unſre Töchter von früher Jugend an einpreßten und einwikelten? Verdient die Sorge für ihre Geſundheit wohl einige Rükſicht; und wenn ſie auch verkrüppeln oder ſterben, iſt es nicht beſſer, mit dem Anſtande der Vorzeit und nach den Regeln unſrer Väter zu Grunde zu gehn, als vermöge einer Neuerung geſund zu leben? — Ein künftiges Jahrzehend wirft vielleicht die Schnürbrüſte wieder weg, und nimmt Herrn de Bonald aus der Reihe der großen Männer, um Montesquieu und Rouſſeau wieder dahin einzuſezen. Bis dahin wollen wir die Législation primitive preiſen, und den Geiſt der Geſeze in die Rumpelkammer werfen.

Es will uns gemuthen, als ob auch in Deutſchland die hohen und neuentdekten Wahrheiten, durch welche alle Wiſſenſchaften erſt Sinn und Leben und Bedeutung empfangen haben und ohne welche alles nur gemein und hausväterlich iſt, nicht ganz die Probe hielten, ſondern jenen Lichtlein gleichen, die um die Sümpfe an neblichten Herbſttagen gaukeln. Zwar iſt es allerdings erhaben und nüzlich, wenn wir hören, daß die Weltgeſchichte der Krieg der Menſchen mit der Erde, oder, nach Andern, ein rükwärts gekehrter Prophet iſt; daß Staatsrecht und Staatswiſſenſchaft ſich verhalten, wie Centripetal- und Centrifugalkraft, daß die Verfaſſung des Staats ſich dem Organism der Natur nähern muß. Auch wiſſen wir, daß, ſeitdem der alte Gemeinſpruch: Was du nicht willſt, daß dir die Leute thun ſollen ꝛc. mit dem Grundſaz: Handle ſo, daß die Maxime, nach der du handelſt, allgemeines Geſez werden könne, vertauſcht wurde, die Welt in jeder Hinſicht ſehr viel gewonnen hat. Wir ſtimmen auch gerne in den Lobgeſang ein, der mit eben ſo viel Religion als Poeſie von allen Seiten den Dank für die neue ſinn- und bedeutungsvolle Lehre erſchallt, und zweifeln nicht, daß wenn nur erſt dieſe herzerhebenden Anſichten auch in die troknen Wiſſenſchaften vollends Sinn und Gemüth gebracht haben, das goldne Jahrhundert beginnen werde. Wie viel wird nicht zum Beiſpiel die Metallurgie gewinnen, wenn es in den Lehrbüchern dieſer Wiſſenſchaft einſt heißen wird:

»Gold iſt der Repreſentant der gediegenen Menſchheit, »der Uibergang der organiſchen Erdkraft in die ſchwere, »gehaltvolle Maſſe, ſchwer auflösbar, zum Mittelpunkt »ſtrebend, Bild der Sonne und des Orients, das Emblem »der Sonnenſtrahlen. Silber der Repreſentant der weib»lichen Natur, verneinend in ſeiner Blaſſe, ſinnvoll wie »das Weib, des Mondes Verhältniß zur Sonne ausſpre-

»chend. Wie das Gemüth zur gehaltloſen Anſchauung, »zu der Vernunft Irrſal, ſo verhalten ſich beide zum »Queckſilber, Merkur, Hermes, flatternd, ſich nie rein »ausſprechend, gehaltlos, den Mittelpunkt fliehend, ohne »den ihr nichts ſeyd, nichts begreift, und nichts anſpre»chet. Eiſen iſt das Gemeine, Platt, Haushälteriſche, »Nüzliche, der Tod des Gemüthlichen, klebend am Wirk»lichen, und dem Heiligen fremd. In dem Magnete »zeigt ſich das unbewußte Streben der rohen Natur zum »Höhern, das aber den Orient nicht zu erreichen vermag, »und im Norden erkaltend erſtarrt, vom Makrokosmus »überwältigt, im Mikrokosmus nur durch Verneinung »ſinnvoll, ſich ſelbſt nie klar und gehaltlos.»

Uns ſchlichten, nicht eingeweihten Menſchen fällt nur eine Kleinigkeit auf, nämlich der Umſtand, daß während alle dieſe Schellen klingen, die man uns für die Muſik der Sphären zu geben meint, die Reſultate der hohen Weisheit ſich unſern Augen noch nicht offenbaren wollen. Im Gegentheil glauben wir folgende Erſcheinungen zu bemerken, die nicht eben allzutröſtlich und allzueinladend ſind. Als man in Deutſchland überall die Statiſtik und Handelspolizei als Wiſſenſchaft mit allem Fleiße bearbeitete, blieb man nahe bei unſern erſten Handelsſtädten auf allen Straßen im Kothe ſteken, oder vielmehr die Straßen wurden erſt reparirt, als die Feinde nahten, vermuthlich um ihren Artilleriezügen einige Erleichterung zu verſchaffen. Als man über die verſchiedenen erſten Grundſäze und Prinzipien, worauf das Strafrecht des Staates beruhte, am tiefſinnigſten ſchrieb und dachte, mehrten ſich die Rauber- und Diebsbanden am meiſten. Als man die Strategie und Taktik an die Ordnung des Tages brachte, und jedes Journal wenigſtens eine Kritik der ſtrategiſchen Irrthümer enthielt, mittelſt deren die Feinde Schlachten gewannen, erlitten die Heere der Deut-

ſchen überall Niederlagen ohne Beiſpiel in der Geſchichte. Als endlich von nichts als Deutſchheit, deutſcher Nationalität und deutſchem Sinne die Rede war, verſchwand Deutſchland faſt wie Polen aus der Reihe ſelbſtſtändiger Völker. Ja es will uns ſogar gemuthen, daß, gerade ſeit dem Augenblik, da wir wiſſen, daß Staatswirthſchaft und Staatskunſt ſich verhalten wie Centripetal- und Centrifugalkraft, daß die Kirche und der Handel beſtimmt ſind, unſre Individualitat zur Nationalität und endlich zur Univerſalität zu erheben, und daß jede Staatswirthſchaft, die nicht von dieſen Grundſäzen ausgeht, nur platte haushälteriſche Klugheit iſt, die Staatspapiere faſt überall eben nichts gewonnen haben. Wenn das neue Licht einſt unſre Zuchthäuſer leerer, unſre Kaſſen voller, unſre Heere ſiegreicher, unſre Philoſophen vernünftiger und duldſamer, unſern Handel bluhender, unſre Dichter verſtändlicher und beſcheidener ꝛc. machen ſollte, dann werden ihm auch unſre Nachbarn huldigen, die bis izt noch darüber ſpotten.

VI.

Statiſtiſches Jahrbuch für das Departement vom Donnersberg. Von Ferdinand Bodmann, Diviſionschef bei der Prefektur. Mainz, bei F. Kupferberg. 1811.

Dieſer vierte Jahrgang einer ſtatiſtiſchen Schrift, die ſich größtentheils auf das Departement vom Donnersberg beſchränkt, behauptet ſeinen erworbenen Ruhm durch ſeinen Gehalt und die Darſtellung. Der Herr Verfaſſer, dem ſeine Berufsarbeiten wenig Muſe zu andern Beſchäftigungen geſtatten, hatte, wie die Vorrede anzeigt, an zwei gelehrten und kenntnißreichen Männern, den Herren Weitzel und Müller, thätige Gehilfen. Dieſer Jahrgang enthält viele neue Rubriken, und ſchreitet fort in der Darſtellung der mannigfaltigen ſtatiſtiſchen Gegenſtände. Selbſt diejenigen Artikel, welche die vorigen Jahrgänge abhandelten, ſind nicht bloße Wiederholungen, (den Artikel über die Mennoniten ausgenommen) ſondern andere Anſichten der verſchie-

denen Seiten deſſelben Gegenſtandes. Der Vortrag iſt rein, männlich, und dem Ernſte des Gegenſtandes angemeſſen.

Die Schrift erſcheint diesmal, nach dem Bedürfniſſe des größeren Publikums, in der Landesſprache. Es iſt ſehr billig; ſie iſt ja vorzüglich für ein deutſches Departement beſtimmt; und die deutſche Sprache iſt reich genug an Ausdrüken, um alle ſtatiſtiſche Gegenſtände zu bezeichnen. Will es die Politik, daß die vornehmſte Sprache alter und neuer Zeit, gegen die in Beziehung auf Philoſophie ihrer Grammatik, auf die lebendige Organiſation, und auf die ſymboliſche Bezeichnung nicht-ſinnlicher Gegenſtände ſelbſt die griechiſche Sprache zurükſteht, einige Provinzen verliere, ſo iſt doch für die Bildung der Bewohner zu wünſchen, daß dieſes ſo ſpät, ſo langſam und unmerkbar als möglich geſchehe.

Nach Aufzeichnung der regierenden Fürſten Europas und der höchſten Staatswürden des franzöſiſchen Reiches, nach gedrungener und faßlicher Darſtellung der Organiſation der Gerechtigkeitspflege, der Finanzen, des Kriegsweſens, der Religionsangelegenheiten, handelt der Verfaſſer, im ſechſten Abſchnitte, von der kaiſerlichen Univerſität. — Mit Recht ſpricht er in Ausdrüken der Verehrung von dem Nationalinſtitute, das (im Vorbeigehen ſey es angemerkt) der Redakteur des allgemeinen Anzeigers im Juniushefte 1810, Seite 1805 damit zu loben glaubt, wenn er ſagt, es habe Herrn Villers Schrift: Darſtellung der Reformation Luthers, »ſeiner Geradheit und Unpartheilichkeit ungeachtet«, den ausgeſezten Preis zuerkannt. Wenn das Nationalinſtitut nicht, wie vielleicht der Herr Verfaſſer ſich zu ſtark ausdrükt, die Bewunderung der Welt verdient, ſo verdient es doch den Dank der Welt. Es repreſentirt mehr als der beſcheidene Titel »Nationalinſtitut« ausſpricht. Mit wahrem kosmopolitiſchem Sinne umfaßt es alles, was

ſich auf Veredlung der Menſchheit und Erweiterung des Wiſſens bezieht. Mit edler Selbſtverläugnung des Nationalſtolzes iſt es eher für als gegen auswärtige Gelehrte partheiiſch. Alle politiſchen Spaltungen ſind unvermögend, das Band der unſichtbaren Kirche der Gelehrten zu ſchwächen oder zu zerreißen, und unter allen Nationen wußten ſeine Glieder eminente Köpfe aufzufinden, und durch Aufnahme in die erhabene Geſellſchaft zu ehren.

Der achte Abſchnitt handelt in beſtimmter und verſtändiger Kürze von dem durch das merkwürdige kaiſerliche Dekret organiſirten Buchhandel und der Buchdrukerei. Es iſt wichtig, daß der Verfaſſer dieſem intereſſanten Gegenſtande ſeine Feder lieh. Dieſe neue Verfugung erregte in Frankreich und Deutſchland die allgemeine Aufmerkſamkeit; und die litteräriſche Quarantaine, die auswärtige Schriften beim Eingange ins Reich aushalten müſſen, ſcheint zu beweiſen, als habe die Regierung nicht eben eine ſehr günſtige Vorſtellung von dem Zuſtande ihrer Geſundheit. Manche wollten die Sache als eine Verlezung heiliger Menſchenrechte vor das Tribunal der Vernunft gebracht wiſſen, weil das Gemeingut der Wiſſenſchaft durch keine Mauthgeſeze in ſeiner freien Zirkulation geſtört werden darf. Man antwortet dagegen mit Recht, daß in jedem gut polizirten Staate die Polizei über die Schriftſtellerei zu wachen die Pflicht hat. In der freieſten Epoche der athenienſiſchen Republik, wo ſogar die ſchamloſe Komödie des Ariſtophanes den Sokrates dem Gelächter Preis geben durfte, wurde ein Sophiſt verbannt, weil er die freche Frage aufgeworfen hatte, ob Götter ſind, nachdem der weiſe Areopag ſchon dekretirt hatte, daß Götter ſeyn ſollen. Es iſt billig, daß die lateiniſchen und franzöſiſchen Werke, im Auslande gedrukt, Eingangsgebuhren bezahlen. In fremden Sprachen gedrukte Schriften zahlen außerſt wenig, und zwar nach dem materiellen

Gewichte. Man ſieht deutlich, daß keine Finanzſpekulation, wie z. B. in Rußland, wo oft der Reiſende an der Mauth für ſeine eignen Bücher 40 bis 50 Prozente des Kaufpreiſes bezahlen muß, dabei beabſichtet wurde.

Vom neunten Abſchnitte an werden die das Departement ausſchliesend betreffende ſtatiſtiſchen Beſtimmungen abgehandelt. Die 24 namhaften Bäche und kleinen, aber unſchiffbaren Flüſſe, welche das Departement in allen Richtungen durchſchneiden, beweiſen ſchon die Fruchtbarkeit des Bodens; denn in der Regel iſt die Bauerde der Felder an dem Ufer der Bäche und Flüſſe ein Produkt allmähliger Anſchwemmung eines höheren Bodens; und eine üppige Vegetation gedeihet leicht in den warmen feuchten Thälern, unter der Schuzwehre kleiner Hügel gegen kalte austroknende Winde.

Sehr gut gelungen iſt die kleine Abhandlung über die Bevölkerung. Hiſtoriſche und ſtatiſtiſche Data unterſtüzen das Raiſonnement, und die klare, lichtvolle Anſicht dieſes Hauptgegenſtandes der Staatswirthſchaft. Mehrere mit Herzlichkeit ausgeſprochene Wahrheiten machen der Denkart des Verfaſſers Ehre. »Die Menſchen, ſagt er, vermehren ſich natürlich am ſchnellſten, wo ſie am leichteſten fortkommen; und die Bevölkerung ſteht mit der Gewißheit der Mittel zu exiſtiren, in genaueſter Beziehung. Eine Regierung, unter welcher man auf Sicherheit zählen und des Daſeyns froh werden kann; die allen Einwohnern ohne Unterſchied gleichen Schuz angedeihen läßt, den Akerbau aufmuntert, die Künſte und Induſtrie belebt, und gute bürgerliche Geſeze hat, wird die Menſchen ſich ſchnell vermehren ſehen. Alle Staaten bezeugen die Wahrheit dieſes Grundſazes. In keinem machte in ſpäteren Zeiten die Bevölkerung raſchere Fortſchritte, als in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo der Menſch frei, und wenn

er arbeiten will, um die Mittel ſeiner Exiſtenz nicht verlegen iſt.» Ohne Zweifel iſt unſerm Verfaſſer die außerordentliche Zunahme der Bevölkerung in Rußland bekannt; allein er wollte lieber den Beweis zu ſeinem Oberſaz über das Meer herholen, um ihn ächter und einſpruchloſer zu haben. Er geht die verſchiedenen Perioden des Wechſels der Regierungsformen in Frankreich ſeit dem Anfange der Revolution durch, und bemerkt, daß die Bevölkerung ſelbſt nicht durch die mörderiſchen Kriege, ſondern nur in der kurzen Zeit, wo alle Geſeze und alle Ordnung aufgelößt waren, geſunken iſt. Es wird weiter bemerkt, daß die Bevölkerung in unſern Städten ab- und auf dem Lande ungemein zunehme; und dieſe Erſcheinung wird einerſeits dem gelahmten Handel, von dem die Städte leben, und andrerſeits dem mehr begünſtigten Akerbaue zugeſchrieben. Dieſes ſind ohne Zweifel die Haupterklärungsgründe; ein andrer Grund liegt in dem Geiſte der Zeit und gegenwärtigem Stande der Bildung. Im Mittelalter, nachdem in Deutſchland der Kaiſer, Heinrich der Vogler, das Landvolk in Städte gezwungen hatte, und es durch Freiheiten und Begünſtigungen darin erhalten wurde, waren die Städte zugleich die Wiege der Künſte, der Siz alles Handels, aller Krämerei, Gewerbe und Handwerker. Gegenwärtig ſind die Stadte nur noch im ausſchlieſenden Beſize des großen Handels und der Gewerbe des Luxus. Die Leibeigenſchaft, die auf den Landgemeinen lag, iſt in vielen Staaten abgeſchafft; der Hang zur Landwirthſchaft verbreitet ſich unter den gebildeten und höhern Ständen; die kleinen Städte gewähren die Vortheile und Vergnügen der größeren, die Dörfer allmählig jene der kleinern Städte. Der ehemalige Abſtand zwiſchen Stadt und Land wird immer geringer; der Zwek größerer Städte hört auf, und Bildung und Aufklärung haben ſich gleichmäſiger verbreitet.

Ein vorzüglicher Grund der zunehmenden Bevölkerung unſeres Reiches liegt in der Geſezgebung. Das Geſez ſezt den Ehen keine andere Hinderniſſe entgegen, als die der nächſten Grade der Verwandtſchaft und der gemeinſchaftlichen Abſtammung, die nach der Erfahrung auch der Fruchtbarkeit nachtheilig ſind; des unreifen Alters und des elterlichen Einſpruches bis zum 25ſten Jahre des Sohnes, und zum 21ſten Jahre der Tochter. Keine Verwaltung, kein Beamter hat das Recht, den franzöſiſchen Bürger, der dieſe geſezlichen Bedingungen erfüllt hat, an ſeiner Verehelichung zu hindern. Der Mangel an Vermögen, oder die Uiberſezung der Gewerbe giebt keinen Einwand, wie anderwärts. Fleiß und Armuth ſind natürliche Bundsgenoſſen; und da der Arme ſo viele Vergnügen entbehrt, die der Vermögende für ſich in Anſpruch nimmt, warum ſoll er auch noch der ehelichen Freuden und des Reichthumes an Söhnen und Töchtern entbehren? Was giebt dem Staate das Befugniß, das Bürgerthum mit der Beraubung eines Menſchenrechtes zu belaſten? Seine Sache iſt, das Betteln kräftig zu verbieten, das Stehlen zu hindern; im übrigen werden der natürliche Erhaltungstrieb und der Hunger das Ihrige thun. Allein, ſagt man, ein Staat kann ſich auch übervölkern. — Bis izt ſind wir noch nicht in der Lage, auf Kolonien denken zu müſſen; die Landwirthſchaft iſt weiter als zur Zeit, wo die römiſche Frugalität eine ganze Familie mit einigen Morgen Landes gnüglich nährte; und Troz der Klagen über übermäſigen Holzmangel, ſtehen die Waldungen noch immer in Disproportion gegen das bebauete Land.

Nach den Geburtsliſten ſteht unſer Departement auch noch unter der für die nördlichen Länder gültigen Regel: daß mehr Knaben als Mädchen geboren werden. Das gilt eben für keinen Aufruf der Natur an den Nordmann zum Kriege; denn, wie bemerkt wird, dieſer Unterſchied gleicht

ſich bis zum mannbaren Alter beinahe aus. Ich kann mich nicht enthalten, wenigſtens die lezte Hälfte der ſchönen Stelle, wo der Verfaſſer die Würde und das Glük des ehelichen Lebens in einigen Kraftzügen darſtellt, abzuſchreiben. »Die Ungebundenheit der Jugend, welche die Ehe als ein drükendes Joch flieht, wird mit einem freudenloſen Daſeyn am Ziele der Laufbahn, wo man ſich einſam und verlaſſen ſieht, keine Theilnahme erregt, und ſelbſt ohne Theilnahme iſt, theuer bezahlt. Das Alter eines Hageſtolzen iſt ein verſpäteter langſamer Tod.» Wie beklagenswerth iſt der gebildete Mann, der dieſe Wahrheit faßt und fühlt, und den ſein Schikſal nöthigt, in einem Bureau, oder als Mitglied eines Tribunals ſein Leben einſam zu vertrauern, weil der kärglich zugetheilte Gehalt nur auf ſeine Perſon, nicht auf eine Familie berechnet iſt; und ſelbſt wenn er den Anſtand einer einmal gegenwärtig üblichen Lebensweiſe durch die Pflicht einer ſtrengen Genügſamkeit zur Unterhaltung für Gattin und Kinder ausſöhnen wollte, nicht einmal die Beruhigung hat, auf den Fall des Todes, durch Wittwengehalt von dem Staate oder einer beſondern Geſellſchaft, die Hinterlaſſenen gegen Armuth und Noth gedekt zu wiſſen! — Im Kapitel über Medizinalweſen, Wohlthätigkeitsanſtalten und Krankheiten des Departements wird die öffentliche Schule für den Unterricht der Hebammen und das Erhaltungsdepot für die Schuzblattern angemerkt. »Hier kann man zu allen Zeiten friſchen Impfſtoff erhalten, und alle Individuen werden unentgeltlich vakzinirt». Dieſe Anſtalt iſt ſehr zwekmäſig; denn es iſt äußerſt wichtig, daß in gewiſſen Orten friſcher Impfſtoff aufbewahrt und zu bekommen iſt, damit nicht durch unkräftig gewordenen, zwar, wie es zuweilen geſchieht, eine täuſchend beruhigende Eiterung, aber nicht jene Veränderung in dem Körper bewirkt wird, die vor der Anſtekung natürlicher Blattern ſchüzt. Es

gereicht der Aufklärung unſerer Landesbewohner zur wahren Ehre, daß die Familienväter freiwillig dieſe wohlthätige Entdekung benuzen, indeſſen in andern Ländern, z. B. Baiern, die Regierung Gewaltmittel brauchen mußte, um die Dummheit und das fanatiſche Vorurtheil, die ſich dem Gebrauche dieſes Preſervatives widerſezten, zu bekämpfen. Ich zweifle nicht, daß falſche Berichte den Verfaſſer verleiteten, Seite 203 die Luſtſeuche in den Landgemeinen ſo allgemein anzugeben. Wenn die Quelle des Lebens für die künftigen Geſchlechter auch ſchon bei dem Landvolke vergiftet ſeyn ſollte, wo wäre noch Hoffnung für einen geſunden, kräftigen Menſchenſtamm? Auch ſind wir Landbewohner noch nicht ſo weit in der Verfeinerung vorangeſchritten, um einen ſolchen unverdienten Ruf im Dienſte der Venus pandemos nicht für eine Beleidigung aufzunehmen.

Im Kapitel über die Steuern werden Seite 223 die Grundſteuern nach einer muthmaßlichen Berechnung im Verhältniß mit dem reinen Güter-Ertrag wie 1 zu 6 angegeben. Ich weiß nicht, welche Vergleichung dabei zu Grunde gelegt wurde. Der reine Ertrag, wie ihn die Mutterrollen angeben, iſt ſcheinbar bei den meiſten zu gering angeſezt. Ich kenne Gemeinen, wo er vorgeblich ſich zu den Steuern verhält wie 98 zu 100; das iſt, der Gutsbeſizer hat, nach dieſem Anſaze, von ſeinem Felde nichts als den Arbeitslohn; im übrigen akert, ſäet und erndtet er für den Kaiſer; und was ſeine Lage noch ſchlimmer macht, als die der liefländiſchen Bauern, iſt, er kauft dieſe Grundſtüke um einen ſo hohen Preis, als wäre es ein ganz freies unbelaſtetes Eigenthum. Daß die Steuern bis izt ſehr ungleich vertheilt ſind, iſt bekannt. Bei der erſten Vertheilung gaben die redlichen Munizipalagenten den Güterwerth ihrer Gemeinen aufrichtig an; die unredlichen ſezten dieſen ſehr herab, und ihre Gemeinen genieſen noch bis heute den erliſteten Vortheil.

Im Allgemeinen muß man es dankbar erkennen, daß bei zunehmender Kultur, Abſchaffung der Brache, der reine Ertrag gegen die Steuern ſich wie 10 zu 1 verhalte: den gegenwärtigen Kaufwerth der Güter zum feſten Vergleichpunkt angenommen.

Der gemeine Mann, der überall und allzeit ſein Maaß der Freiheit in ſeine Abgaben ſezt, hat außer andern Vorzügen, die für ſeine bürgerliche Freiheit ſprechen, vor andern Ländern auch die Mäſigkeit der direkten Steuern anzuführen. Beſonders ſcheint die heilige Achtung der Menſchenwürde, bei Anſezung der Perſonalſteuer, das Herz des Finanziers gerührt zu haben. Den arbeitsfähigen Mann koſtet ſeine freie Bewegung, und der freie Genuß des Waſſers, Lichtes, der Luft, des milden Himmels und der ſchönen lieben Erde täglich noch keine zwei Centime für ſich und ſeine ganze Familie. Selbſt unter der Herrſchaft des ſo ſehr gerühmten Krumſtabes betrugen die Kopfſteuern mehr als dreimal ſo viel; aber darum ſind der Klagen nicht weniger als ſonſt. Sobald der nie zufriedene Unterthan an die Regierung einmal nichts bezahlt, läßt er ſichs einfallen, von ihr ſelbſt noch herauszufodern.

Weniger bedeutend iſt der Artikel über Religion. Was von den Juden geſagt wird, unterſchreiben wir mit voller Ueberzeugung. Die Anatomiker ſagen uns, daß die Steifigkeit des menſchlichen Ohres nicht angeboren, ſondern anerzogen iſt, und von dem tauſendjährigen Gebrauche der Kinderhauben und Kopfbinden herkommt; ſoll die gegenwärtige Ungeſchiklichkeit zum Guten, dieſe Steifigkeit des moraliſchen Organes einer ganzen Nation nicht aus gleichem Grunde kommen, nicht eben ſo ſchwer zu verbeſſern und eben ſo leicht zu entſchuldigen ſeyn? Die Juden mögen wohl Güter beſizen, aber ſchwerlich ohne Schaden ſelbſt bauen; auf den Sabbath wollen ſie nicht arbeiten, auf den

Sonntag dürfen ſie nicht: den Montag haben ſie oft einen ganzen Feiertag, den Donnerſtag einen halben, und ſo ſchleicht oft die Woche bis zum neuen Sabbath unbenuzt vorüber.

Die Vorerinnerungen bei der Darſtellung des öffentlichen Unterrichtes in unſerm Departemente zeugen von einer liberalen und moraliſchen Denkart. »Wir ſollen lernen, und wiſſen was uns in unſern Verhältniſſen als Menſch und als Bürger frommt.« Darin ſezt mit Recht der Verfaſſer das Weſen der Aufklärung. Was wir als Bürger wiſſen ſollen, iſt ſo viel nicht, und auch nicht ſo ſchwer. Die Zuchtruthe iſt ſichtbar und fühlbar genug, wenn der bürgerliche Zögling nicht wiſſen und thun will, was das Geſez und die Beſchlüſſe der Regierung fodern; aber was der Menſch wiſſen ſoll, der älter und mehr als der Bürger iſt, das iſt ſehr viel und ſehr ſchwer. Es iſt in unſern Zeiten wenig vom Menſchen im Bürger übrig geblieben; die politiſchen Beziehungen haben die weſentlichen des Menſchen beinahe aufgezehrt; die Konvenienz hat die natürliche Richtung der Individuen verſchoben; es giebt beinahe nichts Inneres, Unbedingtes mehr. Das öffentliche Wohl, die Freiheit und Unabhängigkeit der Staaten haben das Privatglük, die Freiheit und Unabhängigkeit der Einzelnen faſt verſchlungen. Das Handeln in Maſſen und nach einer allgemeinen Richtung läßt der freien Bewegung zu wenig Spielraum; und darum iſt ſelbſt die Beſtimmung der Wiſſenſchaften, die mehr den Menſchen angehen, bürgerlichen Zweken untergeordnet worden, und die öffentliche Erziehung hat bereits die Richtung des allgemeinen Stromes angenommen. Die Aufſchrift über dem Eingang zu dem Tempel des Delphiſchen Gottes würde ſehr ſchlecht über dem Portale unſerer hohen Schulen paſſen. Man will den Menſchen nicht die Wiſſenſchaft lehren, ſich dem Ideal ſeiner Natur

zu nähern, ſondern die Kunſt, ſich über andere zu erheben, damit einſt der Reichthum und die Genüſſe, die dieſe gewährt, den abgeſtumpften Sinn für die Abgeſchmaktheit des innern Friedens und den Ekel an ſittlicher Schönheit entſchädigen. Welchen gemeinen Nebenzweken ſind die göttlichen Wiſſenſchaften der Aſtronomie und Mathematik unterthänig geworden, ſie, die Troz aller andern Verirrungen der menſchlichen Vernunft ihre von aller Sinnlichkeit freie höhere Natur beurkunden? Doch wir wollen uns nicht in die Laune des Miſanthropen deklamiren. Es ſcheint, die Natur will, daß der Menſch alle mögliche Seiten und Fähigkeiten entwikle; und ſie will es nun einmal verſuchen, wie weit er es als künſtliches, ſeelenloſes Automat bringen kann. Was nicht wahr und nicht gut iſt, iſt ja doch, Dank der göttlichen Weltregierung! von keiner Dauer. Dieſer »vielwiſſenden Barbarei und gelehrten Unwiſſenheit«, dieſer profanen Mishandlung des Menſchen wird auch einſt ihre Stunde ſchlagen.

Es iſt nicht zu läugnen, daß im Ganzen die Primärſchulen ſehr vernachläſſigt werden. Die Schuld liegt nicht blos am Mangel an Aufſicht. Viele Landpfarrer zeichnen ſich durch ihren freiwilligen Eifer für dieſes Geſchäft rühmlich aus; ſondern es iſt der Mangel an Zwang. In jenſeitigen Staaten wird der Schulunterricht als eine Polizeiſache betrachtet, und ſeine Vernachläſſigung an den Eltern beſtraft. Ich glaube mit Recht, es liegt im Gebiete der Polizei, Polizeifrevel zu verhüten, die aus der Rohheit der Sitten ihre Veranlaſſung nehmen. Die Wahrheit des bibliſchen Spruches: der Anfang der Weisheit iſt die Furcht des Herrn, gilt auch in dieſer pädagogiſchen Beziehung. Mit Vergnügen wird man leſen, daß die Gymnaſien der Landſtädte in ihrem Flore zunehmen; und daß doch die Trümmer der berühmten Mainzer Univerſität

in einem wiſſenſchaftlichen Nebengebäude mit der Aufſchrift; mediziniſche Sekundärſchule, erhalten werden.

Der zehnte Abſchnitt erhält Bemerkungen über Handel und Handelsprodukte unſers Departements, über Gefängniſſe, und die gewöhnlichen Vergehungen und Verbrechen, und über das groſse, bisher einzige Werk, die Verfertigung eines das groſse Reich umfaſſenden Kadaſters. Der Anhang über Maas, Gewicht und Münzen, und die Vergleichung mit den bisher üblichen iſt von praktiſchem Nuzen, und verdient ſeine Stelle.

Da die verſchiedenen Jahrgänge dieſes beliebten Werkes als Theile eines fortſchreitenden Ganzen angeſehen werden, ſo wäre zu wünſchen, daß in den folgenden Jahrgängen die einmal durchgeführten Gegenſtände nur kurz, etwa in Beziehung eingetretener Veränderungen, berührt würden, und wir nach und nach im Detail eine vollſtändige ſtatiſtiſche Einſicht des Departements erhielten. Die Stelle, die Herr Bodmann bekleidet, giebt ihm Mittel an die Hand, die Materialien zu ſammeln, und ſein heller Kopf die Leichtigkeit, ſie zu ordnen. Es ſind bereits vier Jahrgänge erſchienen, die Gemeinden und Kantone, die Flüſſe und Bäche ſind alle benannt, und es fehlt eine Karte, die das Gedächtniß und die ſinnliche Anſchauung unterſtüzt. Der Preis und der beträchtliche Abſaz hätte die Koſten gedekt. Ich wünſchte ferner, daß nach gleichem Maßſtabe jener geographiſchen Karte, uns eine Produktenkarte des Departements gegeben würde. Auch wünſchte ich, daß einſt im nämlichen Formate eine Karte uns die jeder Gemeine vorzüglich eignen Erdarten des Bodens vorſtellte, und in ſinnlicher Anſicht die verſchiedene Kolorirung der Stellen die verſchiedenen Naturen des Bodens bezeichneten; ſo würde z. B. das gewöhnliche Zeichen ineinanderflieſender Punkte den ſchlechten Sandboden bezeichnen; die hellgelbe, bis zur Schattirung des dunklen Okers

abſteigende Farbe den leichten magern Lehm bis zur dunklen Dammerde vorſtellen; und nach Willkühr könnte man den unfruchtbaren reinen Kalkboden, die Mergelerde und den Lettenboden an ſeiner unfruchtbaren reſpektiven Reinheit, und an ſeiner ergiebigen Vermiſchung kennbar machen; ſchwarz würde die unfruchtbare Moorerde kolorirt werden. Weiter, da ich doch einmal mit Wunſchen, der leichteſten und gewöhnlichſten Arbeit von der Welt, beſchäftigt bin, wünſchte ich, zum Behufe der Landwirthſchaft und zur Auswahl ihrer Produkte, im Allgemeinen die mittlere Menge des fallenden Regens fur die verſchiedenen Bezirke und Kantone, die Verhältniſſe der verſchiedenen Temperatur, und ſollte es auch nur nach der früheren oder ſpätern Erſcheinung der Blüthe einer in allen Diſtrikten wachſenden Pflanze ſeyn, den Grad der Fruchtbarkeit nach dem mittlern Verhältniß der Ausſaat zur Ernte, in den drei verſchiedenen Klaſſen von Feldern. So würde durch ſukzeſſive und ausführliche, ins Detail gehende Darſtellung der mannigfaltigen ſtatiſtiſchen Anſichten dieſe Schrift eine ſeltne und meiſterhafte Vollſtändigkeit erreichen.

VII.

Verſchiedene Gedanken.

Zivilisation und Barbarei.

Die Eigenliebe ſpielt ganzen Nationen, wie einzelnen Menſchen oft ſchreklich mit; und es iſt kaum zu begreifen, wie die aufgeklärteſten ſogar gewöhnlich ſo blind in ihren eignen Angelegenheiten ſind, als ſie hell in denen Andrer ſehen. Die Griechen und Römer nannten alle Völker, die nicht Griechen und Römer waren, Barbaren. Die neueren Römer ſind, wo nicht gerechter, doch wenigſtens artiger; und nur einige ihrer Journaliſten ſind unhöflich genug es laut zu ſagen, daß an den Grenzen des großen Reichs auch der Wendepunkt der Sonne der wahren Aufklärung und Bildung ſey. Der Englander hält nicht weniger auf ſich und ſein Land, und findet dieſſeits des Kanals kein würdiges Gegenſtük mehr zu beiden.

Das vorige Jahrhundert hatte keine geringere Meinung von ſeinem Werthe, als wir von dem unſrigen haben; beſcheiden nannte es ſich das philophiſche. Wir haben

ihm die ſtolze Maske abgezogen, und klar genug gezeigt, daß an ihm ſo wenig als an der Philoſophie iſt. Wir, wir haben den Stein der Weiſen gefunden. Es iſt freilich möglich, und ſogar wahrſcheinlich, daß unſre Kinder Vergeltungsrecht üben, und ſich an ihren Vätern verſündigen, wie wir uns an den unſrigen verſündigt haben; daß ſie uns den verwelkten Lorbeerkranz von dem ſelbſtgekrönten Haupte reißen, und eine Dornenkrone an ſeine Stelle ſezen. Izt ſind wir im Beſize (beati possidentes); und wenn wir reden, widerſpricht uns niemand, weder die Vergangenheit noch die Zukunft, und wir haben Recht.

Indeſſen iſt es gut, wenn man zu Zeiten auch die Meinung Andrer über ſich hört; denn in Sachen, die unſre Eigenliebe berühren, ſieht ein fremdes Auge gewöhnlich beſſer, als unſre eigne beiden. Wir würden uns oft erbauen, wenn wir wüßten, was dieſelben Menſchen in unſrer Abweſenheit von uns ſagen, die in unſrer Gegenwart nur Bükklinge, Lob und Beifall haben. Das iſt auch ein Vorzug unſrer Ziviliſation, daß ſie uns Honig auf die Lippen ſtreicht, wann Gift in unſerm Herzen kocht, und ſo, nach dem Ausdruk eines göttlichen Menſchen, die faulen Gräber übertüncht.

Man erzählt, unter der Regierung Karls II. von England ſey ein Geſandter aus Bantam, das auf der weſtlichen Küſte von Java liegt, nach London gekommen, um mit der Regierung des Handelsſtaates über einige für beide Länder wichtige Gegenſtände zu unterhandeln. Der Geſandte eines barbariſchen Volkes ſah eine ihm unbekannte Welt, und ſoll folgende Schilderung der ziviliſirten Britten an Se. Majeſtät den König von Bantam, ſeinen Herrn, geſchikt haben, die ich, obgleich ſie vielen bekannt ſeyn mag, hier mittheile:

»Herr!

»Die Menſchen, bei denen ich mich gegenwärtig aufhalte, und die nicht größer ſind als wir, haben doch Zungen, die weiter von dem Herzen liegen, als Bantam von London; und du weißt, daß die Einwohner von der einen dieſer Städte nicht wiſſen, was in der andern vorgeht. Sie nennen dich und deine Unterthanen Barbaren, weil wir reden, was wir denken; und ſich halten ſie für ein ziviliſirtes Volk, weil ſie anders reden und anders denken. Wahrheit heißen ſie Barbarei, und Falſchheit und Lüge feine Lebensart.

»Da ich ans Land geſtiegen war, äußerte mir einer von denen, die der König von England zu meinem Empfange abgeſchikt hatte, wie ſchmerzlich es für ihn ſey, daß ich auf meiner Fahrt einen ſo fürchterlichen Sturm habe aushalten müſſen. Es that mir wahrhaft leid, daß der gute Menſch wegen mir ſo viel Beſorgniſſe und Kummer hatte, und ich war im Begriffe, ihn zu beruhigen, als er von ſelbſt ganz munter zu lachen anfieng, ſo zwar, daß ich ihn lange betrachtete, um mich zu überzeugen, ob es derſelbe Mann ſey.

»Ein anderer, der mit dieſem ſeltſamen Weſen gekommen war, ließ mich durch meinen Dollmetſcher fragen, ob er mir in etwas dienen könne, und verſicherte, es würde ihm das größte Vergnügen machen, wenn er im Stande ſey, mir einen Dienſt zu erzeigen. Ich bat ihn darauf, mir eines meiner Felleiſen zu tragen, weil er in dem Augenblik doch nichts nüzlicheres fur mich thun konnte. Aber, anſtatt mir, wie er verſprochen hatte, zu dienen, lachte er laut, und befahl einem andern dieſen Dienſt zu thun. Die erſte Woche wohnte ich in dem Hauſe eines Mannes, den ich redlich bezahlte, und bei dem ich die gefälligſte Aufnahme fand. Sehen Sie mein Haus, ſagte er zu mir,

gerade ſo an, als wäre es das Ihrige, und verfügen Sie darüber nach Belieben. — Beſtimmter kann man doch wohl nicht ſprechen. Da mir alſo eine Mauer das Licht benahm, ließ ich den folgenden Tag Arbeitsleute kommen, welche die Mauer niederreißen ſollten, um meiner Wohnung Licht und Luft zu geben. Kaum bemerkte der falſche Menſch meine Abſicht, als er mir jede Veränderung, die ich vorzunehmen Luſt haben könnte, mit unhöflichen Ausdrüken unterſagen ließ, und mir ſogar mit gerichtlicher Verfolgung drohete. So konnte ich nach Belieben über das Haus verfügen, wozu mich doch der Heuchler aufgefodert hatte!

»Ich war noch nicht lange unter dieſem Volke, als mich ein Menſch, deſſen Bekanntſchaft ich zufällig gemacht hatte, inſtändigſt bat, mich für ihn bei dem erſten Bedienten des Königs, den ſie Lord Schazmeiſter nennen, zu verwenden. Ich that es, und der Menſch erhielt was er verlangte. Mit den rührendſten Aeußerungen des lebhafteſten Dankes ſchwur er, auf ewig bleibe er mir für dieſe Wohlthat verbindlich, die er mir auch mit Gefahr ſeines Lebens zu vergelten bereit ſey. — Wie kann das Werk eines Augenbliks, erwiederte ich, eine ewige Verbindlichkeit auferlegen? Wie mögen Sie mir davon ſprechen, auch mit Gefahr Ihres Lebens eine Handlung vergelten zu wollen, bei der ich kein Haar auf meinem Haupte wagte? — Einige Tage ſpäter fuhr ich mit demſelben Menſchen über einen Fluß, der die Themſe heißt. Beim Ausſteigen fiel mir durch eine Erſchütterung des Fahrzeugs ein prächtiger Säbel, den ich in der Hand trug, ins Waſſer. — Holen Sie mir ihn! ſagte ich zu meinem Begleiter. — Der Strom mag hier gewaltig tief ſeyn, antwortete er lachend. Ich watete alſo ſelbſt ein wenig durch den Schlamm, um meinen Säbel zu retten; und derſelbe Menſch, der mir ewig verbindlich blieb, und meine Wohlthat auf Gefahr ſeines Lebens vergelten wollte,

mogte drei Tage nachher nicht einmal ſeine Strümpfe ſchmuzig machen, um mir einen Dienſt zu erweiſen!

»Da ich zum erſtenmal an den Hof gieng, brachte mich einer der Großen beinahe außer alle Faſſung, da er mich zehntauſendmal um Vergebung bat, weil er mir von ungefähr ein wenig den Fuß mit dem Abſaze geſtreift hatte, um ſich vor einem andern Höflinge zu verbeugen, den er eben bei dem Könige heimlich anzuklagen entſchloſſen war. — Dieſe Art von Lügen nennen ſie ein Kompliment. Wenn ſie gegen einen Vornehmen, beſonders aber gegen Fürſten, höflich ſeyn wollen, dann ſagen ſie ihm ſo unverſchämte Lügen ins Geſicht, daß du, mächtigſter Herr, deinem Bedienten hundert Schläge auf die Fußſohlen dafür würdeſt geben laſſen. Die Größe der Lügen, die man angeſehenen Perſonen ſagt, ſteht mit ihrem Einfluſſe und ihrer Würde im Verhältniſſe; ſo daß bei großen Häuptern ſolche Komplimente rieſenmäſig wachſen. Ich glaube, daß es einige Uiberwindung koſten muß, dieſe ewigen Lügen anzuhören; deswegen werden die Kinder der Großen auch frühe daran gewöhnt, und manche haben wohl in ihrem ganzen Leben kein wahres Wort gehört. Gegen Geringere beſteht dieſe Pflicht der Höflichkeit nicht, und die Wahrheit tritt in den vollen Genuß ihrer Rechte. Mit den Leuten von den untern Klaſſen ſpricht man ohne Umſtände, wie man es denkt; deswegen ſie auch im Durchſchnitte etwas grob behandelt werden.

»Glaube nur nicht, erhabenſter Herr, als machten die Damen in dieſem Punkte eine Ausnahme von der Regel; im Allgemeinen ſind ſie noch höflicher als die Männer, und reicher an Komplimenten. Ich könnte dir hundert Beiſpiele als Beweiſe meiner Behauptung anführen, wenn ich nicht fürchten müßte, dich durch meine ſchon zu lange Erzählung zu ermüden.

»Mit ſolchen Menſchen iſt es dann wirklich eine Kunſt zu unterhandeln, weil man ihnen nicht trauen darf; und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich, unter dieſen Umſtänden, mit ihnen fertig werden ſoll. Will ich einen Schreiber des Königs beſuchen, und es iſt ihm nicht gerade gelegen, mich zu empfangen, dann weiſet mich ein Bedienter des königlichen Bedienten an der Thüre mit der Verſicherung ab, ſein Herr ſeye nicht zu Haus, wenn ich ihn auch eben erſt in daſſelbe treten geſehen habe. Uiberhaupt iſt alles, was ich erlebe und höre, Trug und Lüge. In ihren Kirchen und Schulen ſprechen dieſe Menſchen von nichts als Liebe, Barmherzigkeit, Großmuth und Weisheit; wie ſie aber wieder über die Schwelle dieſer Gebäude kommen, thun ſie von allem, was dort geſagt wurde, gerade das Gegentheil, ſo daß man eigentlich nicht weiß, ob es ihnen Scherz oder Ernſt mit dem iſt, was ſie lehren und predigen. Es iſt überhaupt ein eigener Schlag Leute, mit denen man nicht recht weiß, wie man es halten ſoll. Sie bitten einem höflich zum Eſſen; und ſezt man ſich zu Tiſche, dann nehmen ſie es ubel. Sie wünſchen ſich einander alles Gute, und thun ſich ſo viel Böſes als möglich. Sie halten ſehr viel auf eine Wiſſenſchaft, die ſie das Recht heißen; aber nach dieſem Rechte muß es nicht Unrecht ſeyn, daß die eine Hälfte der Nation hungert, damit ſich die andre den Magen überladen kann.

»Man ſollte glauben, das ganze Reich bewohnten nur Aerzte; denn die erſte Frage, die ein Menſch an den andern thut, wenn ſie ſich begegnen, iſt die: wie er ſich befinde? Dieſe Frage muß ich in einem Tage wenigſtens hundertmal beantworten. Sie begnügen ſich aber nicht einmal damit, daß ſie ſich ſo häufig um meine Geſundheit erkundigen, ſondern ſie wünſchen mir auch dieſelbe auf eine feierliche Art, mit einem vollen Glaſe in der Hand, wenn ich mit ihnen

zu Tiſche ſitze; und da dieſe ſeltſamen Menſchen nichts Widerſprechendes in den größten Widerſprüchen finden, ſo nöthigen ſie ſich mit lauter Geſundheittrinken ihre Geſundheit zu verderben. Zu Zeiten wünſchen ſie auch dir auf dieſelbe Art Geſundheit; ich habe aber mehr Urſache, dieſelbe von deiner guten Leibesbeſchaffenheit, als von der Aufrichtigkeit ihrer Wünſche zu hoffen. Möchte doch dein Sklave dieſem doppelzüngigen Geſchlechte glüklich entgangen ſeyn, und es bald erleben, ſich in deiner königlichen Stadt Bantam wieder zu deinen Füßen zu werfen! Barbaren, wie ſie uns nennen, taugen unter dieſe ziviliſirte Menſchen nicht. Gott erhalte ſie bei dieſer Ziviliſation, und laſſe ſie raſche Fortſchritte in derſelben thun, und ſie rächen das Elend, das ſie über vier Welttheile gebracht, ſchwer genug an ſich ſelbſt! Der Allerhöchſte ſchenke dir lange und glükliche Tage, großmächtigſter König und Herr!»

Se. Exzellenz der Herr Botſchafter Sr. Majeſtät des Königs von Bantam erlaubte ſich in ſeinem Berichte keine Unwahrheit und nicht einmal eine Uibertreibung. Aber er betrog ſich und wurde von Andern betrogen, weil er die Manieren und Gebräuche der ziviliſirten Europäer mit den Augen eines Barbaren ſah. Wir wiſſen ſchon, was auf alle dieſe Redensarten, die gewöhnlich unſre Unterhaltungen vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht ausfüllen, zu geben iſt. Da wir das Gepräge und den Werth dieſer Münze kennen, und ſie um denſelben Preis annehmen, um den wir ſie auch ausgeben, ſo iſt weder Verluſt noch Gewinn auf irgend einer Seite. Ein Glückwunſch und eine Kondolenz haben eine Taxe; und wenn ſich ſogar Aerzte, die doch von unſerm Uibelbefinden leben, bei jedem Wiederſehen über unſer Wohlbefinden freuen, dann fällt uns dies ſo wenig auf, als ein Friedenstraktat mit der Gelobung einer ewigen

Freundſchaft und eines unzerſtörlichen guten Einverſtändniſſes zwiſchen den kontrahirenden Machten, oder als die Protektions- und Freundſchaftsverſicherungen unſrer hommes en place, oder die Schwüre einer ewigen Liebe in unſern gewöhnlichen Romanen.

Indeſſen iſt die Politeſſe eine ſchöne Eigenſchaft, und für gewiſſe Zeiten und Menſchen ſogar ein Bedürfniß. In unſern Tagen, wo die verſchlungenen Verhältniſſe, die mannigfaltigen Bedürfniſſe jeden Menſchen beinahe dem andern feindlich gegenüberſtellen, weil er von ihm etwas zu fürchten, zu hoffen, oder ihn um etwas zu beneiden hat, könnten zwei Brüder kaum verträglich mit einander leben, wenn beide immer ſagten, was ſie denken. Unſre Höflichkeit, unſre konventionellen Lügen ſind, wenn der Vergleich erlaubt iſt, eine Art verwahrender Emballage bei den immerwährenden Reibungen der Menſchen in ihrem täglichen Verkehre, wie man feingearbeitete Möbel und andre Koſtbarkeiten beim Verſenden verwahrt, damit ſie ſich durch ihre Berührung nicht verlezen. Bei dem ewigen Kriegszuſtande, in dem wir leben, kann der Schein des Friedens nur durch den ewigen Friedenskuß erhalten werden, wenn er auch gewöhnlich ein Judaskuß iſt. Völkern, die keine Sitten mehr haben, ſind Manieren ein unentbehrliches Surrogat derſelben.

Iſt aber der Menſch in ſeinem rohen Zuſtande beſſer als der ziviliſirte? Dieſe Frage wollen wir ſpäter beantworten. Gewiß aber iſt, daß Laſter und Verbrechen bei dem erſten ungleich ſeltner ſind als bei dieſem. Rouſſeau war der Meinung, der Naturſtand ſey der wahre Stand des Menſchen, in welchem er wenigſtens am glüklichſten wäre. Der natürliche Stand des Menſchen iſt er gewiß nicht, weil die Natur ſelbſt ihn allenthalben nöthigt, denſelben zu verlaſſen. Der Philoſoph von Genf verdammte

die Künſte und Wiſſenſchaften als eine von den Urſachen der mannigfaltigen Uibel, an denen ziviliſirte Völker leiden. Künſte und Wiſſenſchaften ſind aber nur gleichzeitige Erſcheinungen, die er allenthalben den Stand der Völker begleiten ſah, gegen den er ſich erbittert fuhlte; und ſo nahm er als Urſache einer Krankheit an, was die Natur wohlthätig als Linderungsmittel zu ihr geſellte. Unſer geſellſchaftlicher, bürgerlicher und politiſcher Zuſtand würde auch ohne Künſte und Wiſſenſchaften, wo nicht derſelbe, doch gewiß noch ſchlimmer ſeyn.

Bei jedem Volke erhielt ſich die Tradition einer früheren beſſeren Zeit, eines verlornen Paradieſes, eines untergegangenen goldnen Zeitalters. Alle Traditionen ſtimmen ſogar in der Schilderung dieſes glüklichen Kindesalters der Menſchheit überein. Es herrſchte Freiheit, ein gleiches Recht auf die Güter dieſer Erde, Unſchuld und Zufriedenheit. Dieſer Stand iſt kein Traum; denn ſo lange der Menſch von dem lebte, was die Natur ihm gab; ſo lange er kein bleibendes Eigenthum beſaß, und ſeine Wünſche ſich auf das leicht zu erwerbende einſchränkten, waren keine Geſeze, nur das natürliche Gefühl von Billigkeit, nöthig, der Despotism unmöglich, und das Heer von Leidenſchaften, die den ziviliſirten Menſchen gleich Furien geiſſeln, unbekannt. Dieſer Stand war; aber es iſt eben ſo wenig möglich, in demſelben zu bleiben, oder zu ihm zurükzukehren, als es möglich iſt, vom Kinde nicht zum Knaben, Jünglinge und Manne aufzuwachſen, oder ſich als Greis wieder zum Knaben zu verjüngen.

Der Stand der Wildheit und Barbarei ſchien Manchem glüklicher, als der einer verfeinerten Kultur und Ziviliſation. Tacitus, als Römer, verbirgt es nicht, wie hoch er die tugendhaften, freien deutſchen Barbaren über die laſterhaften, ſklaviſchen, ziviliſirten Römer ſezt. Der Auszug der Geſchichte des Trogus Pompejus, den wir von Juſtin beſizen, ein Büchelchen, wenig geachtet und doch reich an philoſophiſchen Anſichten und Ideen, enthält ähnliche Bemerkungen. Ich will hier nur eine Stelle aus dem zweiten Buche, in welchem von den Scythen die Rede iſt, überſezen:

»Die Scythen, heißt es daſelbſt, beſizen kein begrenztes Eigenthum; denn da ſie ihre Heerden weiden, und mit ihnen durch ödes Land ziehen, bauen ſie weder Feld, noch haben ſie Obdach und einen feſten Wohnſiz. Ihre Weiber

und Kinder fahren ſie auf Karren nach, die zum Schuze gegen Wind und Regen mit Häuten überzogen ſind, und ihnen als Wohnung dienen. Gerechtigkeit üben ſie aus natürlichem Gefühle und nicht nach Geſezen. Nach Gold und Silber dürſten ſie nicht wie die übrigen Menſchen. Ihre Nahrung beſteht aus Milch und Honig. Dieſe Mäſſigkeit macht ſie gerecht, weil ſie nach fremdem Gute nicht lüſtern ſind; denn nur wo man den Gebrauch der Reichthümer kennt, kennt man auch die Begierde nach ihnen. Es wäre zu wünſchen, daß bei den übrigen Sterblichen eine gleiche Mäſſigung und Enthaltſamkeit von fremdem Gute herrſchte, dann würden wahrhaftig nicht die ewigen Kriege auf der weiten Erde wüthen, und die mörderiſchen Waffen nicht mehr Menſchen hinwegraffen als der natürliche Tod. Es ſcheint wirklich wunderbar, daß dieſes Volk von der Natur hat, was die Griechen durch die lange geſammelte Wiſſenſchaft ihrer Weiſen und die Lehren ihrer Philoſophen nicht erlangen konnten, und daß ziviliſirte Sitten der rohen Barbarei nachſtehen. So viel mehr wirkt bei jenen die Unkenntniß der Verbrechen, als bei dieſen die Kenntniß der Tugend.» *)

Warum ſollten aber ziviliſirte Menſchen unglüklicher ſeyn als der Wilde und Barbar? Warum herrſchen bei dieſem weniger Verbrechen als bei jenen? Weil das Glük des Menſchen weniger in dem beſteht, was er beſizt, als was er zu beſizen wünſcht; weil die zahlloſen Bedürfniſſe in ihm zahlloſe Leidenſchaften weken; weil der ziviliſirte Menſch tauſend Gegenſtände braucht, um ſich glüklich zu fühlen, folglich auch eine tauſendfache Anſtrengung, um dieſe Gegenſtände zu erwerben; weil er tauſend Möglichkeiten ausgeſezt iſt, ſie zu entbehren, tauſendmal in den Fall kömmt, ſie einem Andern ſtreitig zu machen, oder ihn darum zu beneiden, und dieſer Zuſtand alſo der wahre Stand des Krieges Aller gegen Alle (bellum omnium contra omnes) iſt. Von den körperlichen Ungemachen und dem Heere von Krankheiten, die dieſem Stande folgen, und eine Wirkung der erſchöpfenden Anſtrengungen und Entbehrungen auf der einen, und des Müſſigganges

---

*) Justini historiarum ex Trogo Pompejo libri XLIV. Liber II. Caput II.

und der Völlerei auf der andern Seite ſind, wollen wir nicht reden.

Man erlaube mir, daß ich mich ſelbſt abſchreibe, und einige Stellen aus einer früheren Arbeit anführe, welche doch wenige geleſen haben, und die ſich auf dieſen Gegenſtand beziehen.

»Die Verhältniſſe des ziviliſirten Lebens haben die Bedürfniſſe des Menſchen ins Unendliche vermehrt. In der einfachſten Handlung genöthigt, ſeines Gleichen freundlich oder feindlich zu berühren, muß er in derſelben eine Pflicht erfüllen oder verlezen. Dem Andrange ſeiner ewig gereizten Begierden, Leidenſchaften und Bedürfniſſe hingegeben, iſt ſein ganzes Leben ein Kampf mit ſich ſelbſt oder mit andern. Seine Tugend iſt wie ſein Glük an tauſend zarte Fäden feſtgebunden, welche der Rauſch oder die Noth eines Augenbliks auflöſen kann.

»Der Aermſte unter dem Volke, das Uiberfluß kennt, mag leicht ſo viel beſizen als der Reichſte einer wilden Horde, die in ihrer Armuth nicht arm iſt, weil ſie von Reichthum nichts weiß. Jener iſt arm bei dem, was dieſem Uiberfluß ſeyn würde. Gebt dem Menſchen das Nothwendige, und er fühlt ſich im Beſize des Nothwendigen arm, wenn er ſieht, daß Andre mehr als dies Nothwendige haben. Unſre Armuth, ſobald die dringenden ſinnlichen Bedürfniſſe befriedigt ſind, gründet ſich auf den Vergleich des Unſrigen mit dem, was Andre beſizen. Darum ſehen wir Arme, und allenthalben Arme im Uiberfluß, und Hungernde im Rauſche ihrer Schwelgereien. Der Unterſchied der Stände, der Unterſchied des Vermögens zeigt dem Untergeordneten immer einen höhern Gegenſtand ſeines Ehrgeizes, und dem Aermeren einen höheren Gegenſtand ſeiner Gewinnſucht. Der Menſch braucht nicht viel, um die Foderungen dieſes Lebens zu befriedigen. Die Anzahl der wahrhaften Bedürfniſſe iſt unbedeutend; aber der Reichthum und die Müſigkeit rufen ein Heer von eingebildeten ins Daſeyn, die um ſo ungeſtümmer ſind, weil an die Möglichkeit ihrer Befriedigung ſogar die öffentliche Achtung geknüpft iſt. Menſchen, die alles haben, was das Leben fodert, haben wenig, wenn Andre noch mehr als dies alles haben. Ihre Bedürfniſſe und Begierden werden neben einem größern fremden Beſize größer. Der iſt in ſeiner Wohlhabenheit arm, weil jener ſich in ſeinem Uiberfluſſe noch nicht reich genug glaubt. So liegt ſeine Armuth in dem

Vergleiche ſeines Vermögens mit dem größern Vermögen ſeines Nachbarn. In der weiten Abſtufung von der Dürftigkeit des Bettlers bis zum Reichthum des ſchwelgenden Magnaten, von der Unbemerktheit des beſchränkten Lebens eines ſchlichten Bürgers bis zum geräuſchvollen Anſehen eines königlichen Gunſtlings ſehet ihr nur Elende, die ſich immer eine Stufe höher hinauf ſehnen, auf der wieder ein ſich weiter ſehnender Elender ſteht, der mit Sehnſucht auf das Elend eines höheren, ſich höher ſehnenden Elenden hinaufblikt. Darin liegt ihr Elend und ihre Erniedrigung, daß ſie immer noch einen größern Genuß als den ihrigen und eine höhere Auszeichnung als die ihrige vor ſich ſehen. Und wer iſt endlich der lezte Beneidete? ein Menſch, der mit den Sinnen des Bettlers vor dem zuſammengetragenen Raube von vier Welttheilen mit Ekel ſteht; ein Tantalus, der in einem Meere von Genüſſen ſchwimmt, die vor ſeiner lechzenden Zunge fliehen, und der in ſeinem beneideten Uiberfluſſe nicht glüklicher iſt als der Bettler in ſeiner Armuth. Der ſeltſamen Verkehrtheit des Menſchen! Der überſättigte Reiche iſt ſo unglüklich, daß er den Armen um ſeinen Hunger beneidet, da dieſer ſich glüklich fühlte, wenn er die Broſamen von des Schwelgers Tafel hätte!»

Nur ein entthronter König, ſagt Pascal, fühlt ſich unglüklich, weil er kein König iſt. Hielt man Paul Emil für unglüklich, weil er aufhörte, Konſul zu ſeyn? Im Gegentheil, Jedermann fand, er ſey glüklich, daß er es geweſen, weil es nicht in ſeinem Stande lag, es ewig zu ſeyn. Perſeus aber, deſſen Stand es mit ſich brachte, ewig König zu ſeyn, hielt man für ſo unglüklich, da er es nicht mehr war, daß man kaum begreifen konnte, wie er das Leben noch erträglich finde. Wer hält ſich für unglüklich, weil er nur einen Mund hat, würde ſich aber nicht für unglüklich halten, wenn er nur ein Auge hätte? Es iſt vielleicht noch keinem Menſchen eingefallen, ſich darüber zu kränken, daß er keine drei Augen hat; aber man iſt untröſtlich, nur eines zu haben. — Die Anwendung dieſer ſinnreichen Bemerkungen Pascals auf unſre Begriffe von Reichthum, Glük und Unglük iſt leicht.

I.

G e d i c h t e.

Sabas Königin und Salomo.

Aus Arabiens entferntem Lande
Zu des Jordans ſegenreichem Strande
Kam die Königin zu Salomo;
Und ſie fand den Hochberühmten ſo
Wie der Ruf in aller Welt ihn nannte;
Reich an überirdiſchem Verſtande,
Reich an Golde und an Anmuth reich;
Ihm kein Herrſcher auf der Erde gleich.
Und ſie ſah die ſchimmernden Palläſte,
Und des Königs ſtrahlenreichen Thron,
Seine Odalisken, ſeine Feſte,

Sah den ganzen Glanz von Davids Sohn.
Ließ ſich auch den ſtolzen Tempel zeigen,
Jovas Tempel, Gottes heil'gen Siz;
Und getroffen, wie von ſeinem Bliz,
Sank die Königin in tiefes Schweigen.
Und ſie hörte, wie den Wind durch Palmen
In Gewitternächten, tief und hehr,
Rauſchen Salomos und Aſſaphs Pſalmen
Und der heil'gen Melodien Meer.
Du, ſprach dann die Königin zum König,
Wie ſo ſelig biſt du und wie groß!
Was ich von dir hörte, war zu wenig:
Uiberſchwenglich herrlich iſt dein Loos!

Selig, ſagte Salomo, der Weiſe,
Selig, Königin, iſt Gott allein;
Eitel iſt die Welt, und eitel heiße
Ich der Erde weſenloſen Schein.

Und ſie ſprachen nun von Gott, von jeder
Großen Wahrheit und von der Natur,
Fanden überall Jehovahs Spur,
In dem Iſop, in des Libans Zeder.
Was die Königin zu fragen wagte,
Alles war dem Könige bekannt;
Nirgends für ihn unbekanntes Land,
Und vor ihm, wie vor der Sonne, tagte
Jede Dunkelheit zu heiterm Licht:
Jeder Zweifel, jeder Knoten bricht.

Von Bewunderung dahingeriſſen,
Sagt die Fremde: du haſt keine Nacht;
Du biſt's, dem noch eine Sonne lacht

In des Lebens dikſten Finſterniſſen:
Du weißt noch, wo Alle nichts mehr wiſſen.

O, was iſt es mit des Menſchen Wiſſen,
Sagt der König: Dämmrung ſtatt des Lichts!
Wir, wir glauben, was wir glauben müſſen:
Gott allein weiß, und der Menſch weiß nichts.

II.

Adolf und Guſtel
oder
Die Entſcheidung am Hochgerichte.

(Eine Erzählung.)

Liebe Herzens Guſtel! ſprach Adolf, und drükte einen herzhaften Kuß auf ſeines Mädchens Wange; das ſoll ein Leben geben wie zu Canaan! Funf Thaler habe ich bei dem Major für Gartenarbeit gut; die müſſen alle drauf gehen, wenn wir Hochzeit halten. — »Ja, das wird noch lange währen, erwiederte Guſtel verdrießlich, und» — — Sag mir nur Mädchen, warum du mir immer ordentlich bange machſt mit deinem verdrüßlichen Geſichte und deinen lieblöſen Reden? Der Major kann doch nicht ewig krank bleiben; und dann muß der ärgerliche Hauptmann ſchon mit dem Kopulirſcheine herausrüken.

Der hat's überſtanden, Kinder, ſprach der eintretende Invalide Wanger auf ſeine Krüke geſtüzt, und wiſchte ſich

eine Thräne unter den eisgrauen Wimpern hinweg; der hat's überſtanden! Der Major's giebts noch viele, aber ſo keinen, Gott weiß es. »Wanger, um Gottes Willen» rief Adolf. — Ja Kinder, erwiederte er, und zog ſeine Müze mit einem Blike gen Himmel; um den Willen Gottes zu erfüllen, hat er uns verlaſſen: denn jeder brave Kerl hätte ſein Leben mit dem alten Lindau getheilt. »O mein Gott!» rief Adolf, und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Adolf war der einzige Sohn eines ſchleſiſchen Landpredigers. Der redliche Seelenhirt, dem ſeine Schafe kaum die Welle zur nöthigen Bekleidung und Subſiſtenz für ſich und ſeinen Sohn abwarfen, konnte dieſen keinen andern Unterricht genießen laſſen, als der aus ſeinen eignen beſchränkten Kenntniſſen floß. Adolf konnte ſchreiben, rechnen, etwas Latein, Geſchichte und Länderkunde, als er ſechszehn Jahre alt war, und ſein Vater ſtarb. Da ſtund der arme Junge an der Leiche des guten Vaters, den der Gram um die Zukunft der armen Waiſe um ein Jahrzehend früher ins Grab gedrükt hatte, und blikte in die ſchöne weite Welt mit dem thränenſchweren großen Auge wie in eine Einöde. Denn ſo viel Erfahrung hatte er ſchon in dem kleinen Kreiſe mit des Vaters und den eigenen Augen geſchöpft, daß den Unglüklichen die Menſchen gewöhnlich wie einen Räuber fliehen, der nichts geben, und nur nehmen kann. — Denn ſie fühlen nicht die Wohlthat für das eigne Herz, dem Fremden wohlzuthun, und des Dankes Thräne iſt eine verrufene Münze für ſie, die ſich nicht weiter geben läßt. — Armer Junge! ſchwer iſt die Prüfung für dein junges Herz; wer ſtärkt dich im Glauben an die Menſchheit, an eine rettende Vorſicht, damit du der Verzweiflung nicht Raum im Buſen giebſt? — —

Da ſchlug dem Sinnenden der redliche Nachbar Veit auf die Schulter: »He Adolf! haſt du ſchon vergeſſen, was

der Alte dort ſagte? Im Unglüke Muth gefaßt, auf Gott vertrauet, der alle Menſchen liebt, und ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache fällt. — Laß deinen Vater zur Ruhe tragen, und weine dich aus. Du bleibſt bei mir, hernach überlegen wir, was du anfängſt.» — Adolf folgte, und acht Tage darauf, wo man überlegt hatte, was aus ihm werden ſollte, wußte man, daß Adolf zum Studieren kein Geld, zum Bauern keine Hände und Geſchik, und der redliche Veit kaum Brod für ſich und ſeine Kinder habe. Da ſprach Veit wohlgemuther, als ihm ſelbſt war: Adolf, du biſt ein hübſcher Junge, kannſt fix rechnen und ſchreiben — diene unſerm König. Wer weiß, wirſt du einſt Feldwebel, und dann iſt dein Glük gemacht. Der Major iſt heute ſelbſt drüben in Lippdorf beim Werboffizier, und ſoll ein kreuzbraver Herr ſeyn. — Da ſchnürte Adolf ſeinen Bündel, drükte dem Freunde die Hand, und ſchied von Hoffnung geſtärkt von der väterlichen Heimath. — (Adolfs Geburtsort lag in einem Königskanton, der ziehungsfrei war, und wo die Werber Freiwillige von 14 Jahren annehmen durften.) — Dem Werboffizier und dem Major behagte der wohlgewachſene feurige Burſche. »Dienſt du denn, ſprach der Major, aus Luſt zu unſerm Stande und der Ehre wegen?» Nein Herr! erwiederte Adolf, des lieben Brodes wegen; denn zu betteln ſchäme ich mich. Aber topp Herr! wenn einmal Gelegenheit dazu iſt, ſo ſoll der König auch Ehre von mir haben. — Dieſe offne herzliche Sprache, und die Erzählung ſeines Schikſals intereſſirten den Major; er gab ihm nebſt dem Handgelde des Werboffiziers noch drei Dukaten aus ſeiner Börſe, und einen Brief an einen Hauptmann ſeines Regiments, worin er ihm Adolf anempfahl, und ließ den Rekruten ohne weitere Umſtände allein ſeiner Wege dahin reiſen. Der Hauptmann war ein herzloſer Egoiſt, ſtolz und rachſüchtig.

Der arme Soldat ſeufzte unter der eiſernen Ruthe dieſes Despoten, der geſchikt ſeine Liebloſigkeit bei ſeinen Obern mit ſtrengem Dienſteifer und exemplariſcher Zucht zu bemänteln wußte. — Du kannſt, ſprach er am dritten Tage, da ſein Diener ihm davongelaufen war, mein Burſche werden, und biſt dann dienſtfrei. — Herr Hauptmann, erwiederte der muthige Adolf, dem er von den Kameraden ſchon beſchrieben war, ich diene dem König als Soldat, dafür trage ich den Rok; aber Bedienter mag ich nicht werden. Der Hauptmann ſcheute den Major, aber ſchwur im Herzen, den Jungen für dieſe Verwegenheit noch zu züchtigen. — Mit jugendlichem Muthe lernte der Rekrute ſein Exerzitium, und die glänzende Ausſicht, die ihm Nachbar Veit eröffnet hatte, einſtens Feldwebel zu werden, an die der junge Feuerkopf noch glänzendere Möglichkeiten in ſeinem Stande hieng, verſüßten ihm die oft traurige Wirklichkeit. Denn was einem unverdorbenen Menſchen von einigem Zartgefühl am unerträglichſten ſeyn muß, ſind die rohen, verdorbenen, oft verworfenen Menſchen, die ſeine Umgebung ausmachen. Adolf erwarb ſich bald, ohne daß er es ſuchte, durch ſeine Gutmüthigkeit, ſein gefälliges, beſcheidenes Weſen die Liebe, und durch ſeine kleinen Kenntniſſe, ſeine Sittlichkeit, und die Protektion des braven Majors die Achtung ſeiner Kameraden, und der Bürger, die ihn kannten. Der Major nämlich, der nach einiger Zeit zurükgekommen war, hörte von der guten Aufführung des jungen Menſchen, und ſah mit Luſt den feurigen Adolf in Reihe und Glied wie einen alten Soldaten manövriren. Verſtehſt du denn nichts, ſprach der Major nach der Parade, womit du dir einen Groſchen nebenher verdienen könnteſt? Du biſt eines Pfarrers Sohn, verſtehſt du nicht die Gärtnerei? Ja Herr Major, ſprach der Junge freudig, davon verſtehe ich was. Meines Vaters kleiner Garten war der ſchönſte in

der ganzen Runde. Ich kann Euch alle Samen und Kräuter, Blumen und Bäume deutſch und lateiniſch nennen. O die gnädigen Herren haben oft an unſerm Garten, der an der Landſtraße lag, ſtill gehalten, und haben hineingeſchaut und gelobt. Da ſtund ich in meiner Laube und horchte wie ſie ſich wunderten, daß ſo ein kleines Feld ſo viel Schönes habe. Und auf Ehre, Herr, ich habe in den zwei lezten Jahren ihn ganz allein gebaut. Nun Adolf, ſprach der Major, ſo ſollſt du auch mir in deinen Freiſtunden arbeiten und dir was verdienen. Ich habe einen ſchönen Garten bei meinem Landhauſe am andern Ufer, wo ich wohne. Mein Gärtner iſt zu alt, das Beſte geht mir zu Grunde. — Da ſoll ich, ſprach Adolf mit großen Augen, dem Alten ablernen und ſein Brod ſtehlen? Nein Herr, das thue ich nicht. Adolf! erwiederte der Major lächelnd, du biſt zu voreilig, helfen ſollſt du dem Alten; er bleibt bei mir, ſo lange ich lebe. Verzeiht mir, ſprach der Junge beſchämt und gerührt, das will ich, und die ſchwere Arbeit thun. Ihr ſeyd gewiß alle beide mit mir zufrieden.

Schon des andern Tages wurde der junge Untergärtner inſtallirt; und ſo oft es ihm der Dienſt nicht verſagte, war er an ſeiner Lieblingsbeſchäftigung. Singend begrüßte der muntere Sohn der Natur die Morgenröthe; ſeine Phantaſie verſezte den Glüklichen in die frohen Gefilde der Heimath, wo jede Blume, jedes Bäumchen, das er tränkte, ihm dankbar lächelte. Der alte Gärtner, der ihm zur Seite gieng, liebte bald den Jungen wie den eignen Sohn; denn der fromme Adolf ehrte das Alter. Und wenn dann der Major gegen Abend von ſeinem Spazierritte nach Hauſe kam, ſeine Abendpfeife in dem Garten rauchte, der müde alte Gärtner auf einer Ruhebank ſaß, indeſſen Adolf in doppelt geſchäftiger Eile mit ſeinen Waſ-

ſterkannten den Garten durchflog, und ihm izt der gute Major mit einem »Bravo Adolf, ich bin mit dir zufrieden« auf die Achſel klopfte, ſo wurden dem Jungen im Gefühle ſeines Glüks die Augen feucht. Ja Herr, erwiederte er dann, das habe ich Euch zu verdanken; denn an das ſtädtiſche Sie konnte er ſich noch nicht gewöhnen. — Auch das höchſte Glük des Menſchen, das den fühlenden in andere Regionen verſezt, ſelbſt aus einem Jammerthale ein Eden ſchaft: das Glük der Liebe ſollte ihm hier werden. Guſtel, die Tochter einer Stikerin, brachte dem Major jedesmal die fertige Arbeit. Ihr Weg gieng durch den Garten, wo ſie gewöhnt war, vom Alten ein Sträußchen zu empfangen. Das niedliche ſchwarze Mädchen war 15 Jahre alt. Auch ihr wogte die Sehnſucht den jungen Buſen nach einem unbekannten Etwas, das ihr hier werden ſollte. Sie kam auch dieſen Abend, gieng zerſtreut im Rükwege auf den vermeinten Alten zu, ſich ihr Sträußchen zu erbitten. »Wollt ihr mir Alter —« Da ſchaute der gebükte Adolf auf die melodiſche Stimme von der Erde zu dem Mädchen auf. — — »Er iſt, fuhr ſie ſtotternd fort, nicht der Alte.« — Nein, ſprach Adolf verwirrt, dem der Anblik des hübſchen Mädchens gar wunderſam zum Herzen drang, nein, ich bin erſt 17 Jahr alt; und was will Sie denn? — »Ich heiße Guſtel und kriege von ſeinem Vater immer ein Sträußchen, wenn ich heimgehe.« — Ei, ſprach Adolf beherzter durch die Furcht des ſchönen Mädchens, ſo wahr ich Adolf heiße, ich kann ſchöne Sträuße binden; und raſch ſäbelte er, wie ein Kreuzritter unter den Ungläubigen, mit ſeinem Meſſer die ſchönſten Blumen. — Langſam! ſprach der Major, der lächelnd die ganze Szene bis auf das blutige Ende, wo er die Zeche bezahlen ſollte, mit angeſehen hatte; langſam! willſt du denn das Mädchen auf einen Heuwagen von Blumen ſezen? Ich zahle alles von meinem Monatgelde, fuhr der emſige

Schnitter fort, (denn der Major ließ wöchentlich eine Partie der Blumen und Gewächſe verkaufen.) »Laß es gut ſeyn, ich ſchenke euch dieſe; aber izt geht hübſch nach Hauſe Kinder, es iſt ſchon ſpät.« — Da wanderte das hübſche Pärchen, dem jeder Begegnende noch mit Wohlgefallen nachſah, ſtumm und verlegen die Straße am Ufer, um über die Brüke nach jenſeits zurükzukehren.

Die erſte Liebe war in die jungen Herzen eingeſchlichen, wo uns die Natur entſchwindet, und nur der geliebte Gegenſtand in Zeit und Raum uns übrig bleibt. Aber Adolfs Glük wollte, daß er dieſen heiligen Tag für jeden Menſchen mit einer edlen Handlung feiern ſollte. Sie waren ſchon auf der halben Brüke, da rief Guſtel erblaſſend: ach mein Gott! Ein Knabe war durch Zufall in den Strom gefallen. In einem Nu warf der muthige Adolf Rok und Schuhe weg, riß ſich von Guſtel, die ihn halten wollte, los, und ſtürzte in den Strom. Da ſtand die ſtaunende Menge und ſchaute nicht mehr dem Kinde, nur dem edlen Retter nach. Zehn Nachen waren vom Ufer zur Hilfe losgeſtoßen, und der erſchöpfte Adolf kämpfte ſchwächer ſchon mit den Wogen, den erhaſchten Kleinen mit einem Arme auf der Oberfläche haltend. Aller Herzen ſchnürte Angſt um den jungen Helden. — Gottlob, der eilende Fährmann erhaſcht ihn izt, und zieht ihn und den Kleinen glüklich in das rettende Boot. Jubelnd begrüßt die Menge die Gelandeten, aber der ſüßeſte Lohn harrte ſeiner. Guſtel, von Liebe und der ſchönen That begeiſtert, iſt izt frei von aller Menſchenſcheu; gewaltſam treibt ſie das Herz zu dem Edlen, und die Umſtehenden, durch die ſie ſich mit Gewalt drängt, hoben das köſtliche Schauſpiel, wie das holde Mädchen dem triefenden Adolf in die Arme ſinkt, und der Glükliche, ohne daß er es ſelbſt kaum weiß, den erſten heißen Kuß der Liebe auf ihre Lippen drükt. — Du haſt brav gethan, mein Sohn, ſprach der

General des andern Tages, im Garten des Majors, zu Adolf. Gutes thun dem Bedrängten iſt edel; aber ſein Leben für den Nothleidenden ausſezen, iſt groß. Jener ſpendet einen Theil, den er entbehren kann, dieſer das Ganze. Geld mag ich dir keines geben, Adolf, aber meine Hand, zum Zeichen, daß ich dich ſchäze. Adolf war bei Auguſtens Mutter anfänglich gut aufgenommen; aber nicht lange dauerte dieſes Wohlwollen. Sein eigner Feldwebel, Leisler, ſah ſchon lange Auguſten gerne. Izt, wo er das Einverſtändniß des Mädchens mit Adolf merkte, das er früher ſich gewogen glaubte, gieng er, um Adolf wegzudrängen, mit ſeinem Antrage zur Heirath bei der Mutter hervor. Dieſer gefiel dieſe Ausſicht zu einer Verſorgung; denn die Monatsgage des Feldwebels mit den Akzidentien war einige 20 Thaler, und Adolfs Jugend und geringe Löhnung ſammt dem kleinen Verdienſte als Gärtner war keine Fürſprache bei ihr. Leisler war ein ſchöner Mann von 30 Jahren. Er hatte ſtudirt, und eigne Schikſale ihn in dieſen Stand geworfen. Er war ein Schmeichler; durch höfiſche Kriecherei bei ſeinem Hauptmanne und den andern Offizieren, durch Tüke und Ränke hatte er es in kurzer Zeit zum Feldwebel gebracht. Der Hauptmann, der ſelbſt ein ſchlechter, übrigens roher Menſch war, nuzte in ſchwierigen Fällen Leislers Kopf und Arm, und half dagegen dieſem wo und wann er konnte. Leisler hatte ihm ſeine Abſicht auf Guſtel entdekt, und der Hauptmann verſprach ſich die doppelte Freude, dieſem helfen und dem gehaßten Adolf ſchaden zu können. Er verſprach dem Feldwebel ſeinen Beiſtand, und daß er ſeinem Nebenbuhler, wenn es je dazu käme, als Kompagniechef nie den Kopulirſchein geben würde. Unter allen dieſen Prämiſſen erhielt Leisler der Mutter Jawort. Es wird ſich ſchon geben, ſprach er izt zu ihr, wo ſie mit ihm gleiches Intereſſe hatte. Weiber-

herzen ſind eine Feſtung; Schmeichelei und ſüße Worte nähern ſich in Schlangenlinien, ſchieſen endlich eine Breſche, und die Garniſon iſt froh, wenn ſie mit Brautkranz und Ring ehrenvollen Abzug in den Eheſtand erhält. Adolf, ſo unerfahren er war, ſah doch, was keinem Liebhaber ſo leicht entgeht, daß Leisler ſein furchtbarer Nebenbuhler ſey, und, vertrauend auf ſeines Mädchens Liebe, erklärte er ihr geradezu, er wolle ſie heirathen, um die ganze Sache zu enden zu machen, und mit der Mutter heute noch ſprechen. Die Mutter, mit Leisler einverſtanden, ſuchte, um nicht das Mädchen durch eine gerade abſchlägige Antwort jenem abgeneigt, und ſie vielleicht eigenſinnig auf eine Heirath mit Adolf zu machen, in dem Aufſchub derſelben die beſte Auskunft. Er iſt noch zu jung, Adolf, ſprach ſie zu ihm, und hat zu wenig Einkommen. Ich zweifle, ob ihm ſein Hauptmann, wenn ich auch einwilligte, den Trauſchein geben würde. Dazu iſt der Major krank, kann ſterben, ſein Nebenverdienſt iſt dann ganz dahin, und der Mann darf nicht von dem ſauern Erwerb der Frau leben. Dagegen bin ich nicht; aber ſpreche er ſelbſt mit ſeinem Hauptmanne. — Adolf, um einen Stein des Anſtoßes zu heben, nämlich die nöthige Einwilligung des Compagniechefs, gieng zu ihm. Nach manchen vergeblichen Gängen ließ ihn der Hauptmann vor. Wohl wiſſend, daß Adolfs Beſchüzer, der Major, ernſthaft krank darnieder lag, und dieſer keinen Zutritt zu ihm habe, fuhr er ihn barſch an, lachte ihm hämiſch ins Geſicht über eine Zumuthung, eine unglükliche Ehe unter zwei Kindern zu ſtiften, und entließ ihn damit, er ſolle ſich in einigen Jahren wieder melden. — Indeſſen war Guſtel in dieſen Tagen trefflich bearbeitet worden. Leisler machte alle Uiberlegenheit ſeines Geiſtes, ſeiner Kenntniſſe und Erziehung über den guten Adolf fühlbar. Süße Worte und Schmeicheleien wurden bei ſeiner

Theorie der Weiberherzen nicht geſpart. Durch eine unpartheiiſch ſcheinende Zuſprache der Mutter, welche kalt beider Verhältniſſe auseinander ſezte, wurde Guſtel ſelbſt überzeugt, daß dieſe Verbindung wohl mehr Vorzüge habe; nur ihr Herz hieng, jedoch mit leiſeren Fäden, an ihrem Adolf. Die ſchlaue Mutter, welche in allem ſtreng der Vorſchrift des gewünſchten Schwiegerſohnes folgte, rieth ihr: du gewinnſt in dem Umgange mit Leisler, der ein geſchikter und braver Menſch iſt; lerne ihn kennen, und dann kannſt du ja, wenn er dir nicht gefällt, immer den Adolf heirathen.

So ſtunden die Sachen, als Adolf wieder zu ſeinem Mädchen kam, die Verdrüßliche mit der Ausſicht tröſtete, daß der Major wieder geſund werden müſſe, und der Unglüksbote, der Invalide Wanger, izt mit der Nachricht von dem plözlichen Tode des Majors eintrat. Adolf war, wie wir im Eingange ſahen, weggerannt, um ſich von der Schrekenspoſt ſelbſt zu überzeugen. Es war ſo — der Major — todt. Jammernd ſtürzte Adolf zu der Leiche, und küßte die kalte Hand des Wohlthäters. — Armer Adolf! kaum haſt du den verlornen Vater in dem fremden guten Menſchen wieder erhalten, und das Geſchik raubt ihn dir wieder. Zu ſchwerer Prüfung will es dich bereiten; wohl dir, wenn dein junges Herz nicht unterliegt.

Adolf fühlte bald die ganze Schwere des Despotenarmes ſeines Hauptmanns. Das kleinſte Verſehen, der Knopf auf dem Roke, der nicht gerade ſtund, brachte einen Vorwurf, ein Scheltwort des Erbitterten, im Angeſicht ſeiner Kameraden, hervor. Adolf verlebte trübe Tage, denn auch ſeine Lieblingsbeſchäftigungen in des ſeligen Majors Garten, und mit ihnen ſein kleiner Verdienſt waren ihm durch den Wechſel des Beſizers verloren gegangen. Nur die Liebe ſeiner Guſtel, zu der ſeine eigne mit jedem Hinderniſſe wuchs, hätte ihn entſchädigen können. Aber Guſtel

war, durch die neuen Verhältniſſe des Bedrängten noch williger, dem Rathe der ſchlauen Mutter gefolgt. Sie liebte ihn zwar immer noch; aber Leisler war ihre ſtete Umgebung. Er gab ihr Unterricht im Rechnen und in wiſſenſchaftlichen Anfangsgründen. Und wenn der arme Adolf kam, ſo mußte er ſehen, wie beide in einem Buche leſend ſich oft mit den Wangen berührten, ohne daß die gefällige Schülerin dem Lehrer zu grollen ſchien. In ſeinem Herzen erwachte furchtbar die Eiferſucht. Kein Schlaf kam mehr in das Auge des Bekümmerten, kein tröſtendes Wort des Mädchens, das ihn immer noch ihrer Liebe verſicherte, konnte den Sturm ſeiner Seele beſänftigen. Denn, wenn er ſie bat und beſchwor, den Nebenbuhler zu meiden, wand ſie der Mutter Willen ein, des gebildeten Mannes Unterricht zu benuzen, um etwas zu lernen. Aber die Mutter und Leisler wußten es ſelbſt dahin zu bringen, daß Auguſte öffentlich mit ihm ſpazieren gieng, um das Mädchen daran zu gewöhnen, daß man Leisler ihren Liebhaber nannte. — Guſtel hatte einen Bruder von 11 Jahren, der von Leisler durch kleine Geſchenke längſt beſtochen war. Er mußte auf deſſen Geheiß öfter, wenn Adolf kam, die Schweſter verläugnen. Aber einigemal war dieſer doch eingetreten, und hatte ſich von der Falſchheit des Jungen überzeugt. Er haßte den kleinen Lügner von Herzen. Um dieſelbe Zeit erfuhr er auch die Spaziergänge mit Leisler. Höllenpein wüthete in ſeinem Gemüthe. Zwei Tage war er in ihrem Hauſe geweſen, und nie traf er Guſtel an. Er ſchalt ſie im Herzen treulos, ſeinen Nebenbuhler einen Niederträchtigen, der ihm tükiſch ſein Glük geſtohlen. Da traf den Erbitterten ein Kamerad ſeiner Kompagnie, und überredete ihn, unter dem Vorwande wichtiger Entdekungen, in eine Weinſchenke. Hier erzählte ihm der Schwäzer, was er ſelbſt nur halb wußte, mit aller Gewißheit: Leisler habe

ſich bei einem Dritten geäußert, Guſtel lache nur Adolfs, ſie wolle keine Muskotiersfrau werden, und er, der Feldwebel, ſeye der Beglükte. — Der Eiferſüchtige ſog mit gierigen Zügen dieſes Gift in ſeine Seele. In dieſem Zorn trank er, ohne es ſelbſt zu wiſſen, einige Gläſer Wein, und der gutmüthige, ſittliche Adolf war in ſeinem Leben das erſtemal halb betrunken, und von einem Gefühl der Rache durchglüht. Er taumelte auf die Straße, wo ihn der Kamerad verließ, unbewußt wohin, gegen das nahe Stadtthor. Hier erblikte er den kleinen Friz, Guſtels Bruder. Wo iſt deine Schweſter, rief er ihn an. »Mit Leisler ſpazieren.» Weißt du wohin? Ja, ſprach Friz, den der taumelnde Adolf ergözte, und ſich gleich einen boshaften Streich erſonnen hatte; ich will ſie dir zeigen. Der Betrogene wollte ſeinem Herzen Luft machen, Guſtel ins Angeſicht ihre ſchändliche Untreue vorhalten, und ihr den Ring vor die Füße werfen, den er noch am Finger trug; zu ſeiner Rache aber Leisler einen Niederträchtigen ins Geſicht heißen. Führe mich hin, ſagte er zu Friz. Muthwillig ſprang der Knabe vor dem Taumelnden her, lachte ihm höhniſch ins Geſicht. »Du kriegſt meine Schweſter doch nicht; Herr Leisler hat auch der Mutter geſagt, du wärſt ein Narr; der Korporal würde dich aber ſchon noch geſcheit machen.» — Adolf ſtieg immer mehr der Grimm im Herzen. Er hatte ſich ſchon auf die härteſte Rede gefaßt gemacht, die er den beiden geben wollte. Er und Friz giengen eben am Rande vom Walle, an deſſen Fuß der Weiher ſpülte, der die Feſtung umgab. »Da drüben ſind ſie», rief ſchnell der Knabe, und gab Adolfen einen Stoß, daß er hinunterkollerte bis zum Fußpfade, der ihn noch vom Waſſer trennte. Er hörte noch das ſchallende Hohngelächter des Jungen. Wüthend zog er ſeinen Sabel. Friz befiel bei dem Anblike der bloßen Klinge tödtliche Angſt; ohne zu wiſſen wohin,

floh er vorwärts, und im dunkeln Gefühl, Adolf würde den Wall hinaufklettern, izt einen kleinen Pfad herab, der zu jenem Fußwege am Weiher führte. Aber Adolf war den nämlichen Weg gerannt. Halt kleine Schlange! rief er mit vorgehaltenem Säbel. Friz war im Schuſſe, ohne ſich halten zu können, mit einem Angſtſchrei ſtürzte er in die Klinge, und entſeelt lag er zu Adolfs Füßen.

Mörder! Mörder! donnerte es laut wie ein Ruf des ewigen Richters in des Unglüklichen Bruſt, und vom Uibermaß tödtlicher Empfindungen zerſchmettert, ſtürzte der Jüngling bewußtlos auf den Leichnam von Auguſtens Bruder. — O unglükſeliges Verhängniß der Menſchheit! Mit einem Herzen voll Liebe zu ſeinen Brüdern wandelte dieſer Tugendhafte ſeine Bahn. Das eigne Leben reichte er einſt hin, ein fremdes zu erhalten, und bei jener Himmelsglut, Liebe, die wohlthätig eine Gottheit in des Menſchen Bruſt ihn zu beglüken ſenkte, ſchmieden die Unſichtbaren jene Feſſeln, die ihn herab in die Reihe der Verbrecher ziehn, und das Loos eines Tugendhaften an jenes der Verworfenen ketten. — Adolf erwachte, und alle Schreken des Gewiſſens und der Religion in ſeinem Buſen. In Traumgeſtalten umſchwebten der Geiſt ſeines Vaters und ſeines Wohlthäters die Phantaſie des Geängſtigten, und Rache rief das ſtrömende Blut von Auguſtens Bruder.

Ja, rief er entſchloſſen, ich will euch verſöhnen, die blutige That abwaſchen mit meinem eignen Blute. Und izt ſtürzte er ſchnell fort nach der Stadt und auf die Hauptwache. Sein Hauptmann hatte heute den Poſten. »Herr Hauptmann, ich bin Mörder, Auguſtens Bruder habe ich erſtochen, und bin ihr Gefangener.« Da ſchauderte im erſten Augenblike der Unmenſch ſelbſt. Aber das ſüße Gefühl der Rache erſtikte die vorübergehende Regung der Menſchlichkeit. Kalt befragte er den Unglüklichen um die

That, und befahl die Leiche aufzuſuchen. Adolf, in deſſen Phantaſie nur das Bild des Gemordeten, einer troſtloſen Mutter und Schweſter, die Rache über den Mörder ſchrien, ſchwebte, ergriff eine Art Schwärmerei, das verhaßte Leben um jeden Preis abzuſchütteln, und erklärte, daß er ungereizt, nur aus Eiferſucht und Rache, dieſen Mord begangen. Der Hauptmann ſchrieb dieſe Geſtändniſſe nieder, ſandte ſeinen Bericht an die Behörde, und Adolf in die Gefängniſſe.

Der Kriminalprozeß wurde inſtruirt. Der Offizier, mit dem Verhör beauftragt, war ein Mann von Herz und Einſicht. Er fand mehrere widerſprechende Angaben des Delinquenten in den begleitenden Umſtänden dieſes Mordes; aber Adolf blieb immer hartnäkig, er habe aus Eiferſucht und Rache es gethan. Der Offizier mußte dieſes Geſtandniß, das durch keinen Wahnſinn des Selbſtanklägers vernichtet oder geſchwächt wurde, in den Akten treu wiedergeben; allein er ermangelte nicht, jene Doppelreden, und was er als Pſycholog bemerkte, den Lebensüberdruß Adolfs, deſſen öfters geäußerten Wunſch, ſeine verdiente Strafe bald zu erhalten, in ſeinem Berichte kräftig auseinander zu ſezen. Denn ſeine Uiberredung, die lautere Wahrheit zu ſagen, hatte er an dem jungen Mann zwekles verſchwendet.

Der General war in dieſer Zeit nach ſeinen Gütern verreißt, und der nach ihm ſeinen Rang einnehmende Obriſtlieutenant ſezte ein Kriegsgericht nieder.

Unterdeſſen wurde Guſtel von den Schlangenbiſſen bitterer Reue gepeinigt. Unter Weinen und Händeringen warf ſie ſich vor, durch ihr zweideutiges Benehmen, durch die Kränkungen, die ſie ihrem Adolf gemacht, die mittelbare Urſache dieſes Mordes zu ſeyn: denn ſie kannte ſein ſanftes, menſchenfreundliches Gemüth, und den boshaften Friz. Ihr Herz konnte ſich nicht uberreden, daß Adolf ein Mör-

der aus Vorſaz ſey. Der Feldwebel wurde ihr verhaßt, und alles Zureden der Mutter bewies ihr nur den Plan, den man auf ſie gemacht hatte. Leislers Kunſt war zu Ende, und der Elende dürſtete nur nach Rache an Adolf. Er und der Hauptmann wußten es zu wenden, daß in dem Kriegsgericht, bei dem geſezmäſig zwei Gemeine, weil der Delinquent ſelbſt einer war, und zwei Korporäle ſeyn mußten, die Wahl auf Subjekte nach ihrem Wunſche fiel. Zwei dieſer Erwählten erhielten ſelbſt von Leisler Geld, und die andern wurden durch die angedrohte Ungnade des Hauptmanns, wahrſcheinlich bald Majors, der ebenfalls Glied dieſes Gerichts war, wenn man einen ſolchen Verbrecher durchließe, ſchon vorher zur Todesſtrafe geſtimmt. Adolf erſchien vor dem Kriegsgericht. Freundlich ſah er ſeine Richter an, wie der Kranke den Arzt, der ihm von ſeinen Leiden helfen ſoll. Auf die Frage: ob er nichts, und gegen keinen dieſes Gerichts was einzuwenden habe, ſprach er ſanft: Ich liebe alle Menſchen; habe ich einen von euch beleidigt, ſo wird er mir verzeihen. Richtet ihr nach eurem Herzen. Gott ſieht das meine, und wird bald auch mir ſchwerem Sünder Gnade angedeihen laſſen. — Adolf blieb bei ſeiner erſten Ausſage, und durch Stimmenmehrheit wurde er zum Schwerde verurtheilt, welches Urtheil an den König bald darauf zur Beſtätigung abgeſchikt wurde. Ich danke euch, ſprach er lächelnd zu ſeinen Richtern, bald habe ich ausgelitten. Still wanderte er in ſein Gefängniß zurük, wo er in den trübſten Stunden im heißen Gebete zu ſeinem Richter da oben um Gnade flehte. Das Gerücht von dieſem Todesurtheil durchlief ſchnell die Stadt. Adolfs Jugendſchikſale, ſeine Sittlichkeit, ſein Edelmuth bei der Rettung jenes Knaben, und die Liebe ſeiner Obern, mit Ausnahme des Hauptmanns, waren bekannt. Man bedauerte den Unglüklichen, und ahnte ſelbſt die Möglichkeit

einer geringern Straffälligkeit. Die arme Guſtel wollte verzweifeln; alle Tröſtungen der Mutter waren vergebens. Sie wollte ihren Adolf wieder ſehen, ſeine Verzeihung erhalten, und im unglüklichſten Ausgange bis zu ſeinem lezten Augenblike an ſeiner Seite ſeyn. Ich gehe mit dir, ſprach der Invalide Wanger; und beide wanderten nach dem Gefängniſſe, wo man izt Zutritt haben konnte. Die Riegel und Thüren flogen auf. Adolf kniete vor ſeinem Kruzifix und betete andächtig. Bei dem Anblik des Gefeſſelten ſtürzte mit einem Schrei des Entſezens das liebende Mädchen zur Erde. »Guſtel! o mein Gott!» — Da haſt du ſie, ſchluchzete der alte Wanger, und ſchleppte die Ohnmächtige in Adolfs Arme, der ſie mit ſeinen Feſſeln an das leidende Herz drükte. Unmöglich war es dem Liebenden, die Wiedererwachte in dem Wahne zu laſſen, ſie umarme in ihm den rachedürſtigen Mörder ihres Bruders. Nein, ſchrie er mit Herzensangſt, ich bin kein Mörder, wie du glaubſt! Gott hat es ſo gefügt; ich war betrunken, und Friz iſt mir in die Klinge gelaufen. Wanger ſträubte ſich das Haar, als er Adolfs Unſchuld und deſſen bevorſtehendes Schikſal erwog. Er ließ ſich die ganze Geſchichte ausführlich erzählen; er dachte ſich die Möglichkeit, Adolf wäre noch zu retten, und ſchnell eilte er von dannen, und ließ die Liebenden allein. Er gieng zum General, der kürzlich zurükgekommen war. Dieſem erzählte der Greis, was er erfahren, und wie die Sache mit der Geliebten und Leisler zuſammenhieng, und daß der Hauptmann den armen Adolf nach dem Ableben des Majors gequält und ihm den Kopulirſchein verweigert habe, ſich auch bei Leisler und dieſer bei der Mutter geäußert habe, er würde ihn nimmermehr geben.

Den menſchenfreundlichen General, der, wie wir wiſſen, ſchon früher dem Adolf gut war, erfüllte die Geſchichte mit Schmerz. Es iſt zu ſpät, wenn auch alles ſo wahr iſt,

mein guter Wanger; wenn der König das Urtheil beſtätigt, dann kann ich ſeine Vollziehung nicht aufhalten. Aber wiſſen muß ich alles, und das Mögliche verſuchen. Er gieng ſelbſt zu Adolf. In den Armen ſeiner Guſtel war dem Unglüklichen auch die Luſt zum Leben wiedergekehrt. Denn was kann den Menſchen mehr an dies Erdenleben feſſeln, als das Hochgefühl glüklicher Liebe. Er erzählte ſeine Geſchichte ausführlich. Eben ſo theilte auf ſein Verlangen auch Guſtel die Geſchichte ihrer Liebe und ihrer Verhältniſſe mit Leisler ihm treu mit. — Adolf, ſprach der General, du biſt verloren: dein eignes Geſtändniß vor und in dem Kriegsgericht hat dich verurtheilt, und ſo wird der König auch richten. Unter Thränen der Liebenden entfernte er ſich. Aber nichts deſtoweniger beſuchte er auch Guſtels Mutter, die izt, zerknirſcht durch das Elend des eignen Kindes, willig die Intriken Leislers und ihren eignen Antheil aufdekte. Auch jenen Soldaten, der mit Adolfen am nämlichen Tage getrunken, und von dem in der ganzen Prozedur keine Rede war, hörte er ab, und nahm endlich auch genaue Einſicht von den Akten der Verhöre des Kriegsgerichts.

Guſtel verlebte Tage des bittern Jammers in Adolfs Kerker, den ſie nicht mehr verließ; denn der ſchwache Strahl von Hoffnung, der König werde das Urtheil nicht beſtätigen, konnte ihr leidendes Herz nicht mehr erwärmen. Aber Adolf, dem jede Hoffnung entſchwunden war, wuchs mit Auguſtens Troſtloſigkeit der eigne Muth. Denn nichts erhebt mehr den edlen Menſchen über das eigne Schikſal, als wenn die, die uns lieben, in unſerm Muthe Rettung ſuchen. Mehrere Tage darauf kam auch die endliche Entſcheidung: der König hatte das Urtheil beſtätiget, und morgen ſollte Adolf das Schaffot beſteigen. Der General war auf ein Gut in der Nähe der Stadt denſelben Tag abgereißt. Da ſchloß der hochherzige Jüngling mit Inbrunſt

die Verzweifelnde an das treue Herz. Guſtel, rief er, morgen habe ich ausgelitten! Liebe Guſtel, zerreiß mir nicht das Herz durch deinen Jammer; du kommſt ja wieder zu mir dort oben! Auch Friz wird mir verzeihen, und dann lieben wir uns ewig! Komm, Guſtel, bete mit mir zu Gott, daß er mich ſtärke in dieſer Prüfung, und ich wie ein Mann mein Schikſal trage, und wie ein Soldat meinem Tode entgegen gehe!

Ein würdiger Geiſtlicher war Adolfs Beiſtand. Mit einem fühlenden Herzen, einem hellen Verſtande, in dem kein Schatten finſtern Aberglaubens niſtete, wußte er mit Menſchenkenntniß den Troſtbedürftigen nach ſeiner Erziehung, ſeinem Denkvermögen, wie der Arzt ſeinen Kranken, zart zu behandeln. Er zeigte dieſen leidenden Seelen die hohen Verheiſungen einer göttlichen Religion, wo eine ewige höchſte Liebe, wie eine treue Mutter ihre Kinder, alle Menſchen umfängt. Die hohe Weihe ſeiner Rede, die nur Liebe und jenen heiligen Glauben an eine Zukunft athmete, der, wenn nicht aus dem Verſtande doch aus dem Herzen kam, goß Ruhe und milde Ergebung, wie Thau des Himmels auf die lechzenden Blumen, in ihre wunden Buſen. — So verfloß die Nacht, und der entſcheidende Morgen erſchien. Adolf, von einer heiligen Schwärmerei begeiſtert, gehörte nicht mehr dieſer Welt an; denn auch ſeine Guſtel ſah in ihm den Bräutigam, mit dem ſie ſich dort oben bald vermählen würde. Viele Tauſende von Menſchen ſtrömten nach dem Richtplaze; aber nicht in jenem wilden Tumulte, der die Menſchlichkeit entehrt, wie in jenen Städten, wo die ſchuldigen Verbrecher heerdenweiſe als Sühnopfer der bürgerlichen Ruhe und Sicherheit fallen. Habt ihr geſehen, wie dort der menſchliche Richter mit bewegtem Herzen und Erbarmen den verirrten Brüdern den Tod verkündet, die oft vom Zufall, vom unerforſchlichen Verhängniß in des

Laſters wilde Bahn geſchleudert, izt tiefe Reue im Herzen tragen; wie er ſie alle, ſelbſt die verworfenen Verbrecher, die reulos auf ihr Sündenleben bliken, mahnt zum Stark⸗muth in dieſen lezten Augenbliken? Und wie den andern Morgen, wie zu einem frohen Feſte, die Menge jauchzend eilt; wie Schaaren junger Kinder, von Eltern unbewahrt den zarten Keim der Menſchlichkeit im jungen Buſen, ſich auf dem Richtplaz ſpielend tummeln; und wie, gleichſam zu einer Luſtparthie in die Viſite, die ſchönere — nicht die menſchlichere — Hälfte des Geſchlechts in nahgelegene Häuſer des blutigen Schauplazes eilt, und in gewähltem Puze, mit wehenden Federn auf dem Haupte, mit herzloſer Miene, von dem Carmin der ſtolzen rothen Tücher, dem Symbol des kommenden Schauſpiels, beſtrahlt, ſich izt auf dem Balkon und an den dichtbeſezten Fenſtern zeigt, das blutige Drama nun beginnt, mit den abgeſchla⸗genen Köpfen der Vorhang gleichſam fällt, und — — — o weg von dieſem Schauſpiel! Wenn ihr die Menſchlichkeit im eignen Buſen ſpielend mordet, wie wollt ihr einen Stein nach dem Unglüklichen werfen, der vielleicht vom Hunger angetrieben, des Landmanns Thür erbrochen, und für ein Paar Thaler Werth als Beute davon getragen!

Still und feierlich begann der ſchauerliche Todeszug. Kein Ton, als hie und da ein lautes Schluchzen, hallte durch den ernſten Taktſchritt des begleitenden Militärs, an deſſen Spize Adolfs Hauptmann, durch ein Dekret unlängſt zum Major avancirt, mit menſchenſcheuem Blik dahin ritt. Adolf mit heiterer Miene, wie wenn er einen Freund zu beſuchen gienge, fuhrte das blaſſe Mädchen in ſeinem Arme. Der Geiſtliche gieng ſchweigend zur Seite. Kein Herz der Tauſenden blieb ungerührt; jede Miene ſprach menſchliches Erbarmen mit dieſem Opfer, und in jedem weiblichen Auge glänzte des Mitleids ehrende Thräne. Am Fuße des

Schaffots war der Zug izt angelangt. Da ſchloß der Jüngling zum leztenmal die Braut in ſeine Arme, nahm ſeinen Treue-Ring und ſtekte ihn an Guſtels Finger. Aber mit ſeinem lezten Kuß auf ihre Lippen erblaßte die Arme. Da haſt du ſie, Wanger, ſprach er, und legte ſie ſanft dem weinenden Greiſe in die Arme. Lebt alle wohl! dort ſehen wir uns wieder. Denen, die ihm am nachſten ſtunden gab er die Hand zum Abſchiede, und beſtieg die blutige Bühne. Hier kniete er im Angeſicht des unzähligen Volks noch einmal nieder, und betete mit ſeinem Prieſter. Segnend legte der Greis die geweihten Hände auf des Jünglings Haupt, und reichte ihm izt ſelbſt die Augenbinde.

Aber hört! — hört! — Dumpf rollt aus weiter Ferne, wie ein Donner des Himmels, ein Murmeln des Volkes, und es rollt immer näher, und das Wort Gnade hallt wie ein Schlachtruf aus der wogenden Menge. — Aufruhr! ſchreit der Major. — Gewehr auf! Bataillon fertig! — Aber ſeht! o ſeht, wie ein Engel des Himmels mit dem Flammenſchwerte ſprengt ein Offizier mit gezogenem Degen, auf dem hoch ein weißes Tuch flattert, durch die weichenden Reihen. Gnade des Königs! ſchreit der Athemloſe; und die Berge hallen wieder von dem jauchzenden Rufe des Volkes: Gnade des Königs! Er übergab dem Major ein Handbillet ſeines Monarchen. Adolf war taumenld in die Arme ſeines Geiſtlichen geſunken, und nach einiger Beſinnung eilte er die Stufen des Schaffots herab. »Guſtel! meine Guſtel! wach auf; Gott und der König haben mir das Leben geſchenkt.» — Adolf! rief die Erwachende aus dem Todeſchlummer, und drükte den Verlornen an die pochende Bruſt; aber die Worte verſagten dem von unendlichem Schmerze und unendlicher Freude erfüllten Mädchen. Der Major erblaßte als er das Handſchreiben des Königs geleſen. Es war an den General.

»Mein lieber General von Willmann!

Ich habe Euren ausführlichen Bericht in Adolf Lieblers Sache geleſen. Gott hat es durch Euch verhütet, daß kein unſchuldiges Blut flieſen wird. Ich kaſſire demnach das Urtheil des Kriegsgerichts vom 2ten dieſes. Adolf iſt frei, und Ihr ſollt mir ſagen, ob der junge Menſch bei dem Militär bleiben will, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Ich werde für ihn ſorgen. Der Major von Lindorf hat Arreſt, und ſoll ſich über die Behandlung Adolfs rechtfertigen; denn meine braven Soldaten ſollen gut und menſchlich behandelt werden. Der Feldwebel Leisler iſt unwürdig zu dienen; ich überlaſſe Euch deſſen Beſtrafung. Uibrigens empfehle ich Euch die größte Aufmerkſamkeit und Strenge in der Unterſuchung, und Euren weitern Bericht.

Euer wohlaffektionirter König.«

Es hatte nämlich der General, nachdem er, wie wir wiſſen, hinlänglich inſtruirt war, ſeinen Bericht an den König durch einen Offizier geſandt. Eilen Sie, ſprach er zu dem jungen Mann, den er ſich erkor; jagen Sie zehn Pferde todt, es gilt ein Menſchenleben. Der Offizier war auch ſchon mit der Antwort, dem obigen Handbillete des Königs, zurükgeeilt, wo er an dem Landhauſe des Generals, das an der Landſtraße nach der Stadt lag, vorbei muſite. Der General gieng ſinnend, mit Adolfs Schikſal ſchmerzlich befaßt, hier ſpazieren. Da ſprengte der Offizier daher, und überreichte die frohe Botſchaft. Jagen Sie eilig mit dem Schreiben nach der Richtſtatte. Gott gebe es, daß es nicht zu ſpät iſt! Ich komme gleich nach. — Der General kam auch kurz darauf zu Pferde an, und erfuhr ſchon von der freudigen Menge, daß Gott ſeinen Segen zu dem frommen Werke gegeben. Adolf! ſprach er gerührt, tolle Leidenſchaft hatte dich auf

Irrwege geführt. Du haſt eine harte Strafe erlitten. Dein Schikſal iſt izt verſöhnt. Nimm deine Guſtel und fahrt nach meinem Gute, dort ſehe ich euch. Der General hatte zwei leere Wagen ſich nachführen laſſen. Herr Major, Sie geben auf Befehl meines Königs Ihren Degen ab, und fahren mit meinem Adjutanten nach Hauſe. Ich hoffe, ſprach der demuthige Heuchler — Sie dürfen alles hoffen und fürchten, fiel ihm dieſer in die Rede, mit einem durchdringenden Blike, und auf des Sünders Antliz trat die blaſſe Farbe der entlarvten Schuld.

So endete dieſer Tag des Jammers, und Freudenthränen folgten denen, die der bange Schmerz erpreßt hatte. — In der Unterſuchung, den Major und Leisler betreffend, ergaben ſich durch die entdekte Beſtechung der ſubalternen Glieder des Kriegsgerichts und Leislers eignes Geſtändniß die klaren Beweiſe ihrer Verworfenheit. Der Major wurde infam kaſſirt und Leisler kam auf die Feſtung. Adolf blieb nicht im Militärſtande; der General ſtellte ihn einsweilen in der Verwaltung ſeiner Güter an, und er wurde in der Folge zu einem einträglichen Poſten, dem er gewachſen war, vom Könige ernannt. Guſtel wurde ſein braves Weib, und ſie bewährten in der Folge durch das hohe Gluk ihrer Liebe, daß das, was der Menſch mit Mühe, Sorge und Kummer erringt, ihm ewig theuer bleibt.

III.

Uiber den äſthetiſchen Karakter einer ſchönen Gegend.

Die Philoſophen ſind einig über die höhere Würde des Schönheitsgefühls. Nur wenige Naturaliſten, die die menſchliche Exiſtenz einzig auf die thieriſche Pflege beſchränken, verſuchen es, alle äſthetiſchen Erſcheinungen auf den angenehmen Kizel des Sinnes, auf die Bewegung des Nervenſaftes und des Blutes zurükzuführen.

Das Schönheitsgefühl, in der Mitte zwiſchen den vergänglichen Sinnen, aus deren Erſcheinungen der Menſch ſeine Welt bildet, und dem moraliſchen Gefühle, das ihm die Ausſicht auf das Unvergängliche öffnet, entwikelt ſich erſt nach einem gewiſſen Grade von Bildung bis zur Klarheit des Bewußtſeyns. Es ſproßt zwar aus der Wurzel der Menſchheit unerkünſtelt; aber als zärteres Gewächs entfalten ſich ſeine Blüthen erſt in milderen Frühlingstagen.

Nicht alle Gegenſtände des Schönen affiziren gleich frühe dieſen edleren, höheren Sinn. Die Plaſtik iſt jünger als die Poeſie, und es bedarf einer höheren Bildung, das

Schöne einer Statüe als eines Gedichtes zu empfinden. Den höchſten Grad der Entwikelung erfodert das Wohlgefallen an einer reinen, bedeutungsloſen Form, wobei keine poetiſche Beziehung Statt hat. Ich erinnere hier an die bekannten Hogarthiſchen Schönheitslinien, und Linien des Reizes, ſie mögen an Umriſſen bei Körpern oder bei Flächen ſichtlich ſeyn. Es giebt wenige dergleichen rein-plaſtiſche Kunſtprodukte. Rein-plaſtiſch war die Linie, welche jener griechiſche Maler an der Tafel ſeines abweſenden Kunſtverwandten hinzeichnete, um ihm ein kennbares Zeichen ſeines Beſuches zu hinterlaſſen; es war eine freie Schönheit, die an keinen Begriff des Gegenſtandes gebunden war. Aber als Phidias in ſeiner Begeiſterung den berühmten Vers der Iliade durch ſeinen Meiſel verſinnlichte, war er Dichter wie Homer. Nicht die Linien allein, die ſich an den Umriſſen des erhabenen Gebildes in freiem Spiele bewegen, auch der Ausdruk eines alle Wirklichkeit überſteigenden Begriffes, und vorzüglich dieſer rührte das Gemüth, und der Sterbliche fühlte die Nahe einer Gottheit. Ich würde ſchwerlich wie Jener in den hyperboliſchen Ausdruk ausbrechen: »ich leſe den ganzen trojaniſchen Krieg in dem zürnenden Auge einer Bildſaule«; aber der äſthetiſche Genuß würde doch für mich äußerſt dürftig ausfallen, wenn ich nichts ſähe als die eine ovale Wölbung einſchlieſende Linie, und dieſe mein Gemüth mit keinem andern Gefühle anſpräche, als mit dem bloßen Wohlgefallen an freier und reiner Zeichnung.

Die magiſche *) Kraft eines plaſtiſchen Kunſtwerkes verdankt folglich ihre Wirkſamkeit dem ihm einwohnenden poetiſchen Geiſte. Dieſer poetiſche Geiſt verbreitet zauberiſchen Reiz, belebende Warme und verſtändlichen Sinn über

---

*) Schiller über Anmuth und Würde.

das ſinnliche Wort der Schöpfung, über die ganze Natur. Nach der griechiſchen Mythe iſt der Erfinder der Leier auch der Gott des Lichtes.

Wann iſt aber ein Gegenſtand der Natur oder der Kunſt poetiſch? Ich ſchreibe einem Gegenſtande poetiſche Kraft zu, wenn er fähig iſt, mein Gemüth zu beleben, in ihm Vorſtellungen zu erzeugen, die ſeinen Begriff über die anſchaulichen Predikate des Objektes erweitern. Dieſe Eigenſchaft des Objektes nimmt die freie Thätigkeit der Einbildungskraft in Anſpruch, die in täuſchender und ſeliger Verwirrung dem Objekte als Predikate die Vorſtellungen beilegt, wozu es nur den erſten belebenden Reiz gegeben hat. Die ſchöpferiſche Einbildungskraft ſchwebt in dem gemiſchten Zuſtande zwiſchen Thätigkeit und Leiden, und befangen in der Wechſelwirkung ihrer Gefühle und den objektiven Predikaten. Dieſe Wechſelwirkung iſt naturlich bedingt durch die Empfänglichkeit des Gemüthes, (durch das ſubjektive Vermögen), mittelſt freier Thatigkeit ſich zu Ideen zu erheben. Fehlt dieſer poetiſche Sinn dem anſchauenden Gemüthe, ſo wird auch an ihm jeder Gegenſtand unwirkſam, kalt und bedeutungslos vorübergehen, und ſeine dürftige, phyſiſche Wirklichkeit ſcharf getrennt bleiben von der Anlage einer unendlichen idealiſchen Fülle, die nur dem poetiſchen Gemüthe zugänglich iſt.

Plaſtiſch iſt das ruhige Wohlgefallen an der begrenzenden Form eines Gegenſtandes; poetiſch iſt das rührende Wohlgefallen an ſeinen reellen, bedeutungsvollen Predikaten. Dort wird das Gemüth in der Anſchauung der reinen plaſtiſchen Form fixirt und gebunden; hier wird es entbunden von der Gewalt der Gegenwart, entrükt von dem Stande der ſinnlichen Betrachtung und im Auffluge über den irdiſchen Staub ſchwingt ſich die Phantaſie zur Höhe

einer Ausſicht in eine neue, dem gemeinen Sinne verborgene Welt. Die Natur kann ſich dem anſchauenden Gemüthe repreſentiren als der Inbegriff ſinnlicher Realitäten, deren vollſtandiger Begriff in den anſchaulichen Stoffen gegeben iſt, oder als ſymboliſcher Ausdruk jenſeits der Sinnlichkeit heimiſcher Begriffe. In beiden Anſichten enthält ſie Schönheiten; in der erſten plaſtiſche Schönheiten durch die Form individueller Gegenſtände; in der andern poetiſche Schönheiten durch den ſymboliſchen Sinn, den ſie ausſpricht.

Nach dieſen Prämiſſen ergreife ich meine Aufgabe beſtimmter, und gehe zur beſondern Anwendung über.

Die Plaſtik hat nur geringen Antheil an dem Totaleindruk einer ſchönen Gegend, und an den beſondern einzelnen Theilen. Die erhabene Eiche, die in üppiger Lebensfülle ihren Wipfel gegen den Himmel treibt, und kuhn und kräftig, wie die ſtraffgeſpannte Senne eines gebieteriſchen Armes, ihre Aeſte horizontal nach allen Winden ausſtrekt, gleichſam als fodere ſie den Sturm zum kurzweiligen Spiele auf, hat nicht die ſchöne Form der weiblichen Buche; das Auge bewegt ſich nicht ſanft und leicht wie bei dieſer an der koniſchen Bildung der Krone; die Aeſte in ihrer wilden Freiheit folgen keinem Geſeze einer beſtimmten Richtung. Aber ſie iſt poetiſch-ſchön; ſie iſt das Symbol einer freien Bildungskraft und reichen Lebensfülle. Tauſend Jahre ſind an der ſtummen Zeugin der Vergangenheit vorbeigegangen; keine Spur mehr von dreiſig Menſchengeſchlechtern, die ſie überlebt hat. Unzählige Sturme haben in ihren Aeſten gewühlt, brauſende Waldſtröme haben an ihren Wurzeln die Erde weggeſpult; vergeblich! ſie ſteht, ihre Wurzeln in die Felſenſpalten eingeklammert, und trozt dem Ungewitter. — Ein großer ſpiegelheller See, umgurtet von mannigfaltigem Geſträuche, Bäumchen und Baumen, erfreuet nicht durch ſeine Form; aber er iſt der Spiegel des Himmels,

deſſen Bild in ihm ſich mit der mütterlichen Erde vermählt, ein liebliches Symbol zärtlicher Gattenliebe, und jeder Verbindung ſchöner Seelen. — Ein breiter Strom, tief und ſchnell, doch ſtill und klar, wie der Vater Rhein im Angeſichte der guten Stadt Mainz, iſt ein treffendes Sinnbild einer männlichen Weisheit; indeß an den fröhlichen Leichtſinn, das beneidungswürdige Naturel einer ſorgenfreien Jugend der Anblik eines Schmerlenbaches erinnert, wenn er in rauſchender Eile über glänzende Krieſel hüpft, um die widerſtehenden Baumgruppen herumſpringt, und ſeine kleinen Wellen mit auf- und abwiegenden Weidenſchößlingen ſpielen.

Man verſtehe mich nicht unrecht; nicht gerade dieſe beſtimmten Begriffe erweken jene Naturgegenſtände bei jedem — Es iſt der allgemeine Ton, die allgemeine Stimmung der Seele, die ſie vorzüglich auf dieſe und ähnliche Ideen bringt, welche durch jene Anſchauungen erregt werden, und darum ihren Gegenſtänden einen äſthetiſchen Karakter ertheilen. —

In einem ländlichſchönen Ganzen entſpringt die große Wirkung, nicht aus der Zuſammenſtimmung ſchöner Theile zu einer ſchönen Totalform, ſondern aus dem Zuſammenſchmelzen harmoniſcher, einzelner Gefühle zur Totalempfindung, die beim Anblike der Natur anhebt, und mit Erhebung über die Natur endigt.

Wo die Natur das Gemüth nicht vorbereitet und einladet, der ſinnlichen Erſcheinung einen geiſtigen, herzerhebenden Begriff unterzulegen, da finden wir ſie auch nicht ſchön. Ein ödes Thal, deſſen moorigter Boden mit magerem Mooſe ſparſam bedekt iſt; das die Ausſicht ins Freie durch kahle niedere Hügel verſchließt, und deſſen ein-

ſame Stille nur durch den ſeltenen einſylbigen Laut eines ſcheuen Waldvogels unterbrochen wird; aus deſſen gelblichten Sumpfwäſſern ein bläulichter Dunſt aufſteigt, um ſich wie ein Leichentuch über die erſtorbene Natur auszubreiten, iſt nicht ſchön. Seine ungeſuchte Betretung engt des Wanderers Herz und Bruſt ein, beflort ſeine Seele mit Schwermuth und Trubſinn. Es iſt das abgeſchmakte Bild der Beſchränkung, der Kraftloſigkeit, des Hinſterbens; die Pulſe der Natur ſchlagen hier matt und langſam; und die Gefilde des Todes ſind nicht gemacht, den Geiſt des Sterblichen zu beleben. Die ſchauderhafte Einſamkeit, die das Gefühl einer erhabenen Selbſtſtändigkeit erwekt, und die ernſte Betrachtung von dem eitlen Tand der Welt weg und zum Ewigen hinwendet, muß in einem andern Style erſcheinen.

Gegenden, die das erfreuliche Bild der Fruchtbarkeit darſtellen, haben in dieſer Beziehung keinen poetiſchen Karakter; ſie gefallen, aber ſie ſind nicht ſchön. Ihr Eindruk iſt angenehm; aber er erhebt nicht zu Ideen, ſondern erwekt nur die Begriffe des niederen Intereſſes. Das Gelingen des wirthſchaftlichen Fleißes, der leichte Erwerb der Lebensgenüſſe, das fröhliche Beiſammenwohnen der Menſchen wird in anſchaulicher Erfahrung dargeſtellt. Die meiſten und innern Gegenden des Departements vom Donnersberg gehören in dieſe Klaſſe. Die höchſte Naturſchönheit, das blendendweiße Geſtirn des Tages iſt zugleich das Sinnbild des Höchſten, was der Menſch zu denken vermag. Sang je ein Dichter von der Sonne anders, als in Ausdrüken der tiefſten Andacht? Andacht, ein frommes, heiliges Gefühl iſt jedes, das die fixirte Betrachtung einer ſchönen Gegend erzeugt; denn ihre Schönheit iſt eine moraliſche. Wir ſuchen zu entziffern die Hieroglyphen einer ſchönen Natur; ihre harmoniſchen Töne ſchlagen an

die Saiten unſers höheren Lebens, und in ſtiller Belauſchung vernehmen wir die heilige Muſik ſittlicher Gefuhle.

Ihr gutgeſchaffenen Menſchen! die ihr in eurem Herzen das Vernunftideal einer ewigen und unerſchöpflichen Zeugungskraft, einer in groſen Planen wirkenden Weisheit tragt, warum hängt ihr mit der Wärme einer kindlichen Liebe an dem Angeſichte der ſchönen Natur? Weil ſie das Wort einer gütigen Allmacht iſt, die ihr an ihrer ewigen Wirkſamkeit erkennet; weil ſie die ſinnliche Darſtellung der höchſten Vernunft iſt, die ihr an den Ebenmaſen unzähliger Bildungen und zwekmäſigen Geſtalten verehret; weil ſie euch die nur durch Vernunft denkbare Weisheit an einer ausnahmloſen Ordnung bei ganzen Sonnenſyſtemen und an dem zarten Baue des kleinſten Inſektes offenbart. Darum die natürliche Verwandtſchaft der Empfänglichkeit für Naturſchönheiten und des moraliſchen Gefuhles. Und darum bedarf der Saz, den ich einſt aufſtellte: daß die Natur verſchönern, ſo viel heiße, als die moraliſche Verbeſſerung der Menſchheit befördern, keines weitern Beweiſes.

Der poetiſche Ton einer ländlichen Gegend iſt entweder naiv oder erhaben. Naiv, wenn er eine anſpruchs- und kunſtloſe Natur auf eine Art ausſpricht, daß ſie unſer Gemüth anzieht. Erhaben, wenn ſie in einer Form erſcheint, die den ſinnlichen Menſchen niederdrükt und ihn nöthigt ſich zu ſammeln, und in die Region der Ideen als Geiſt ſich zu erheben. Einem freundlichen Thale, in der Bluthe einer üppigen Vegetation, belebt durch einen geſchwäzigen Bach und durch einige reinliche Hutten, der unbeneideten Wohnung einer tugendhaften Armuth, kann ſelbſt der verwöhnte Geſchmak ſeine Huldigung nicht verſagen. Es iſt der Nachklang einer verſchwundenen Patriarchenzeit. Die kunſtloſe phyſiſche Natur erinnert an die

Unſchuld einer moraliſchen Natur, deren Verluſt wir bedauern, und die wiederzufinden wir keinen andern Weg kennen, als durch die Schule der Weisheit. Der erhabene Styl einer Landſchaft zeigt ſich in einer Gegend, die von einem hohen Punkte die Ausſicht ins Unendlichweite öffnet; in ungeheuren Gebirgsmaſſen, die ihr Haupt in den Wolken verbergen; in der ſchäumenden Wuth gewaltiger Waſſerſtürze; in einem ſchroffen, nakten Felſengebirge, das überhangend Einſturz und Verwüſtung drohet; in tiefen Bergſchluchten, der ewigen Behauſung unfreundlicher Schatten; überall, wo die Faſſungskraft unterliegt, das Ganze zu faſſen, oder die phyſiſche Stärke zu ſchwach iſt, der äußeren androhenden Gewalt zu widerſtehen; wo der Natur gegenüber der Menſch beſchämt im Gefühle ſeiner Ohnmacht ſteht, und ſich genöthigt findet, ſich in das Aſyl ſeiner höheren moraliſchen Würde zu flüchten, da herrſcht der große erhabene Styl der Landſchaft.

Gegenden von erhabenem Style ſind ein Werk der Natur, und die Kunſt vermag wenig zu ihrer Verſchönerung; auch ſind ſie die Verzweiflung des Malers, der ſie auf der beſchränkten Tafel darzuſtellen verſuchte. Der verjüngte Maßſtaab verhindert nicht die Aehnlichkeit; aber er vereitelt den Effekt, dem das Original ſeine ungemeine Größe verdankt. Weit glüklicher iſt die Kunſt in Verſchönerung maleriſcher Gegenden im reizenden Style, und in der Darſtellung derſelben auf der Staffelei. Auch der ſchönen Gartenkunſt gelingt es nicht ſelten, die Kunſt in der Natur zu verbergen, und ländlichen Parthien den Karakter zu ertheilen, der unſer Zutrauen gewinnt, und in unſerm Herzen Empfindungen wekt, die ſich in Liebe mit den ſanften Tönen der Natur vereinigen. Der Landſchaftsmaler, der Genie und Geſchmak beſizt, iſt hier in ſeinem

Element; was die Natur durch ſymboliſche Deutung thut, vermag er durch die nachahmende Kunſt zu leiſten. Er läßt uns nicht nur dunkel ahnden, ſondern wirklich erkennen. Pouſſin führt uns durch ſein berühmtes Gemälde, worauf das Grabmal mit der Inſchrift: et in Arcadia ego, mitten in die Schäferwelt ein. In Geßners Landſchaften finden wir wieder den unübertrefflichen Idyllendichter, der die Sitten und Zeiten der Unſchuld wahrer und zärter als Theokrit mahlt. Der Effekt der Kunſt hängt oft von Kleinigkeiten ab, deren Auswahl den Geſchmak und das Gefuhl des Künſtlers beweißt. Auf die nämliche Landſchaft ſeze der Maler unter die weidenden Schafe und Ziegen einen Schäfer in Pluderhoſen und mit einem Dudelſak, und vor ihm einen Bok, den er tanzen lehrt, und wir ſehen eine gemeine Natur. Der drollige Einfall macht uns lachen; aber der Eindruk iſt nicht ſentimentaliſch; wir verbrüdern uns nicht mit dem luſtigen Paare. Der Maler überpinſele die Figuren, und ſeze an die Stelle des Schäfers einen jungen Faun, von der Schönheit, wie noch die antike Statüe in Rom ihn darſtellt, und ihm gegenüber einen Satyr, gebe beiden eine mehrſtimmige Flöte, lege zu ihren Füßen ein Lamm als Preis des Wettgeſanges, und man vergleiche den verſchiedenen Eindruk. Warum? Das erſte ſtellt die neue Zeit dar, wo das Verderbniß, nach allgemeiner Klage, auch den Stand der Unſchuld ergriffen hat; das andere eine Vorwelt, die wir nur durch dichteriſche Verſchönerungen kennen. Der Maler ſeze auf ſein Gemälde ein Heiligenbild und ein Paar menſchliche Figuren vor ihm auf den Knieen in moderner Kleidung, und wir ſehen ohne Theilnahme eine Handlung des Aberglaubens. Er ſtreiche aus. Ein Greis, ſein Enkel zu ſeiner Seite, opfere eine Gabe der Natur einem gemeinen Schnizwerk, das den Gott Pan

vorſtellen ſoll, und wir ſympatiſiren mit den rührenden Gefühlen einer kindlichen Religion. Wodurch erhebt oft der Dichter einen gemeinen Gedanken zu einem erhabenen, der in uns eine ganze Welt von Vorſtellungen aufſchließt? Durch die glükliche Wahl eines einzigen Wortes. Die Gegenſtände der Ausſtaffirungen vertreten bei dem Landſchaftsmaler die Stelle der Worte.

IV.

Vollſtändige, von einem gleichzeitigen und Augenzeugen gefertigte Nachricht von der wegen dem Beſize des Erzſtifts Mainz zwiſchen den beiden Erzbiſchöffen Diether v. Iſenburg und Adolf v. Naſſau geführten Fehde, und der damals von leztern verrätheriſcher Weiſe geſchehenen Einnehmung und darauf erfolgten Unterjochung der Stadt Mainz.

(Fortſezung.)

Vff hieuor lengſten gemelten montag nach Letare in der mitvaſten zog ein groſſer reyſiger zeüg, vnd auch Fußvolck, die zu Bickelheim gelegen hatten, vor der ſtatt her, vnd zogen beym heyligen Creütz vff Weiſſenaw, daſelbſt fhuren ſie vber den Rein, vnd kamen zwiſchen Coſtheim vnd Caſtell an Landt, zogen nachmailß vff Hocheim vnd Flerßheim, vnd plieben doſelbs die nacht liegen. Pfaltzgraff Friderich Churfurſt aber, vnd der

Graff von Catzenelbogen kamen des nachtß zwuſchen 8. vnd 9. vhren in die ſtatt Mentz mit wenig reyſigen, vnd lagen zum roten Hauß *), vnd ſagten einem Burgermeiſter, der ſie einließ, eß ſolten den andern tagß, alſ Dinſtags zu morgen, noch tauſent vnd funfhundert zu fuß vnd funfhundert reyſigen vor die Filtzbacher portkommen, mit begern, daß man ſie doch wolte durchlaſſen, vnd bei dem Stierhauß **), oder zu Filtzbach laſſen vberfharen; vnd es kam denſelben dinſtag zu morgen viel Fußvolck den Rein vnd Mayn herab, vnd leggerten ſich hinter Caſtell; dohin kam auch ein reyſiger zeüg, vngeuehr vff dreyhundert pferd; dorunter war der von Iſenburg ſelbs, vnd ſamblet das volck, biß vmb 3. vhr nachmittag, da fhur der Pfaltzgraff auch vber Rein, vnd zog alſo mit dem von Iſenburg mit Heereſkrafft bey Walluff vor das Ringaw, vnd ſie leggerten ſich bey die kirch, die man nent zum Rodichin ***), vnd lagen alda den mit-

---

*) Stand auf dem Thiermarkte; Erzbiſchof Adolf ſchenkte es nach eroberter Stadt ſeinem Schwager, Graf Eberhart v. Königſtein, wovon es der Königſteiner Hof hieß. Es ward in der Folge abgebrochen, und in den gräfl. Oſteiniſchen Hofbau eingezogen.

**) So hieß das Zunfthaus der Steuerleute, welche gewöhnlich zu Mainz Stierlude hießen. Es ſtand unfern der Filzbacher Pforten, und kömmt noch häufig in Urkunden des 16ten Jahrhunderts unter dieſem Namen vor.

***) Dieſes Rödgen (von Roden, anroden) war im 12ten Jahrhundert ein Jungfrauenklöſterchen, ward aber im 13ten Jahrhundert (vermuthlich weil ſich die Nonnen anders wohin begaben, und vielleicht das Kloſter Tiefenthal gründeten) der Probſtei Denkendorf in Schwaben, Ordens vom heiligen Grabe, eingeräumt, welche dort ein Priorat oder Obedienz errichtete, bis im 16ten

wech vnd donnerſtag, vnd vermeinten, den Lantgraben vnd das Gebück zu gewinnen, welches doch die Ringawer mit ſtarcken Bollwercken beveſtigt hatten, vnd lagen die Ringawer auch doſelbſ gegen diſſem volck, vnd ſchoſſen zuſammen die zwen tag, biß vff den freytag zu morgen; da zogen die Pfaltz vnd Iſenburg mit ihrem volck wider ab, vnd kunten das Ringaw nit gewinnen; die vhrſach aber, warumb ſie ſo vrploẞlich abzohen, kunt man eigentlich nit wiſſen; eß meinten ettlich, eß wer des kalten rauhen wetterß, ſchne vnd regenß halben geſcheen; andere mainten, eſ wer die vhrſach, daſ die furſten groſſen ſchaden an irm volck gelitten hetten, furnemlich der Pfaltzgraff an ettlichen Edeln, die einſtheilſ erſchoſſen, als Peter von Vdenheim, dem wart ein bain vom leib geſchoſſen, vnd Matern von Modernbach wart erſchoſſen, vnd noch vil ander, die thott plieben, zum teil aber hart verwundt worden, deren man wol vff 20. gen Mentz bracht; waß aber ſunſt vff dem platz iſt plieben, weiß man nit. Zu diſſem Zug hat die ſtatt Oppenheim dem Pfaltzgraffen 100. Man geben; Juncker Lodtman von Liechtenberg hett vil ſchweitzer inß Ringaw pracht, die thetten diſſem volck groſſen ſchaden; der reyſige Zeüg aber, vnd daſ Fuſvolck, alſ ſie vom Ringaw waren abgetzogen, leggerten ſich gegen Hocheim, Flerßheim, Hoeſt vnd Rüſſelßheim vnd daſelbß herum in die dorffer, das Fußvolck legt ſich ein teil bey Rüſſelßheim jenſeits des meynß inß velt, vnd plieben

---

Jahrhundert jene Probſtei eingezogen und damit auch dieſer Anhang aufgelöſet ward. Erzbiſchof und Kardinal Albrecht vererbte darauf die Güter im Jahr 1536. Die Kirche ſtand noch zu unſern Zeiten. In den älteſten Urkunden kömmt es unter dem Namen Rode vor, welches Wenck Heß. Lgeſch. am unrechten Orte geſezt hat.

do ligen biß vff den ſontag genant Judica, do zog das Fuſvolck widder heimb, die reyſigen aber plieben doſelbs.

Vff gemelten ſontag Judica kam der Pfaltzgraff vnd der graff von Catzenelbogen gen Mentz, vnd begertten an die Burgermeiſter, daß man den Rat, vnd ettlich uß der Gemein verſamblen wolt, ſie hetten ettwaß mit Jnen zu redden. Welches alſo geſchach, vnd der Rait wart verſambelet vmb 2. vhr nachmittag, vnd wurden ettlich vß der Gemein auch dortzu beruffen. Alſo kam der Pfaltzgraff, vnd der von Catzenelbogen, vnd Dietherich von Sickingen Hoffmeyſter, Hanß von Dalheim, vnd Heinrich ſchreiber rc. vnd eß lieſſen gemelte hern dem Rait ertzellen, vnd ſich verantwortten wegen des Abzugckß von dem Ringaw, daſ ſolichß nit geſcheen wer auß furcht der viendt, oder wegen doſelbß erlittenen ſchadenß, ſonder wegen des vngeſlachten wetterß, welchs Jngeuallen were; ſie lieſſen auch vermeldten, wie daſ ſie nehſtmailß, ee ſie vor das Ringaw getzogen weren, an den Rait geſunnen hetten, ſie ſolten auch des Gegenteilß Feindt werden, vnd dem von Naſſaw, ſeinen helffern vnd helffershelffern fientlich abſagen, daruff ſie die furſten auch ein antwurtt begert hetten; hiezwuſchen were der Zug vnd Abzug vor das Ringaw vorgangen, daß eſ alſo biſhero anſteen plieben; Nu begertten ſie nochmailß, daſ ſich der Rat vnd gemein hierinn guttwillich ertzaigen wolten, vnd Jnen die Fient vnd abſagßbrieff lieffern; daſ wolten ſie in gnaden gegen Jnen erkennen.

Vff ſolich begern hat der Rait, vnd ettlich vß der gemein bedacht genommen, ſolichß zuuor einer gantzen Gemein vorzubringen, vnd wolten Jr gnaden den neſten montag dornach vmb 8. oder 9. vhren dorn.. antwortten; welichs von gemelten hern angenomen worden, vnd ſeint beyde theill von dem Rathuß geſcheyden.

Vff gedachten Montag nach Judica vmb 10. vhren vngeuerlich, ſeint des Ratß abgeordentte zum roten Hawß zu den Pfaltzgraffen vnd den von Catzenelbogen gangen, vnd haben wegen der abſagung ein ſoliche antwurtt geben, vnd domit den Hern ir begern abgeſlagen, nemblich, daß Inen zu dieſſer zeitt ſolichs nit zu tun ſey, weil die ſtatt mit groſſer ſchult beladen *), deſhalben ſie mit ettlichen gethedingt haben, vnd in verſchreibung gangen ſeyen, vff meinung, ob eſ geſchee, daß man Inen ſolichs nit hielte, daß dan die alten brieff widder lebendig, vnd das gegeben gelt verloren ſein ſolt; ſolte ſie die ſtatt ſich nu in die Phedſchafft ſlagen, dardurch ſie groſſen coſten vnd ſchaden litte, vnd zum gruntlichen verderben kommen müſte, daſ ſie dan Iren gnaden getrawen, Inen nit lieb ſein ſolt; dorumb bitten ſie Ire gnaden, daſ ſie die ſtatt zu dieſſer Zeit deß gnediclich entheben wöllen; Ir gnaden ſollen nit zweiffeln an dem, was der Rait vnd Gemein Inen verſchriben haben, dem wöllen ſie vffrichtiglich nachkomen. Dorby haben eß die Hern dißmalß gelaſſen, vnd der ſtatt dargegen auch widderumb zugeſagt, was von Inen verſchrieben ſey, das ſol auch gehalten werden. Vnd ſeint alſo Pfaltz vnd Catzenelbogen gemelten Montag noch zu Mentz uß der ſtatt gezogen.

---

*) Die damals ungeheuern Schulden der Stadt Mainz und ihre jährlichen Einkünfte wird man in einem der nächſten dieſer Blätter aus ungedrukten Nachrichten vorlegen, und dadurch bewähren, daß es in Finanzhinſicht der Stadt eine wahre Wohlthat für ſie geweſen ſey, durch dieſe Kataſtrophe ſich auf einmal dieſer überſchwenglichen Laſt enthoben geſehen zu haben.

Bn.

Alß nu vilgemelte Hern hinwegck waren, kam das geſchrey, daß der new Ertzbiſchoff, her Adolff von Naſſaw mit 300. Pferdten auß Heſſen dem Ringaw zu hilff komen were, vnd daß auch ſunſt vil volcks aus graff Philipſen von Naſſaw Lant, wie auch vß dem trieriſchen Lant vff dem weg were, vnd wolten den Pfaltzgrauen mit ſeinem krigsheer hinderzogen haben, were er noch 1. tag oder 2. vor dem Ringaw plieben. Vnd diß war die vhrſach ihres ſo geſchwinden abtzugckß vom Ringaw, dauon oben gemeltt.

Nach dieſſem hat der hertzog von Burgundt, vnd der Ertzbiſchoff von Cöllen einen tag beſtimpt, zwuſchen den beyden Partheyen ein vertrag zu machen, der ſolte ſein zu Franckfurt den 5. tag des Monatß July, das war Montag nach St. Vlrichstag; dahin kam der Ertzbiſchoff von Cöllen, der war ein graff von Mörß, perſonlich; von des Herzogs von Burgunt wegen kam graff Johan von Naſſaw, Her zu Vianden, ein ritter genant Walther, vnd ſunſt zwen Doctores; Her Adolff von Naſſaw, der graff von Königſtein ſein ſwager, vnd andere graffen kamen perſönlich dahin, wie auch ettlich von der ritterſchafft; von des von Iſenburgs ſeytten aber, vnd des Pfaltzgraffen kam niemant perſonlich, ſondern nur ettlich von iren Rethen, die hatten kein andern beuelch, dan, ſo der von Naſſaw nit wolt vom Ertzbiſthumb abtretten, ſo wer Inen in dieſſer ſachen zu handlen nichts beuolhen; welchs aber der Naſſaw nit tun wolt; dorumb zogen ſie vnverrichter ſachen widder von eynander.

Hiezwiſchen hat ein parthey der andern hin vnd widder von tag zu tag, ietzt fuſknecht, ietzt einſpennige vnd reütter nidergeworffen vnd geuangen, biß vff den montag nach ſant Petri vnd Paulj, do hatten ſich biſchoff Georg von Metz, vnd ſein Bruder Markgraue Carl von Baden, vnd graff Vlrich von wirttenbergck vffgemacht, weill ſie eben daſmal

des Pfaltzgraffen feint waren; denen war Ertzbiſchoff Adolff mit 400. pferdten byſtendig, zogen dem Pfaltzgraffen inß Land bey Ladenburgck nit weit vom Neckar, vnd wolten die Bergſtraß herabziehen, vnd die Dörffer in des graffen von Catzenelbogen lant verbrennen, wie man dauor hielte; deſglichen hatt ſich der graff von Königſtein mit einem merglichen Zeüg verſamblet, vnd gen Hoffheim gelegt, vnd hetten in der Wochen vor Petri vnd Pauli vil Vieh in dem Gerauwer Lant vber dem Meyn genomen, vnd hetten das Markſchiff, ſo von Mentz gen franckfurt zu fharen pleget, beraubt, vnd man ſagt, daſ ſie der mainung weren, vff denſelben Mitwoch ſich den obgemelten Furſten beyzufugen, vnd ſampt Inen dem von Catzenelbogen ſein lant zuuerhergen. Diß wart der Pfaltzgraff, vnd der alt Ertzbiſchoff Diether von Iſenburg gewar, ſambleten ſich, vnd ſtieß mit 300. Pferden zum Pfaltzgraffen, daß man acht 3000. Man zu pfert vnd zu Fuß, vnd kamen gedachten mitwoch zu morgen vmb 10. vhren Inen enttgegen, vnd ſtieſſen vff die obgemeltte drey fürſten zwiſchen Rein vnd Neckar im velt, vnd griffen ſie an; vnd ob ſie ſich woll anfangß dapffer wehrten, ſo waren Inen doch zuletzt Pfaltz vnd Iſenburg vberlegen, vnd wurden gefangen der Biſchoff von Metz, der markgraff von Baden ſein Bruder, vnd der von Wirtenbergck perſonlich, vnd noch bey 500. dorunter graffen, hern, ritter vnd knecht; Dieſſe wurden alle nach Heydelbergck gefhurt, vnd muſten nachmailß dieſſe 3. furſten groß gelt fur Ire erledigung geben, alß Biſchof Georg von Metz 45000. fl., Marckgraff Carle von Baden ſein Bruder 100,000. fl. vnd graff Vlrich von Wirtembergck auch 100,000 fl.

Alß ſoliche Bottſchafft gen Mentz kam, do wurden in allen Stifften die glocken geleütt, das war den Donnerſtag zu morgen, vnd wurt daſ te Deum laudamus geſungen,

vnd machte die Paſſheit nachmittag ein frembden fewr vff dem Hoff *) vmb 2. vhr, vnd vff dem Samſtag trug man das hey. ſacrament zu ſant Steffan mit der proceſſion gott zu lob vnd Danckſagung. Eß hatten auch der Pfaltzgraff vnd der graff von Catzenelbogen dem Rat zu Mentz angebotten, ſie wölten zwey oder 300. ſoldaten in die ſtatt vff ire Coſten legen, daruber ſolten ſie ſelber nach irm geuallen ein hauptman beſtellen, damit die ſtatt deſto beſſer verwartt were; aber der Rat vnd gemein ſlugenß ab ꝛc.

Die von Mentz achteten hiezwuſchen der bepſtlichen gebottbrieff, noch des Bannß, darinn ſie erclert vnd gefallen waren, nichtß, ſonder vermainten, wie ſie berett waren, weil der von Iſenburg ſich durch ein appellacion rechts erpotten hett, könten ſie hirzwiſchen biß zu vßtrag der ſache Jme mit guten fug anhengig pleiben, er wurde one Zweiffel die ſach gewinnen, vnd zuleſt widder in poſſeß pleiben. Eß ſterckt ſie auch hierinn, daß der ſigreich Pfaltzgraff Friderich vff irer ſeitten war. Nu waren aber vil auß den Burgern, welche ein bedencken trugen, ſolichem vngehorſamen weſen ſich beyzupflichten, wolten derhalb gern ſich gehorſamb zeigen, wan ſie nur ſolichs vor den andern hetten tun dorffen; Dorumb, damit ir gewiſſen vnbeſchwert blieb, gaben ſie Jren gehorſam vnd gutwilligckeit heimlich bey dem von Naſſaw an, vnd waren Jrer vber 200. vnd haben ir heimlich correſpontenz mit Naſſaw mit nichten vor ein Verreterey, ſonder vor ein billichen gehorſamb gegen vnſern hey. vatter den Bapſt gehaltten; vnd ob ſie auch wol ver-

*) Jtzt das Höfchen genannt, worauf noch im 14ten Jahrhundert das königliche Palatium nebſt der königlichen Kapelle ſtand. Es war mit hohen Mauern, Gräben und Zugbrüken verſehen, und in ſolchem wurden die ritterlichen Turniere und das bürgerliche Stechen gehalten.

ſtannden, daß die ſtatt ſolt eingenohmen werden, haben ſie doch nit gemeint, daß es ſo vbel ausſchlagen, vnd ſouiel blut koſten ſolt; vnd waren ſie verſichert, daß allein, die vff des von Iſenburg ſeytten ſich geſlagen hetten, ſolten ſtraff leiden.

Alſo macht her Adolff von Naſſaw, vnd Ludwig der ſchwartz Hertzog von Veldentz, graff Alwich von Sultz, graff Eberhart von Königſtein, Wyrich von Oberſtein Herr zu Falckenſtein, vnd andere ein Anſlag vff die ſtatt Mentz, wie die möcht Ingenohmen vnd Ireß vngehorſambß halber geſtrafft werden; zu welchem Ratſlag wurden zween burger uß denen, ſo Naſſawiſch waren gezogen, der ein mit namen Ortwinus, der andre Dudo; vnd war der Anſlag alſo gemacht, daß, demnoch ſie in gewiſſer Kuntſchafft hatten, daß her Diether von Iſenburg, Pfaltzgraff Friderich Churfurſt, vnd der Graff von Catzenelbogen ſolten vff mitwoch, das was der abend der heyl. Apoſteln Simonis vnd Jude, in die Stadt Mentz komen, ſo wolten ſie alle ire ſachen dahin richten, daß durch ir krigsvolck die ſtatt Mentz zu Mitternacht erſtiegen vnd eingenohmen, vnd Pfaltz, Iſenburg vnd Catzenelnbogen alſo im ſchlaff erwiſcht vnd gefangen möchten werden.

Der von Iſenburg vnd Catzenelnbogen kamen gemeltten tag in die ſtatt, der Pfaltzgraff aber kam nit; die vhrſach aber ſeines vßpleibenß ſoll geweſſen ſein, diſſe. Er hat ein Mathematicum, der hieß Matthias von Kemnaden, derſelbig, ſagt man, hab Jne gewarnet, daß er vmb diſſe zeitt die ſtatt Mentz ſoltte vermeyden, dan er uß dem geſtirn vermerckt, daſ die ſtatt in groſſer ſörglicher gefhar ſtündt, darumb der pfaltzgraff dan die vorgenomene Reyß nach Mentz eingeſteltt.

Alß nu diejenigen, ſo vff die ſtatt Mentz, dieſelb einzunemen beſtellt waren, durch ihre gewiſſe kuntſchafft ver-

nomen, daß der pfaltzgraff vff beſtimpten tag nit gen Mentz komen war, kamen ſie in zweiffel, ob vielleicht ir anſchlag offenbar worden, derwegen der Pfaltzgraff doheim plieben, vnd vielleicht vff ſie möcht was angeſchlagen ſein; dorumb dörfften ſie vff beſtimpte ſtunt irn anſchlagck nit effectuiren vnd ins werckh richten.

Alß nu der mitwoch vor ſant Simonis vnd Jude tag, oder wie man eß im kirchen Calender nennt, vigilia SS. Apostolorum Simonis et Jude heran kam, alß man zalt nach Criſtj vnſers Hern geburt 1462. hat Hertzog Ludwig graff zu Veldentz, den man ſunſt den ſchwartzen Hertzog nennet, durch ſein vnd deſſen von Naſſaw kriegßvolck, mit zuthun deß graffen von Königſtein, der auch viel ſeins lantvolckß daby hatte, ſampt andern Graffen, Hern, Rittern vnd knechten, die Statt Mentz zu erſteigen ſich gerüſt vnd fertig gemacht, vnd bey tieffer nacht, als yderman ſchliff, mit irn ſteigleittern vnd andern dartzu gehorigen Inſtrumenten ſich nahe zur ſtatt gethan, vnd nunmer durch die ſtreüch vnd hecken, deren die Greben voll waren, ein weg gemacht, auch nun die leittern nit weit von der Gawpfortten anfangen anzuſlagen; ſiehe, da wurden ſie gewar, vnd ſahen, daß ſich ettwaß vff der ſtattmawr bewegtt, kunten aber, weil es finſter war, nit erkennen, daß es ein Nachteül war, welche ire flugel itzt vßſtreckt, vnd dan widder zuſammen zug; ſie maintten anderß nit, ſie weren betrogen, vnd hielten ein weill Inn, vnd durfften nit hinuf ſteigen. Daß virweilt ſich ſo lang, biß ſchir zum tag kommen wer, da flog die eül heruß, vnd ſie erkanten, daß eß ein eüll geweſt war.

Alß nu zwiſchen 5. vnd 6. vhren kamen, wagten ſie die ſchantz, erſtiegen die mawern, vnd kamen In die ſtatt bey vier oder funfhundert man; der ander hauff hilt druß im velt, ehe ſolichß einige wacht gewar wart, vnd fingen

an, die innerſt Gawpfortt vffzuhauwen, die eüſſerſt war ſchon ereffnet. Sie namen auch gleich die mawern vff dem keſterich Inn, vnd die zwo Windmulen *) vff der ſtatmawern, vnd die zwen Gawpfortenthürn; die Ringawer aber wartten zu Walluf, die hatten ein merckzeichen, wan ſie fewr ſehen, ſollen ſie alſpalt vff Mentz zu ylen; dorumb zuntten ſie daſ Judenhewſlin an vff dem Judenſant. Do ſie den ſchein vom fewr ſahen, fhuren ſie zu Walluff vber Rein, vnd kamen auch zu dem andern volck. Eß kamen auch 400. Schweitzer. It. eß kam Hertzog Ludwig von Veldentz, ſunſt der ſchwartz Hertzog genant, graff Eberhart von Königſtein, vnd graff Albich von Sultz, ſampt andern, alß Naſſaw, Firnburg, Oberſtein, tübingen ꝛc. mit 600. pferten. Der new Ertzbiſchoff Adolff von Naſſaw war zu Eltuill im Ringaw; alß ſie nu alſo die pfortten eröffnet, vnd daſ volck in die ſtatt trang, wart ein geſchrey vnd tumult in der ſtatt, vnd man ſlug die ſtormglock vff ſant Quintinsthorn; Die Burger griffen zur Wher, vnd lieffen ein teil vff die zunfftthewſer, ein teil vff die Letzen **); der Rait ſamblet teilß Burger zuſamen, vnd machten erſt ein Ordnung, weß ſich ein yder verhalten ſol. Vnderdeß verlieff die zeitt, vnd nam der feint vber hant, vnd trungen durch die Gawpfortt herein. Eß kamen woll bey hundert burger vff den Dietmarkt in die gaſſ

*) Wovon die eine oberhalb der St. Stephanskirche ſtand; die andere aber, welche die weiße Windmühle hieß, noch izt unter dem Namen des Pulverthurms bekannt iſt. Im 16ten Jahrhundert ſind beide eingegangen, und erſtere ward durch eine Roßmühle erſezt.

**) So hießen die bedekten Gänge auf der damals überaus ſtarken und prächtigen Stadtmauer.

gegen der Gawpfortten, vnd ſchoſſen gegen die Schweitzer, vnd thetten ſoliche gegenwehr, daß die ſchweitzer ettwaß zuruck wichen; aber die feint ſlugen die Slege vff, die neben uß in die gaſſen giengen, vnd was fur burger einzelich kamen, die wurden alle erſlagen vnd erſtochen, dan ſie wuſten nit, daß ſouil volckß in die ſtatt komen war, vnd daß die pfortten vff waren. Nachmailß kamen vngefehr 300. Burger vff dem Dietmark mitt einer fahnen, vnd mit zwo Karchbüchſſen, vnd zogen die Gaſſ hinuff gegen der Gawportten; der Büchſſenmeyſter ſolt gegen die feind ſchieſſen, aber er war nit gut Eyſenbergiſch, wie man ſagt, vnd ſchoß oben vber den Steffanßthorn, vnd thett dem feind kein ſchaden. Die Burger wherten ſich dapffer, vnd trieben die feint der maiſſen zuruck, daß man zur Gawpfortten hinuß ſehen kunt. Vnderdeſſen wentten ſich die feint widderumb, vnd trieben die Burger widder zuruck, vnd wart in diſſem treffen neben vielen andern der zum Diemerſtein *) erſtochen. Derzwiſchen kamen auch die Ringawer 700. ſtarck zur Gawpfortten herinn, vnd die feint trangen zum Geſchütz, vnd hieben die reder entzwey, vnd gewunnen Inen die ſtückh ab.

Alß nu der von Iſenburg, vnd der graff von Catzenelbogen, welche waren erſt denſelben tag in die ſtatt komen, vnd der von Iſenburg vff dem Hoff zum alten Schultesſen, Catzenelbogen aber zum roten Hawß lag, dieſſes weſen vernamen, flohen ſie, vnd verſchafften, daſ ſie durch die Irigen gegen dem Stierhuß am Rein, vber

*) Ein wakerer und allgemein geſchäzter Bürger, welcher in den vordern Jahren ausweiß ſo vieler Baubeſcheiden öfter das Amt eines Baumeiſters der Stadt Mainz verſehen hatte.

die mawern vſzgelaſſen waren, vnd entrunnen vber Rein. Eſz machten ſich auch ettlich dhumbherrn, ſo demalſz zu Mentz waren, dauon, nemlich der graff von Solmſz, her Ruprecht genant, her Raban von Liebenſtein, Her Johan Mönch von roſenbergck, Her Johan Specht von Bubenheim, Her Dammo von Praumheim ꝛc.

Der von Iſenburgck aber entpotte den Burgern, daſ ſie ſich dapffer weren ſolten, er wolt Jnen hulff von Hocheim heruber ſchickhen, wie er auch thett; dan er ſchickt nach mittag vff 200. reyſiger, vnd bey 150. zu Fuſz, die fhurt man in eill vber Rein oben bey Filtzbach, vnd kamen vber den graben die Auguſtinergaſſ hinuſz den burgern zu Hulff, zogen alſo miteynander gegen den Dietmart zu, vnd werten ſich ſo dapffer, daſz ſie die feint widder zurucktriben bis an die Gawpfortt; do wantten ſich ire feint widder, vnd filen mit großen ſturm widder in die burger, vnd ſlugen ſie widder zuruck; vnd wurden von beyden ſyten vil erſlagen, daſ die gaſſen voll lagen von der Gawpfortten an biſz zum héyligen grabe, welche gerechnett wurden vff 400. man; alda wart Horneck der Heüptman geſchoſſen. Eſz plieben auch dott ein Burgermeiſter, der zum Diemerſtein, ein Geſchlechter Claſz Rèyſe, vnd vil anderr, daſ man ſagt, es ſeyen 520. Man vff beyden ſyten vmbkomen; alſpalt teilten ſich die feint in die ſtatt, vnd wurden vil hewſer vnder diſſem weßen angezüntt, alſ uff dem Dietmart, vmb das Predigercloſter, daſz wirthshuſz zum Spigell *), Fauſten Huſz **),

*) Unfern des Hauſes zum Silberberg unter den Schwerdfegern.

**) In der Schuſtergaſſe, ſo auch das Druckerhus hieß.

der Wertheymer Kram *), die Kreme uff dem Kirchoff **), vnd die Schuhgaſß vff beyden ſyten, alſo, daß 150. Hewſer abbrannten. Sie wolten auch vff dem Hewmarck vnd Fiſchmarck angezündt haben, aber eß wartt Inen abgewert. Sie bekamen wol 60. pfert von Iſenburgiſchen reüttern, welche von Hocheim vber Rein komen waren; die vbrigen, alß ſie ſampt ihrem Fuſvolck ſahen, daß die ſtatt virlorn was, wichen ſie in groſſer eyl zuruck biß an die Filtzbacher port; weill aber die port verſloſſen war, wolt ein jeder der vorderſt ſein, vnd war iamer vnd nott, biß in die portt eröffnet wart, vnd do ſie hinuß kamen, willenß ſich nach Oppenheim zu wenden, wurden ſie von den Naſſawiſchen angetroffen, wol 150. reyſige niddergeworffen, vff 20. darunter einer von Reiffenberg, vnd andere vom Adell, waren gefangen, ettliche lieſen ſich zu Filtzbach geſchwind vber den Rein fharen; die burger aber lieffen einer do, der ander dortt hinuß, viel begaben ſich gegen den Rein vff die Mawern, vnd war der Zollthurn getrungen voll, vnd ſprungen vber die mawr viel hinuß vmb ir leben zu retten, wurden aber doch zum teil drauſſen widder gefangenn.

Die vbrige Burger verſambleten ſich vff dem Kaufhuß, vnd beym Rathuß, vnd wartten doſelbs, was

*) Er gehörte dem Patriziergeſchlechte Wertheim und lag unfern des Paradieſes am Dom.

**) So hieſen die Kräme um die Domkirche auf dem heutigen Speiſemarkte; der Kirchhof war vom Leichhofe unterſchieden; erſterer kommt in Urkunden unter den Worten »area Ecclesie infra emunitatem, que vulgariter Kirchhobe dicitur» bereits im 13ten Jahrhundert vor.

drauß werden wölt. Der Diepmart lag voller thotten, und was die ſchweitzer erſtochen hatten, das zogen die Ringawer uß. Eß hatte von Morgen biß zu abent gewert, dan ſie hatten den tag 3. ſtürm getan. Die erſchlagenen thotten wurden nachmalß vff den Kirchoff S. Agneſa Kloſter in ein groß Loch ſamptlich begraben *).

Joſt Schick, ein anſenlicher reicher Burger zu Mentz, alß Jm die ringawer in ſein Huß fielen, entging er Jnen, vnd begab ſich ylentß ins Kloſter zum Altenmunſter, zog ein Nonnenkutt an, vnd plieb alſo vnbekant, biß der Handel verüber war. Eß hette ſich auch der Weybiſchoff, M. Seifrid **) mit namen, in Bilgerßkleydern uß der ſtatt begeben, vermeint alſo, daruon zu kommen; alß er aber gen Filtzbach kam, erkant Jn einer, der hieß wigant Kalckborn, der nam Jn gefangen, vnd lieffert Jn den Naſſawiſchen; derumb wart Jm 4. fl. verehrt.

Nach dieſſem leß der Hertzog Ludwig, vnd graff Eberhart von Königſtein den Burgern ſagen vnd

*) Hier fand man ſie noch, als im vorigen Jahrhunderte der Grund des neuen Schlafhauſes dieſes Kloſters gegraben ward. Aber auch auf dem Kirchhofe des heiligen Geiſt Hoſpitals am Rhein fanden viele ihre gemeinſame Ruheſtätte, wo man nur erſt kürzlich ihre Gebeine wieder antraf.

**) Er hieß Sifridus de Moguntia, und beſorgte die Pontifikalverrichtungen Diethers während und nach ſeiner Entſezung. Er war Dominikanerordens, ward in der Folge auch Profeſſor der Theologie zu Mainz, ſtarb den 16. Mai 1473 und ward in ſeiner Ordenskirche begraben. Von ihm beſizt unſere Stadtbibliothek noch eine uralte handſchriftliche hebräiſche Bibel, und einige von ihm eigenhändig geſchriebene ungedrukte Vorleſungen über Gegenſtände theologiſchen Inhalts.

fragen, ob ſie ſich in gnaden ergeben wolten, vnd Im fall ſie ſich weigertten, wollten ſie die ſtatt in Brand ſtecken, vnd kein Burger leben laſſen. Die Burger berahtſchlagten ſich, vnd gaben Jnen antwurtt, wan ſie libß vnd gutß möchten geſichert ſein, ſo wölten ſie ſich zü gnaden ergeben; doruff Jnen geantwurt, libß vnd lebenß ſollent ſie verſichert ſein, aber des Gutß wölten ſie Jnen nichts zuſagen.

Eß war auch der Marſchalck vff dem newen thurn mit ettlichen andern geflohen, daruor zohen ſie mit gewalt, vnd muſten ſich, doch mit Verſicherung Liebß vnd lebenß, gefangen geben.

Eß wurden auch alle Geyſtliche gefangenn, die noch in der ſtatt waren, vßgenomen wenig, die daruon waren kommen; vnd wart Jnen alles genohmen vß Jrn höffen vnd hewſern, warten dartzu geſchetzt vmb 2240. fl. Deßglichen wurden auch die Judenhewſer geplündert, vnd die Juden vmb groß gelt geſchetzt.

Den Burgern, die wein vnd frucht hetten, wart ſoliche genomen, vnd muſt noch dartzu ein yder ſein Hußrhat ſchetzen vmb ein gewiſſ gelt, vnd muſt denſelben von dem Beüttmeyſter kauffen ſo thewer oder ſo wollfeil, alß er kont mit Jm zufriden werden. Eß wurden auch die Burger entwheret, vnd muſt ein yder ſein harniſch vnd gewher vff die Beütt tragen bey ſeinem eyt.

Do diß alleß geſcheen war, do rieff man den Friden vß, vnd der graff von Königſtein ſampt Weyrichen von ſtein, vnd andert mer, auch Dude, Jeckel Grückenſtein der Marckmeyſter, ſaſſen vff ire pferdt, vnd ritten zu den thürnen, vnd riefften den Burgern zu, die ſich hetten daruff begeben, vnd ſprachen, es hett ſich der Rait vff gnad ergeben, das ſolten ſie auch tun vff gebott deß Raitſ; vnd Weyrich von ſtein rieff Jnen zu, vnd ſprach: liben frunt, gehet herab, vnd ſeyt getroſt vnd ver-

ſichert lybß vnd gutß. Vff dieſe wortt gingen die bürger von thurnen, vnd gaben Inen dieſelben ein, die beſetzten ſie von ſtunt an mit Ringawern vnd ſchweitzern; die hetten dieſelbig nacht ein groſſen Handel vff den thürnen vnd mawern mit trommetten vnd paucken, vnd man hieß alle burger zu Hawß geen. Eß wurde aber von denen ein ſchiff voll geladen, vnd in das Ringaw gefencklich gefhurt.

Nachmailß teilten ſich die Naſſawiſchen hin vnd wider in die loſamenter vnd Herbergen; Hertzog Ludwig von Veldentz lag zum Hanhoffen *), ſo lag der graff von Königſtein in hern Raban von Liebenſteinß Hoff **), die andern in andern Höffen vnd Hewſern, dohin ſie loſirt waren.

Den andern tag, das war vff den frytag oder neſten tag nach S. Simonis vnd Jude, kam Her Adolff von Naſſaw vß dem Ringaw gen Mentz geritten, vnd hat ſein loſament in einem Hoff bey den Barfüſſern, dorin wont der zeitt M. Bartholomeus der Artzt. Do verſambslete ſich, waſ vß den Raitsperſonen noch vbrig was, vnd verehrten Im ein ſtuckh Wein, vnd fur Eylff phunt gelt oder heller Fiſch.

Den andern tag, das war an ſamſtag, ließ man dem Rait ſagen, daſ man allen burgern, die noch by leben, ſolte vff den Diepmartt gepieten. Da gepott der Raitt den Zunfften vff den Hoff bey Lyp vnd gut. Do ſie nu dohin kamen, ſprach einer des Ratß, mit namen Gabriel, ein

*) Im Kirſchgarten; vormals ein überaus anſehnlicher Hof, nun das Wirthshaus, der Hahnhof genannt.

**) In der ſogenannten Präſenzgaſſe unfern dem Präſenzhauſe; es ſtieß an das ſogenannte Biſchof Albrechts Haus.

ſchnyder, zu Jnen: liben frunt, ſeynt ir alle hie. Sie antwurtten, ja. Er aber ſprach: es haben vnß die Hern gepotten vff den Diepmartt zu erſcheinen, daſelbs wölten ſie ettwas mit vnß redden. Do gedachten die Burger, ſie wurden dem von Naſſaw ſweren müſſen, vnd ſein eigen werden, vnd gingen alſo dahin vff den Diepmartt. Alß ſie nu dahin kamen, hieltten die Hern allda zu pfert gewapnet in irn harniſchen, ſampt dem gantzen reyſigen Zeüg; die Ringawer vnd ſchweitzer zu fuß auch in Jrn harniſchen vnd gewher. Der Raitsperſonen vnd burger mechten noch vff 800. Man ſein; vnd alßpalt ſlugen die Ringawer vnd die ſchwytzer einen ring vmb ſie, vnd man treib Rait vnd burger zuſamen, wie man die ſchaff in pferch treibt, vnd eß waren mehr als 500. Armbroſt geſpannt, wie auch Büchſſen vnd ſtreittachſen, vnd die Hern, alß nemblich der von Naſſaw, der von Königſtein, Hertzog Ludwig vnd Wyrich von Stein ſtieſſen die köpf zuſamen; zuleſt hub der von Naſſaw an, vnd ſprach: hort Jr burger, Jr habt nit gehalden, was Jr zugeſagt habt, vnd habt vnß vnd die vnſerigen in ein vnerſchwinglichen Coſten pracht, vnd ſeit auch vnſers heyl. Vatterß des Babſtes, vnd vnſerß allergnedigſten Hern des Keyſerß gepott vngehorſamb geweſt, dorumb Jr dan an Lyp vnd leben ſtraff verſchuldt; doch wöllen wir vch die gnad tun, vnd vch allein der ſtatt verbannen, vnd Jr ſolt vnß zu den heyligen ſweren, zu beſtimpter zeitt gen Franckfort oder anderſwohin, wohin wir eüch citiren werden, zu erſcheynen; hiezwuſchen wöllen wir vnß by Bebſtlicher heyligkeitt, vnd zugleich by Key. Maj. beſcheidtß erholen, wie ſie eß mit vch halden wöllen.

Alß die burger diß hörten, fielen ſie ſamptlich vff die knie, huben Jre hendt vff gen Himmel, vnd baten vmb gnad. Der von Naſſaw hieß ſie vffſteen; aber ſie rieffen noch mehr; er aber ſprach: ſtehtt vff, oder ich reitte hin

weack. Do ſtunten ſie vff vnd es war nachmittag zwu-ſchen 3. vnd 4. vhr, do wurden ſie vßgetriben vß der ſtatt Mentz, vnd eß gingen zu beyden ſyten die Schweitzer vnd die Ringawer, die hatten ire Armbroſt alle geſpannt. Die Ringawer ſchalten die burger Ketzer, trewloſe, vnd meyneydige lude; die Schweitzer aber troſteten ſie, gaben Inen gute wortt, vnd ſprachen: Ir lieben Burger, habt gutten Muht, eß wird noch alleß gutt werden. Vnd ſie gingen alſo zwiſchen Inen zur Gawportten vß. Alß ſie aber zwiſchen die zwo Gawportten kamen, do muſten ſie geloben vnd ſweren, ſich zu ſtellen neſt volgende vaſ-nacht, vßgenomen die Becker, vnd ettlich ander Burger, dan man der Becker inſunderheitt nit geraten kunt. Alß ſie nu hinuß kamen, plieben vil burger in den neſt vmb-ligenden Dorffern, vnd gingen Irer viel vaſt alle tag vor die ſtatt vnd lugten ſleſſig, ob ſie villeicht mogten widder Innkommen; vnd eſ kamen alſo gemechlich vnd eintzelich widder In die ſtatt by 3, oder 400. burger; die anndern muſten druß pleiben; vnd die alſo widder Inkamen, denen, wan ſie wein vnd frucht hetten, wart es Inen genomen, vnd dartzu Iren hußrait ſchetzen, vnd den Beuttmeyſter abkeuffen, wie auch zuuor ettlichen geſcheen, alß obgemeltt. Sie muſten auch Ire Harnaſch vnd gewher ſelbs vff die beütt tragen by Irem eydt.

Denjenigen aber, die druſſen pleiben muſten, den namen ſie alleß, was ſie hatten, vnd lieſſen Iren weibern nit mehr, alß zu irm lyp gehortt, vnd man hieß ſie auch vß der ſtatt geen, vnd ire Hewſer wurden andern leüten gegeben.

Alß nu die burger wie gemeltt vß der ſtatt geſtoſſen vnd vertrieben waren, do gepott man den frawen vnd kin-dern allen zuſamen vff den Hoff; do ſtunden ſie dry ſtunt mit groſſem weklagen, dornach hieß man ſie widder heimb geen. Eß wurden auch alle Handwerckßknecht vß den hew-

ſern getriben. Eß wurden beneben der Burger hab vnd barſchafft auch die Juden vnd Phaffenhewſer preiß gemachtt, vnd die fient filen hinein, plunderten alleß was ſie fanden, vnd trugen daſſelbig vff den Diepmartt vff einen haufen, wie auch der burger harnaſch vnd Gewer. Sie plunderten auch die Duchkram, vnd alleſ was In der ſtatt was von wein vnd korn, vnd eſſenßſpyße. Die Ringawer vnd die Konigſteiniſchen trugenß vff eynen hauffen. Letztlich haben ſie auch die Cloſter geplundert vnd die münch daruß getriben, vnd ſtelten der barfuſſerkirch voll pfert. Sie haben auch geplundert das Raithuß, vnd man ſagt, daß ſie dorinn groß geltt ſollen gefunden han, welichſ anderſwohin gehort, vnd auch zum teill den burgern. Sie verckaufften die gütter, ſo im kauffhuß lagen, vmb 1700. fl. die doch, wie man meintt, ettlich tauſent wert waren. Junckher Henn von Höenweiſſell hat Inen den miſt abkaufft, gab Inen dritthalben gulden daruor, vnd ließ In nach Geiſſenheim in ſein wingartt vnd gutter furen. Alſo haben ſie letztlich die beütten geteilt, vnd hat ein Jeder ſein teill hinwegck geführt, wie er kontt. Die Ringawer haben das Ihrig zu ſchiff getragen, vnd die Konigſteiniſchen vber Lant. Das gelt, ſo ſie in hewſern funden, haben ſie geteiltt, iſt einem Fußknecht zu teill worden ſieben gulden vnd ein ortt, einem reyſigen aber noch ſouiel, nemblich 14. fl. vnd ein halben. Man ſagt, daß das ſilbergeſchir vnd kleinat, ſo ſie in der ſtatt bekomen, vnd von M. Heinrich, der Grenſin Man, dem Goltſmitt gewogen worden, ſey geweſt 46,000. Marck. Eß wurt vil Huſrat Inß Ringaw vnd gen Bingen gefhürt. Was fur mutwillen vnter werender plunderung vom krigßuolck getriben worden, dauon wer vil zu ſchreiben.

(Der Beſchluß folgt.)

V.

Uiber die Ahnen des Königs von Rom.

Pacatumque reget *patriis* virtutibus orbem.

Bei der Biographie eines großen Menſchen ſuchen die Geſchichtſchreiber ſelten Ahnen nach. Seine Thaten verbreiten einen ſo hellen Glanz über ſein Leben, daß man ſich wenig darum bekümmert, welche bedeutende oder unbedeutende Männer er unter ſeine Väter zählt. Man bleibt meiſtens bei ſeinen nächſten Eltern ſtehen, und überläßt den Glanz einer edlen Geburt jenen Fürſten, welche ſonſt keinen andern haben würden. Indeſſen treffen bei dem Geſchlechte des Königs von Rom die beſondern Umſtände zuſammen, daß er von väterlicher Seite von dem größten Manne unſers Zeitalters, und von mütterlicher aus dem älteſten Fürſtenhaus in Europa abſtammt. Dieſes beſtimmte mich, etwas über ſeine Ahnen zu ſagen.

Wenn es ſchiklich wäre, hier gewagte Muthmaßungen anzuführen, ſo könnte es wahrſcheinlich gemacht werden, daß der König von Rom, väterlicher Seits, ſelbſt aus dieſer

Hauptſtadt der Welt herſtamme; denn den Namen Napoleon, welcher in der Geſchichte eben ſo ſelten iſt, als der Kaiſer, der ihn trägt, findet man zuerſt unter dem Geſchlechte der Urſini, welches von den Patriziern der alten Römer abſtammen will, und durch Elius Gracilis einen andern Zweig durch das Geſchlecht der Grafen von Teuſterband am untern Rhein fortgepflanzt haben ſoll. *) Unter der Regierung des Pabſtes Nikolaus IV., ohngefähr gegen das Jahr 1290, kömmt ein Kardinal von der Familie der Urſini vor, welcher unter allen in der Geſchichte bekannten Männern zuerſt den Namen Napoleon führt. Da nun zu der Zeit gewöhnlich die Taufnamen in die edlen Geſchlechter übergetragen wurden, ſo könnte man, wie es ſo viele Genealogen thun, behaupten, dieſer Name Napoleon ſey, der Verwandtſchaft wegen, entweder von den Urſini auf die Bonaparte, oder von den Bonaparte auf die Urſini gekommen; und daß leztere zuerſt in Rom ihren Siz gehabt, und nach der Hand unter der Revolution des Nicolas von Rienci nach Florenz, dann durch die bürgerlichen Kriege dieſer Stadt nach Corſica verſezt worden ſeyen. Doch wozu dieſe gewagten Hypotheſen über die väterlichen Ahnen des Königs von Rom? Von dieſer Seite glänzen ſeine Wappen in den drei Welttheilen unſerer Halbkugel, auf den Feldern von Lodi, von den Pyramiden, von Sirien, von Marengo, von Jena und von Friedland; aber ſein mütterliches Geſchlecht hat auch ſeine Heroen aufzuweiſen.

Die Genealogen laſſen das öſtreichiſche Haus von Eticho I. abſtammen, welcher ſchon im Jahre 690 Herzog von Allemanien und ein Verwandter der Merowinger war, die zuerſt den franzöſiſchen Thron beſeſſen haben. Eticho I.

*) Die nachherigen Herzoge von Cleve, Berg und Jülich.

hatte zwei Söhne, nämlich Eticho II., welcher der Stifter des herzoglich lothringiſchen Hauſes wurde, und Alberten, den Stammvater des habsburgiſchen und zähringiſch-badiſchen Hauſes. *) Auf dieſe folgen Hugo und fünf Leutfriede, wovon der leztere oder fünfte Guntrams Vater geweſen ſeyn ſoll, welcher ein Graf vom Sundgau und Breisgau war, und wegen ſeinen großen Beſizungen der Reiche genannt wurde. Sein Sohn Landhold oder Lancelin nennt ſich einen Grafen von Altenburg, und hatte ſeinen Siz zu Windiſch, dem alten Vindoniſſa in der Schweiz. Landhold war der Vater Birchtilos oder Bertholds, wovon die Herzoge von Zähringen und Markgrafen von Baden abſtammen, und Ratbots, des Stammhalters des habsburgiſch-öſtreichiſchen Geſchlechts. Ratbot lebte zu Anfang des elften Jahrhunderts, war Graf im Gledgau und heirathete die Tochter Gerhards III. Grafen von Elſaß und Herzogs von Lothringen. Sein Bruder Werner wurde Biſchof von Straßburg. Durch geiſtliche und weltliche Gewalt zugleich mächtig, baute er den herrlichen Münſter für ſeine Kirche und das Schloß Habsburg für ſeine Familie. Seit dieſer Zeit nannten ſich die Nachkömmlinge Ratbots vorzüglich Grafen von Habsburg.

Es iſt wahrſcheinlich, daß ſich die Macht dieſes Hauſes ſchon im elften Jahrhunderte erweitert habe; denn Albert III., ein Urenkel Ratbots, beſaß nicht nur beträchtliche Güter und Rechte im Elſaß, Breisgau und Argau, ſondern er nannte ſich auch einen Landgrafen von Elſaß, und, wie ſein Urvater Guntram, den Reichen. Rudolf, ſein Sohn, erhielte von dem Kaiſer Friedrich II. die Reichsſtadt Lauffenburg, und wurde Vogt der Schweizer Kantone. Er

*) Siehe die beiliegende Tabelle.

B
II
ge
Berthold

hatte ſich bei dieſer Stelle ſo viel Anſehen erworben, daß ihm der Kaiſer auch noch die Grafſchaft Rheinfelden geben mußte.

Rudolf ſtarb im Jahre 1232 und hinterließ zwei Söhne, Alberten IV. und Rudolfen II., welche ſeine Länder unter ſich theilten. Erſterer erhielte mit dem Schloſſe Habsburg die Beſizungen im Argau und Elſaß; lezterer die Grafſchaften Gledgau, Rheinfelden, Lauffenburg und einen Theil vom Breisgau. Beide nannten ſich Landgrafen von Elſaß. Albert vermählte ſich mit Hedwig, der Tochter Ulrichs Grafen von Kiburg, Lenzburg und Baden, welcher von den Herzogen von Zähringen abſtammte. Dadurch erhielt das Haus Habsburg Anſprüche auf neue Erwerbungen. Von dieſer glüklichen Ehe zeugte Albert drei Söhne, nämlich Rudolfen, Alberten und Hartmann. Er war ein kriegeriſcher und edler Fürſt. Nachdem er viele Fehden mit ſeinen Nachbarn männlich und bieder ausgefochten hatte, zog er, des weltlichen Krieges müde, nach Paläſtina in den heiligen, und hinterließ ſeinen Söhnen ſeine Länder und eine Ermahnung, welche das Haus Habsburg groß gemacht hatte: »Bedenket immer, ſagte er bei ſeinem Abſchiede, daß die Grafen von Habsburg nicht durch Betrug und Eigennuz, ſondern durch ihre Tapferkeit und ihren Eifer für das gemeine Beſte ſo einen hohen Grad von Macht und Ruhm ſich erworben haben. So lange ihr den Schritten eurer Väter folgt, werdet ihr die Würden und Länder, welche ſie euch hinterlaſſen haben, nicht nur erhalten, ſondern auch noch vermehren.»

Es ſcheint, daß Rudolf, ſein älteſter Sohn, dieſe väterliche Ermahnung vorzüglich beherzigt habe; denn er wurde der wahre Stifter der habsburgiſch-öſtreichiſchen Macht und Größe. Schon frühe zu allen ritterlichen Tugenden an dem Hofe des großen Kaiſers Friedrichs I. gebil-

det, brauchte er ſeine Waffen zum Schuze friedlicher Bürger gegen die Anfälle räuberiſcher Fehdleute; darum ſchlug ihn auch der Erzbiſchof von Mainz, Werner, den Wahlfürſten als Kaiſer vor.

Ich habe wohl nicht nöthig, die Thaten dieſes großen Kaiſers anzuführen; ſie ſind in allen Reichs- und Staatsgeſchichten angerühmt. Nach ihm beginnt ſo recht das Heldenalter des habsburgiſch-öſtreichiſchen Hauſes. Frommheit, Klugheit, Wiſſenſchaft, Galanterie, Ruhmbegierde und Tapferkeit leuchten aus allen Zügen der öſtreichiſchen Prinzen hervor. Schon von den Enkeln Rudolfs wurde Friedrich die Blume der Schönheit und Leopold der Stolz der Ritterſchaft genannt. Rudolf der Kaiſer ließ einen Pfarrer, welcher einem Kranken das Abendmahl bringen ſollte, auf ſein Pferd ſizen, und begleitete ihn zu Fuß, indem er ſelbſt den Zügel führte. Friedrich der Schöne gieng in ſein Gefängniß zurük, weil er ſeinem Gegner, Ludwig von Baiern, das Wort gegeben hatte, ſich wieder einzuſtellen. Ernſt wurde von dem Bilde der ſchönen Cymburg *) ſo bezaubert, daß er nach Maſovien an den Hof ihres Vaters zog, um ihr Herz und ihre Hand zu erhalten. Alberts Reiſe nach Paläſtina iſt ſo merkwürdig durch ſeltſame Auftritte geworden, daß man ihn das Wunder der Welt nannte. Jeder öſtreichiſche Prinz hatte ſich zu der Zeit entweder durch kluge Regierung, oder durch Wiſſenſchaften oder Heldenthaten ausgezeichnet. Friedrich der Schöne und die beiden Leopolde ſind die Muſter der damaligen Helden geweſen. So findet man von Rudolf I. bis

*) Sie hatte eine ſtarke Unterlippe. Man ſagt daher, daß von ihr her dieſer unterſcheidende Geſichtszug in der öſtreichiſchen Familie geblieben ſey.

auf Maximilian I. faſt eine ununterbrochene Reihe von öſtreichiſchen Heroen und großen Thaten in ihrem Leben. Sie haben ihrem Hauſe Elſaß, Oeſtreich, Böhmen, Ungarn mit der Kaiſerkrone, Burgund, und nach der Hand Spanien, Neapel und die beiden Indien erworben. Aber es koſtete mehr Kraftaufwand, eine kleine noch unbedeutende Grafſchaft zu einem mächtigen Herzogthum zu erheben, als nach glüklichen Erbſchaften ganze Königreiche zu regieren.

Nach der glänzenden Regierung Karls V. theilte ſich der öſtreichiſche Stamm in die deutſch-ungariſche und ſpaniſche Linie. Leztere iſt im Jahre 1700 mit Karl II. ausgeſtorben, und ihr Erbe auf die Bourbonen gekommen, welche es wieder an Napoleon abtraten. Die deutſch-ungariſche Linie endigte in männlicher Nachfolge mit Kaiſer Karl VI. 1740; aber ſeine große Tochter, Maria Thereſia, verband ſich mit dem lothringiſchen Zweige des alten Etichoniſchen Geſchlechtes; und ſo beherrſchen izt die Napoleoniden und Etichoniden die Länder der gebildeten Welt mit doppeltem Rechte zur Kaiſerkrone.

VI.

Bemerkungen über die im Juni-Hefte dieſer Zeitſchrift mitgetheilten Bemerkungen, die Anwendung des Fellenbergiſchen Akerſyſtems in andern Gegenden betreffend.

Der Verfaſſer, Hr. Neeb, war im Auffinden der Zweke, welche den Stifter der Anſtalten des Wylhofes beſeelen, nicht allein ſehr glüklich, ſondern ihm bleibt auch das Verdienſt, neuerdings darauf aufmerkſam gemacht zu haben.

Daß ſich aber nur allein das Tiefpflugen und der Gebrauch Fellenbergiſcher Akerwerkzeuge für das Donnersberger Departement anempfehlen lieſen, iſt ein Irrthum, der dem Beobachter der Anſtalt um ſo nachtheiliger erſcheint, je mehr das eine aus dem Ineinandergreifen derſelben herausgenommen, und die Vortheile der Akerwerkzeuge in einem beſſern Wirthſchaftsſyſtem nur ganz gefühlt werden.

Die Empfehlung des Tiefpflügens hat bei mehreren Landwirthen des Departements Eindruk gemacht; dieſes zeigen verſchiedene Anfragen von dort her, welche eine

Beſchreibung des Fellenbergiſchen Tiefpfluges wünſchen. So gern ich dieſelbe gab, ſo ſehr wäre zu wünſchen, daß man entweder gar keinen, oder nur einen ſehr klugen Gebrauch davon machte. Meine Gründe dazu folgen hier entwikelt, da ich dieſelben wegen Mangel an Zeit in mehreren Schreiben nur berühren konnte.

Irre ich nicht, ſo war der Zwek des Herrn Neeb, nüzliche Wahrheiten unter ſeine für das Gute ſehr empfängliche Landsleute zu verbreiten; es werden ihm deshalben dieſe Bemerkungen nicht unwillkommen ſeyn, ſollten ſie auch hie oder da gegen ſeine Ideen anſtoßen.

Die Bewohner des Donnersberger Departements gehören allerdings unter die aufgeklärteſten und fleiſigſten Landwirthe. Wer ihren Akerbau und ihre Rindviehzucht gegen die ihrer Nachbarn, bei gleicher Güte des Bodens und des Luftkreiſes, zu vergleichen Gelegenheit hatte, wird dieſes Urtheil unterſchreiben.

Nicht minder ſehenswerth ſind die techniſchen Anſtalten, worin ſich dieſes Departement eben ſo vortheilhaft auszeichnet. Das einzige, was den vorzüglich häufigen Brandweinbrennereien faſt allgemein fehlt, iſt gänzliche Entblöſung von chemiſchen Kenntniſſen; und es iſt wirklich Schade, daß man auf dieſelben einen zu geringen Werth zu legen ſcheint.

Um ſo mehr aber wird die Verwunderung rege, daß man bei ſolcher Aufklärung und Empfanglichkeit noch nicht ein einträglicheres, dem gunſtigen Lokal angemeßneres, Wirthſchaftsſyſtem eingefuhrt hat, da man auf den mehrſten Punkten die Hauptgegner des verbeſſerten Akerbaues, Trift- Brach- und Zehntzwang nicht mehr kennt, und die Uibel einer zerſtreuten Beſizung, wenn man ſie recht ins Auge faßt, nicht mehr ſo groß ſind, als man zeither dachte, welchen dann auch durch zwekmaſige Gewannen- und Feldwege meiſtentheils begegnet werden kann.

Die Fruchtfolgen des verbeſſerten Dreifelderſyſtems ſind mit einigen Abweichungen die herrſchenden. Dieſen iſt es nun nach allen Erfahrungen nicht vorbehalten, die ganze Brache vortheilhaft abzuſchaffen, oft mit Nachtheil zu vermindern; ſo ſehr ich alſo einer ſolchen Wirthſchaft reine Brache, ſey es auch nur alle 6 — 9 oder 12 Jahre, anrathen möchte, ſo ſehr würde ich ſie vor dem Tiefpflügen warnen. Nach meiner Uiberzeugung ſoll dieſes eine Folge der durch einen wohlgewählten Kulturwechſel bereits veredelten Akerkrume ſeyn, womit nur nach und nach, ſo wie die Kultur fortſchreitet, und nach einer vorhergegangenen Unterſuchung des Untergrunds fortgefahren werden ſoll. Und jene kann nach einem dem Lokal und der Gewächsvegetation angemeßnen Fruchtwechſel, nach und nach, ſo wie ſich die düngende Kraft vermehrt, dann aber ohne Bedenken und mit Vortheil entbehrt werden.

Haben wir ein Mittel, wodurch wir die Vorzüge der Brache: Auflokerung und Pulveriſirung der Akerkrume, Reinigung vom Unkraut, inniges Miſchen ihrer Beſtandtheile ſowohl unter ſich wie mit dem gegebenen Dung, erreichen und ihr Schädliches vermeiden können, ſo ſehe ich nicht ein, wie die Lokalität für die Brache entſcheiden ſoll; und ich kann ihr nur eine Erleichterung oder Erſchwerung der Brachaufhebung zugeſtehen.

Daß wir die Hilfsmittel der Brachaufhebung in dem Kulturwechſel, verbunden mit den verbeſſerten Akerwerkzeugen, beſizen, iſt bekannt. Und daß überall, wo man freies Eigenthum hat, und Dreifelderwirthſchaft treibt, an deren Stelle mit höherem Gewinn die Fruchtwechſelwirthſchaft geſezt werden kann, davon bin ich feſt überzeugt.

Fellenberg vertilgte durch das Tiefpflügen nicht allein ſeine Akerunkräuter, ſondern fand auch viele benöthigte Bauſteine; dahingegen gab er mehrere Erndten preis, welche

zwar vorher durch die auf allen Punkten der Wylhoffelder aufſtauenden Wäſſer und die in der Gegend häufig wuchernde Queken ſehr erſchwert und äußerſt unſicher gemacht wurden. Die Brachjahre waren zum Trokenlegen der Felder nothwendig; durch ſie wurden Unkräuter, Steine und Näſſe beſeitigt, und eine Tiefe von 18 bis 22 Zoll erzeugt.

Daß dieſes mit großer Aufopferung und einem ſtarken Zuggeſpann verknüpfte Verfahren nachher reichlich lohnte, iſt gar keinem Zweifel unterworfen. Es räth übrigens der erfahrne Lehrer das Tiefpflügen mit aller Vorſicht und auch bei den beſten Unterlagen nur nach Zollen bei Endigung der Rotation an.

So wird auf dem Wylhofe der Aker alle vier Jahre einmal tiefgepflügt; dieſe heraufgeholte neue Erde wird dann vier Jahre benuzt, und ſo fort wieder hinuntergepflügt, wodurch zu mehreren andern bereits bekannten Vortheilen ſich auch noch dieſer geſellt, daß die nämliche Frucht nur alle acht Jahre wieder auf den gleichen Boden kommt, welches in dem Felde, das behakte Früchte mehrere Arten trägt, oft alle 12 bis 16 Jahre der Fall iſt. Dieſes Pflügen ſteht aber in dem richtigſten Verhältniß mit dem aufgefahrnen Dung, ſo wie mit der ganzen Kultur.

Da nun die Zeitumſtände die Bewohner des Donnersberger Departements zwingen, mehr auf den gegenwärtigen wie zukünftigen Ertrag ihrer Felder zu merken, ſo würden ſie bei Düngermangel und tiefem Pflügen ſicher ihre Felder verſchlechtern; und ſie würden nach meiner Uiberzeugung vorerſt wohlthun, ihre Sezäker, in welche künftiges Jahr öfters behakte Früchte kämen, vor Winter, bei dem ſogenannten Stürzen, einen Zoll tiefer zu pflügen.

Wollen wir von der Wirthſchaft des Wylhofes Vortheil ziehen, ſo müſſen wir vor allen Dingen einen für unſer Lokal zweckmäſigen Wechſel der Früchte beobachten.

Gewöhnlich legt man auf die hergebrachte Feldbeſtellungsmethode ſeiner Gegend einen zu hohen Werth; dieſelbe nährte uns nicht allein zeither, ſondern gab uns auch oft Gelegenheit, Vermögen zu ſammeln; da dieſes jedoch nicht mehr ſo häufig der Fall iſt, ſo können wir mit Zuverſicht die nahe Zukunft ahnen, wo wir eine unſern vermehrten Bedürfniſſen begegnende Feldbeſtellungsart willig und gern einführen, welche wir nachher eben ſo hoch wie den Anfangs verachteten Klee- und Kartoffelbau halten werden.

Es iſt wahr, hier ſtimmt die Lokalität für dieſe, dort für jene Fruchtfolge — einen allgemeinen Leiſten ſollte es gar nicht geben — aber immer hat ſie ſich unter übrigens gleichen Umſtänden ſtets für den Fruchtwechſel erklärt.

Dieſe Aufgaben haben uns die Väter des verbeſſerten Akerbaues, Fellenberg und Thaer, rühmlichſt geſammelt und erklärt, wofür ihnen der Dank der izigen und Nachwelt gebühret. Bei dieſer Gelegenheit kann ich nicht umhin, Thaer's Grundſäzen der rationellen Landwirthſchaft volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ob ſie gleich hier und da nicht ohne kleine Fehler, als das Werk eines Sterblichen, ſind.

Daß die Lokalität immer für den Fruchtwechſel entſcheidet, kann jeder auch nicht aufmerkſame Beobachter auf den Feldern des Wylhofes und den nähern Umgebungen, wo man ihre alte Geſtalt noch immer findet, ſehen; und wer ſie ſah, wird mit mir völlig einverſtanden ſeyn.

In einem Klima, wo den 12. Mai 1809 die erſten Kirſchen blühten, und den 16. dieſes Monats die erſten

Kornähren erſchienen; wo auf der 5 bis 6 Stunden entfernt liegenden Jura-Gebirgskette den 28. Sept. Winterſchnee fiel, welcher Tags nachher auf den Feldern Reif und Froſt verurſachte; wo kein Weinſtok noch Nußbaum, Aepfel- und Birnbäume nur langſam und meiſtentheils mit Moos überzogen vegetiren, iſt das Erſcheinen ſolcher Erndten über alle Erwartung, wozu noch mehr die damals ſehr reiche zweite Ernte von Stoppelkleeheu, weißen und gelben Rüben berechtigen.

Einen gleichen Vortheil haben wir von den verbeſſerten Akerwerkzeugen zu erwarten, für welche das Departement ganz geſchaffen zu ſeyn ſcheint. Was ſie leiſten, habe ich in dem Herzogl. Naſſauiſchen Intelligenzblatt, Jahrgang 1810, Nro. 5 niedergelegt, worauf ich, um Wiederholungen zu vermeiden, aufmerkſam machen möchte, mit dem Anhange: daß ſie nach einer leichten Aenderung auch eben ſo nüzlich zwiſchen den Weinreben gebraucht werden können.

Der Vorſchlag: auf dem Markte von Mainz eine Sammlung von allen verſchiedenen Akerwerkzeugen aufzuſtellen, iſt gewiß ſehr nüzlich, und würde noch gemeinnüziger, brächte man dieſelben zu jedermanns Proben auf ein Stük Feld vor die Thore der Stadt; indem ich nach meinen zeitherigen Beobachtungen immer fand, daß der bloße Anblik den gewöhnlichen Landmann ſo überraſcht, daß er ſich die Wirkung nicht denken kann, und geradezu das Werkzeug für unnüz erklärt.

Manche haben geglaubt, die Akerwerkzeuge des Wylhofes machten unſern gewöhnlichen Pflug und die Ege entbehrlich; dieſes iſt aber nicht der Fall, ſondern gerade ſezen ſie ein vollkommneres Pflügen und Egen voraus, wie das unſer gewöhnlicher rheiniſcher Wendepflug nicht leiſtet. Bekanntlich geht derſelbe nicht allein wegen ſeiner gebrochenen Zuglinie und niedrigen Räder für das Zugvieh ſchwer, ſondern

ſein Streichbrett giebt auch der Furche keinen gehörigen Umſchlag, und ſchiebt dieſelbe mehr an die Seite.

Der Nachtheil einer ſolchen Pflügung iſt ſo vielſeitig und bekannt, daß er von jedem Landwirth gefühlt wird; denn ich fand überall, daß man vorzüglich beim Stürzen der Klee- und Zerealienſtoppel ein hinten ſpizabgeſchliffenes Streichbrett an den Pflug nimmt, und ihm dadurch in etwas begegnet.

Unſere gewöhnliche Ege, ſchwerer noch als der Pflug, hat den Fehler, daß ſie auf dem Punkt, wo der ſtärkſte Widerſtand ſtatt findet, als ein ſtumpfer Keil auf den Boden wirkt, und mehrere Zähne in eine Bahn greifen. Eins ſo nachtheilig als das andere.

Es hat mich derhalben zeither beſchäftigt, die Fehler der zwei unentbehrlichſten Werkzeuge zu heben. Der verbeſſerte Pflug mit hohen Rädern, geſtrekter Zuglinie, eiſerner Axe und verändertem Streichbrett geht nicht allein ein Bedeutendes leichter, ſo wie die Verſuche mit einem Kraftmeſſer zeigten, und auch ohne dieſes von der Hand eines jeden geübten Pflügers gleich gefühlt wird, ſondern er legt auch die Furchen dergeſtalt um, daß man ſchon in einiger Entfernung den Unterſchied bemerkt; Vorzüge, welche er auf eine Tiefe von 10 bis 12 Zoll beibehält. Er hat auf meinen Feldern bereits die Stelle des gewöhnlichen Pfluges eingenommen, und ich ſtehe jedem Kenner, der ſich von einem oder dem andern überzeugen möchte, ſo wie zeither ohne alles Intereſſe zu Dienſten.

VII.

Bruchſtüke einer Rheinreiſe.

VI.

Den 15. Oktober.

Hier erhältſt du wahrſcheinlich die lezte Epiſtel, die ich dir von den Ufern des Rheins ſchreibe. Die Jahreszeit fängt an für Exkurſionen ungünſtig zu werden, und von unſern Stadtangelegenheiten, die für uns freilich den ſchönſten und wichtigſten Theil der Welt- und Völkergeſchichte ausmachen, mag ich gerade darum nicht reden. Meine Abſicht war, ich kann es nicht leugnen, dir noch Vieles zu ſagen über Kunſt und Wiſſenſchaft, wie man ſie hier treibt, und beſonders über den öffentlichen Unterricht und die vorzüglichſten Anſtalten deſſelben auf dem linken Rheinufer; aber der Gegenſtand ſcheint mir zu einer zwekmäſigen Erörterung noch unreif, weil man mit gar zu vielen Vorurtheilen feindlich zuſammentrifft, und gewiſſe Sachen perſönlich behandeln muß, da ſie nur durch gewiſſe Perſonen ſo ſind, wie ſie ſind. Uibrigens wollte ich es beinahe lieber mit

einem Monarchen auf dem Thron — ſo mißlich dieſer Umſtand auch iſt — als mit einem auf dem Katheder verderben. . . . . Darum ſeze ich die Bruchſtüke meiner Rheinreiſe bis auf eine günſtigere Zeit aus, wo es nüzlich, vielleicht ſogar nothwendig werden kann, daß ich ſpreche.

Ich könnte dir in Zukunft wohl auch manches über Konzerte, Bälle und Schauſpiele ſchreiben, die den Winter hindurch, als mangelhafte Surrogate, an die Stelle meiner Ausflüge in die freie Natur treten; aber ich fürchte die Magerkeit des Gegenſtandes beinahe eben ſo ſehr als meine geringe Sachkenntniß; und ich ſpreche nicht gern, wo ich von der Kompetenz meines Urtheils nicht überzeugt bin. Kurz, du ſiehſt, daß ich es müde bin zu ſchreiben, und mir darum auch Gründe genug zu Gebote ſtehen, zu unterlaſſen was ich nicht thun mag. Die Möglichkeit des Erfolgs liegt gewöhnlich in der Stärke unſers Willens.

Noch einen Ausflug habe ich gemacht, wahrſcheinlich den Abſchiedsbeſuch der ſterbenden Natur; denn ſchon fallen die Blätter von den Bäumen, und der rauhe Nordwind rauſcht über kahles Stoppelfeld. Alles kündigt die Annäherung des Winters an, in dem die Natur, ohne Leben und Reize, ſich nur noch als ein Gerippe zeigt. — Auch unſre Blätter fallen einſt, und der entlaubte Stamm ſteht nakt im Winter des froſtigen Alters, den kein belebender Frühling ablöſet. — Ein Menſchenleben iſt ja nur ein Pulsſchlag der unendlichen Natur, eine hüpfende Welle auf dem wogenden Strome des Lebens. Die Welle ſteigt auf, um zu verſinken, und der Strom zieht vorüber nach dem uferloſen Meere der Ewigkeit, in dem ſich Generationen und Jahrhunderte verliehren. Wann die verhängnißvolle Stunde auch immer ſchlagen mag, in der die Natur untergeht vor dem ſterbenden Blike, und die unendliche Welt mit ihren flüchtigen Freuden und ihrem dauernden Schmerze, mit

ihren Hoffnungen und Genüſſen in einem engen Sarge verſinkt, möge ich ſie weder fürchten noch hoffen! Nur das bitte ich von dir, ewiges Schikſal, daß ſie in der feſten Bruſt dieſes Herz noch voll Liebe für den Menſchen finde; daß die freie Stirne nichts in den Staub drüke, als die Macht, die alles in Staub auflöſet, der Tod; und daß ich nie das Glük in glänzendem Elende und meinen Stolz in einer niederträchtigen Erhöhung finde. — Die Paar Tugenden, mit denen der Menſch ſich ehrlich durch das Leben hilft, hoffe ich ohne höhern Beiſtand zu üben, weil ſie eben keine beſondre Anſtrengungen und Opfer koſten. In unſrer niedergedrükten, von den Büklingen einer falſchen Höflichkeit, von der demüthigen Stellung einer falſchen Andacht, von der gekrümmten Haltung einer hungrigen Bettelei tiefgebeugten Zeit giebt es nur Tugenden der Duldung, der Verſagung und Entbehrung; als wenn es den Menſchen mehr ehrte, leidend zu ertragen, als mit Muth und Kraft zu handeln. Ich finde es großmüthiger, der Gefahr die Stirne zu bieten und zu kämpfen, als feig zu dulden. Die Tugenden der Freiheit achte ich viel höher als die der Sklaverei. . .

Den 13. Abends war ich mit einer munteren Geſellſchaft von Mainz aufgebrochen, um die ſchöne Gegend von Eppſtein zu beſuchen. Die Nacht brachte ich bei dem Pfarrer in Marxheim, meinem redlichen Landsmanne, zu. Marxheim und ſeinen Pfarrer möchteſt du wohl vergebens in Büſching und dem alten griechiſchen oder neuen franzöſiſchen Plutarch ſuchen; denn das Gute wird nicht immer am lauteſten geprieſen, und was ſich ſelbſt rühmend der Aufmerkſamkeit empfiehlt, iſt nicht darum das Beſte. Kann dann nicht von Marxheim und ſeinem Pfarrer gelten, was Philoſophen und Dichter von Staaten und Weibern ſagen, daß die unbekannteſten nämlich die glüklichſten und beſten ſeyen? und wahrhaftig es gilt von dir,

ſtilles, freundliches Dörfchen, das ſich in der Nähe der weitgeſehenen Hofheimer Kapelle beſcheiden in einem Walde von Obſtbäumen verbirgt, wie von deinem redlichen Pfarrer!

Vor dem Tage waren wir ſchon auf, und zogen mit lauter Freude durch den friſchen Eichenwald jenſeits Hofheim und über den nakten Staufer nach dem romantiſchen Eppſtein; und ehe wir noch auf den Rüken dieſes Berges kamen, war die Sonne glänzend aufgegangen über der weiten herrlichen Gegend, und das unermeßliche Land breitete ſich vor unſern Bliken aus, und allenthalben erwachte das fröhliche Leben, in dem Dunkel der Bäume, auf dem Felde und in den rauchenden Dörfern, und in der Ferne blizten im Morgenlichte der Rhein und der Main.

Die Nebel waren von dem Gipfel der Berge in die Tiefe hinabgeſtiegen, und füllten die Thäler wie ein ſtiller See, aus dem die Bäume gleich Maſten einer Flotte hervorragten. Die Sonne ſah mit dem hellen, feurigen Auge der Liebe auf die ruhige Erde.

Die Nebel verſchwanden, und das liebliche Thal von Fiſchbach lag vor uns, glänzend im Schmuke der Perlenſchnüre, die ein leichter Oſtwind auf den Grashalmen und den Blättern der Bäume und Gebüſche ſchaukelte. Die Vögel jagten ſich nekend von Aſt zu Aſt, und von dem Abhange des Staufers klang das Geläute des weidenden Viehes in das ſtille, menſchenleere Thal herab.

Vier ſchöne, romantiſche Thäler, von waldigen Anhöhen umgeben, aus denen von Zeit zu Zeit ein nakter Fels kühn hervorſpringt, und von bald murmelnden bald brauſenden Bächen durchſchnitten, führen von Eppſtein nach Oſten, Süden, Norden und Nordweſt: das Fiſchbacher- Lorſchbacher- Fokenhäuſer- und Brennthal. Wir brachten den Morgen damit zu, ſie, ſo viel es die Zeit erlaubte,

in allen Richtungen zu durchſtreifen. Nicht leicht magſt du eine heimlichere Gegend finden.

Unſre Mittagsmahlzeit hielten wir in der Nähe von Eppſtein, bei einer Mühle, die in das Fiſchbacher Thal hinauf und in das Lorſchbacher hinabſieht. Wir aßen im Freien unter ſchattigen Bäumen. Die Geſellſchaft wurde immer zahlreicher, ohne daß wir an Vergnügen verlohren. Anfangs beſah und rekognoszirte man ſich, ſchikte einige abgeriſſene Worte als lauernde Vorpoſten aus, nahm dann in einigen vorſichtigen Gedanken eine feſtere Stellung, bis die Macht des geſelligen Weins die Schranken der ſteifen Konvenienz niederwarf, die Zungen entfeſſelte, und es endlich auf den beiden Schlachtlinien des Tiſches zu einem allgemeinen Wortgefechte kam.

Ohne Zweifel hätte ſich die ganze Aktion, bei der, zum Nachtheil der kriegsluſtigen Weltgeſchichte, nur Wein floß, zur allgemeinen Zufriedenheit geendigt, wäre die Geſellſchaft nicht zu zahlreich und zu ungleich geweſen. Ich kann nicht beſtimmt ſagen, ob es dieſe Urſache oder eine andre wahrſcheinlichere war, welche die Gäſte in zwei Kammern geſpalten hatte, die der murmelnde Mühlbach ſchied. Eine reiche Kaufmannsfamilie nebſt Anhang tafelte, als Oberhaus, auf der vornehmeren rechten Seite, und wir, als Haus der Gemeinen, wie natürlich, auf der linken. Die Kammer der Lords, welche den Adel repreſentirt, der nach dem Altſpaniſchen aus reichen Leuten — Ricos Hombres — beſteht, wurde zuerſt bedient; und wir hatten den Verdruß, jedes Gericht erſt an unſrer öden Seſſionstafel vorbeitragen zu ſehen auf die des höheren Standes, bis wir es ſpäter zu koſten bekamen, wahrſcheinlich als Rükfracht. Der Teufel der Ungleichheit der Stände hat ſchon manchen Bürgerkrieg angefacht; und lange wollte das gemeine Volk es nicht recht begreifen, warum der liebe Gott es

zum Arbeiten, Entbehren und Gehorchen verdammt habe, während dem die höheren Kaſten müſig verzehren und befehlen. Mancher berief ſich, in ſeiner gutmüthigen Einfalt, auf die gemeinſchaftliche Abkunft von Adam und Eva. So geht es, wenn die Menſchen nicht ſtudiert haben. Ein gelehrter Profeſſor in Göttingen ſoll bis zur Evidenz bewieſen haben, unſre ſchwarzen Brüder ſeyen eigentlich nur Baſtarde und Wechſelbälge, uns durchaus nicht ebenbürtig, ſondern zu unſerm Dienſte geſchaffen, damit ſie ihre weiße Herren mit dem nöthigen Zuker und andern Bedürfniſſen des Lebens verſorgen. Nun ſehe ich nicht, warum die Farbe gerade den grellen Unterſchied zwiſchen Gebieter und Diener machte, und daß die Natur, die für ihre Lieblinge ſo mütterliche Sorgfalt trägt, und dem ſtechenden Bedürfniſſe die Mittel es zu befriedigen ſo nahe legte, Herren und Sklaven doch ſo weit geſchieden haben ſollte, daß ſie aus einem Welttheile in den andern ſchiffen müßten, um ſich zu finden. Bringt nicht jedes Klima hervor, was es braucht, und erzeugt nicht allenthalben der Boden, was ſeinen Bewohnern nöthig iſt? Glauben wir alſo, daß wo ein Gebieter wohnt, auch ſeine Sklaven in der Nähe ſind, gebohren zu ſeinem Dienſte. Der weiſe Menenius Agrippa bewies dem römiſchen Volke, das den Traum der Freiheit noch nicht ausgeſchlafen hatte, in einer ſchönen Rede, die höheren Stände ſeyen in einem gut organiſirten Staatskörper der Bauch, zum Verzehren und Verdauen beſtimmt, die niedrigeren aber die dienenden Glieder, wie Hände und Füße, welche für den gefräßigen Magen gebohrne Schwarze, Leibeigne und Sklaven ſind. Die meiſten von uns hatten ihren Livius zu gut im Kopfe, als daß ſie ſich nicht zur rechten Zeit der weiſen Rede erinnern ſollten, in welcher der alte Römer dem neueren Profeſſor in Göttingen und dem noch jüngeren

Franzoſen, dem wir das unſterbliche Werk der Législation primitive verdanken, ſo meiſterlich vorgearbeitet hatte. Wir ſchwiegen alſo und duldeten.

Indeſſen ſah die rechte Seite doch gar zu hämiſch auf unſre linke, und auf unſre magere Suppe und unſern ſchlechteren Braten, als daß wir gegen die demüthigende Zuſammenſtellung mit ihrem reichen Vorrathe unempfindlich hätten bleiben können; denn die höheren Genüſſe der höheren Stände fallen am ſchmerzlichſten auf, wenn ſich zum Mangel auch noch die Verachtung gegen die niederen geſellt. Die Verwegenſten unter den Plebejern fiengen an zu murren, und ein wahrer Francis Burdett, den wir in unſrer Mitte hatten, ſtreuete den Samen der Gährung mit vollen Händen aus; und wahrhaftig er fiel auf keinen undankbaren Boden; denn der Wein hatte ihn empfänglich getränkt für eine reiche Ernte. Ich weiß nicht, zu welchen Auftritten die Spannung zwiſchen den beiden Tafeln geführt hätte, wäre nicht der Zufall, der durch ſeine Laune oft tief angelegte Pläne vereitelt, und dem beſten Willen in dem entgegengeſezten Erfolge einen Baſtarden unterlegt, freundlich ins Mittel getreten.

Die arme Dorfjugend nämlich, die unbemerkt einige Spione ausgeſchikt hatte, um den Boden und die Dispoſitionen der reichen Fremden zu rekognoszìren, rükte eben mit Macht an, und ſezte ſich auf der rechten Seite des Mühlbaches feſt, wo ſie, den eingezogenen Berichten zufolge, eine reiche Beute hoffte. Der Bettler hat einen gewiſſen Inſtinkt, der ihn den Vermögenden kennen lehrt. Nicht leicht wird er einen Menſchen für reich und angeſehen halten, der ihm freundlich begegnet. Sein Begriff von Anſehen und Vermögen iſt ſo mit der Nothwendigkeit des Misbrauchs dieſer Vorzüge verbunden, daß er ſie nicht wohl von einander trennen kann. Warum ſollte auch der Menſch, der

etwas hat und vermag, es die nicht ſchmerzlich fühlen laſſen, welche weder etwas haben noch vermögen, da doch gerade darin zum Theil der Genuß des Beſizes und der Gewalt liegt? Leugnen wir es nicht, in den Grundzügen des menſchlichen Herzens finden wir den Despotism und die Kriecherei, beide einander dem Anſehen nach entgegengeſezt, und beide doch nahe verwandt. Der Inſtinkt hatte auch hier richtig geführt. Die Herren und Damen, die uns gegenüber ſaßen, und die gewöhnte Tafelmuſik oder andre Beluſtigungen entbehrten, waren ſehr zufrieden, eine Unterhaltung zu finden. Sie warfen Geld aus, nach dem die Jugend ſich im Wettrennen übte; und ſo oft ſich ein halbes Duzend überſchlug, und die ſchwächeren Beſiegten mit einer Verrenkung oder Wunde heulend abzogen, erſcholl ein lautes Gelächter. Sie führten die Muthigſten endlich an den Bach, warfen Geldſtüke in denſelben, welche die Buben mit dem Munde holten; und wenn einer den triefenden Kopf mit leerem Munde aus dem Waſſer zog, oder betäubt in daſſelbe fiel, dann erhoben die Damen und Herren ein Freudengeſchrei.

Das iſt empörend! rief ein Feuerkopf an meiner Seite. Am ganzen Tiſche ward ein misbilligender Unwille gegen die reiche Kaſte laut, und um den Frieden ſchien es in dem friedlichen Eppſteiner Thale geſchehen. Da erhob ich mich von meinem Size, bat den lermenden Klub ums Wort, und als die Stille wiedergekehrt war, ſprach ich in feierlichem Tone:

»Männer des Eppſteiner Thals!

»Ich habe in Göttingen ſtudiert, und kenne auch meinen Titus Livius. Als ein zweiter Menenius Agrippa trete ich unter euch, um das aufſteigende Gewitter zu beſchwören. Die gymnaſtiſchen Uibungen, welche ſich, unter den Auspizien der edlen Geſellſchaft jenſeits, an die ſchönen

Tage der Freiſtaaten von Rom und Griechenland erinnernd, vor uns erneuern, finden, ſtatt Dank und Beifall, ungerechten Tadel. Prüft eure Herzen; und wenn ſie rein ſind und ohne Schuld, dann hebet den erſten Stein auf gegen die jenſeits des Baches. Nur zu oft nimmt der Menſch ſeinen Haß gegen Despoten für den gegen den Despotism, und will in der Unterdrükung nur Freiheit, weil er nicht ſelbſt unterdrüken kann. Als Diener beſtreitet er die Rechte des Herrn, die er noch ſtrenger üben würde, wäre er an ſeiner Stelle. Habt ihr nicht wakere Männer gekannt, die muthig und verſtändig gegen jeden paſſiven Druk kämpften und ſprachen, den aktiven aber ſo gut handhabten als irgend einer, den ſie zuvor zu dem tiefſten Abgrund der Hölle, in die Geſellſchaft der Nerone und Tarquine, verdammt hatten? Laßt mich nicht glauben, euer Zorn gegen die übermüthigen Reichen gelte mehr dem Reichthum, um den ihr ſie beneidet, als dem Uibermuth, den ihr unerträglich findet! Hat nicht der ſchmakhaftere Braten, der wohlriechend an eurer Naſe vorüberzog, und der Champagner, der in ihren Stängelgläſern mit jugendlichem Feuer freudig brauſet, während dem ihr mit einigen Bouteillen Laubenheimer kargen müßt, eure Herzen für die ewigen Rechte des Menſchen entflammt? und ihr bedekt nun eure ſchlechte Sache mit der heiligen Sache der Menſchheit, wie gute Patrioten das Beſte ihres Vaterlandes zu ihrem Beſten, und getreue Fürſtendiener ihr Wohl und Weh zu dem ihres Monarchen machen? Beinahe ſollte ich glauben, es ſeye ſo etwas Menſchliches mit untergelaufen. Endlich, Männer des Eppſteiner Thals, geſteht aufrichtig: hättet ihr die Körbe voll des köſtlichen Burgunders oder des noch edlern Johannesbergers, würdet ihr wohl die Schäze hinübertragen auf die Tafel der Lords? Kaum traue ich euch und mir eine ſo ſeltne Großmuth zu. Was thäten wir dann höchſtwahr-

ſcheinlich in der angeführten ſchönen Vorausſezung? Wir würden den Nektar trinken mit einer lauten Fröhlichkeit, die dem, der entbehrt, immer Hohn zu ſprechen ſcheint, weil Armuth und Unglük das Gemüth mit ſcheuem Verdachte gegen den Reichen und Glüklichen erfüllt. Sehet nun, da thuen die dort drüben auf ihre Art, was wir an ihrer Stelle auch, aber auf die unſrige thun würden! Ach! wie oft verdammen wir ungerecht den Menſchen und ſeine Handlungen, wo wir, wenn etwas zu verdammen iſt, nur ſeine Lage verdammen ſollten, in welcher wir eben ſo würden gehandelt haben!

»Es iſt wahr, von ihrem Reichthum machen ſie nicht den beſten Gebrauch. Es wäre aber nun die Frage, ob dieſer Fehler nicht vielleicht in der Natur des Reichthums liegt. Selbſt arm kennt ihr des Armen Bedürfniſſe und Schmerzen; reich würdet ihr wie Reiche handeln. Gebt dem beſchränkten Menſchen eine andre Stelle, und Ihr gebt ihm einen andern Geſichtskreis. Seht Ihr aus der Tiefe nach jenem Felſen, der ſich drohend über das Thal beugt, dann ſchwindelt es euch nicht; aber der Blik von der Höhe des Felſens in den bodenloſen Abgrund macht euch ſchaudern. Der Menſch ſieht von einer Höhe immer tiefer herab, als er aus der Tiefe hoch hinauf ſieht; das gilt im Moraliſchen wie im Phyſiſchen. Darum ſeyd nicht zu hart gegen den harten Stolzen. Glühete der feurige Wein unſrer Nachbarn in Euren Adern, würdet Ihr weniger ausgelaſſen fröhlich ſeyn als dieſe? Eure Mäſigung verdankt Ihr Eurem Mangel, Eure Nüchternheit Euren wenigen Bouteillen. Seyd darum nicht ſtolz auf Eure Enthaltſamkeit, die nur das Verdienſt eurer beſchränkten Mittel iſt. Lächerlich iſt es ſich einer unverſuchten Tugend zu rühmen, weil es ohne Kampf keinen Sieg geben kann. Iſt nicht jede

Berauſchung unſchuldiger, als der Nüchterne denkt, ſie komme nun von Wein oder von Anſehen und Gewalt?

»Ihr ſprecht von Recht, von einem ewigen Rechte, das ich übrigens nirgends als in den Köpfen einiger Misvergnügten finde, die ihre beſchwerlichen Pflichten gern gegen gemächlichere Rechte umtauſchten. Die Natur weiß von Eurem todten Rechte nichts, und kennt nur lebendige Kräfte. Herrſchte Euer Recht, wie Ihr es träumt, wahrlich keine ſieben Tage nach dem ſiebenten Tage der Schöpfung hätte die Welt beſtehen können. Der Baum hier greift mit ſeinen ſtarken Wurzeln tief und breit in den Boden, und verdrängt die Staude, die an ſeinem Stamm aufſchoß. Der Staude weicht die kleinere Pflanze, die wieder eine ſchwächere von ihrer Stelle verdrängt. Dort hat der reiſſende Mühlbach einen Theil des fruchtbaren Kornfeldes weggeſchwemmt. Wollt Ihr, daß er rechtlich in ſeinem Bette laufe, dann müßt Ihr eine ſtärkere Macht der ſeinigen entgegenſezen. Hier zu meinen Füßen iſt ein Duzend Ameiſen beſchäftigt, einen Wurm, der ſich unter ihren tödtenden Biſſen windet, als Winternahrung in die ſichre Wohnung zu bringen. Nie vergeſſe ich, was mir ein Forſtmann antwortete, als ich es unbegreiflich fand, wie ein dichter Anflug von jungen Fichten, durch deſſen verſchlungene Aeſte auch kein Sonnenſtrahl zu bringen vermogte, gedeihen könne. — Das Nadelholz, erwiederte er, puzt ſich ſelbſt, wie es größer wird; das heiſet, Herr, die ſtärkeren Bäume erſtiken die ſchwächeren, ſo, daß dieſe nach und nach abſterben, und der Forſt am Ende ſchön gelichtet daſteht, ohne irgend eines Menſchen Zuthun. — Dieſe Wälder puzen ſich alſo ſelbſt! das iſt der Ausdruk. Wahrlich, die ganze Natur gleicht dem Nadelholze. Nationen und Individuen, die über die weite Erde geſäet ſind, puzen ſich, wie dieſes, ſelbſt: die ſtärkere Kraft verdrängt die ſchwächere. Was

ſich halten kann, beſteht, das übrige geht unter. So iſt's! Ihr könnt es bejammern oder tadeln; ſo iſt's und wird's auch bleiben.»

In demſelben Augenblike fiel ein Schuß in unſrer Nähe. Ein Geier, mit einer gewürgten Taube in den Klauen, ſtürzte ächzend auf den Boden. Der aufmerkſame Müller hatte den Räuber endlich auf friſcher That erhaſcht, und der Gefahr für ſeinen Taubenſchlag mit dem Tode des Erbfeindes deſſelben ein Ende gemacht.

»Ich nehme die Vorbedeutung an, ſprach ich gefaßt, und fahre fort: Durchgeht das ganze unermeßliche Reich der Schöpfung, Erde, Waſſer und Luft! Allenthalben iſt ein Weſen mit ſeiner Exiſtenz an die eines andern angewieſen. Das Leben wird nur durch den Tod erhalten. Die Welt iſt eine Welt von Kräften, die ſich im Kampfe entwikeln und üben. Hebt dieſen Kampf auf, und ihr habt das rege Leben aufgehoben, das nur ein Reſultat dieſes Antagonisms, dieſes ewigen Konfliktes iſt. Auch können wir keine Mahlzeit halten, ohne daß wir, in blutiger Fehde mit dem Thier- und Pflanzenreich, in denſelben unſre unſchuldigen Opfer ſuchen. Der Donner fällt zerſchmetternd auf eine Eiche, und dieſe auf nahes Gebüſch, in welchem Vögel niſten. Der Sturm peitſcht das Meer, das den Schiffer, wenn er ſich nicht durch Stärke und Klugheit rettet, verſchlingt, und ſeinen erfreueten Bewohnern zur Speiſe darbietet. Wo iſt hier, und allenthalben, Geſez und Recht? Kräfte, und nur Kräfte ſeht ihr walten.

»So iſt es in der phyſiſchen Natur, ſo in der geiſtigen. Die Wahrheit iſt im Kampfe mit der Lüge, die Thorheit mit der Weisheit, die Tugend mit dem Laſter. Schafft Einheit, und ihr habt die moraliſche Welt vernichtet. Ohne Sophiſten und Athens Tyrannen wüßten wir von keinem Sokrates; ohne den Despotism des

lezten Tarquins von keinem Brutus und ſeiner heldenmüthigen Freiheitsliebe. Herrſchte, wie Ihr es wollt, allenthalben das ſtrenge Recht, euer Geſez der Gleichheit, dann wäre die Welt ein Siechhaus, in dem jede Kraft ſich ſelbſt verzehrte, jedes neugebohrne Leben ſogleich dem Tode entgegen moderte.

»Wo ſind dann, ſagt mir doch, die gleichen Rechte, die gleichen Anſprüche bei ungleichen Weſen? Sollten die Anſprüche gleich ſeyn, dann müßten es erſt die Kräfte werden. Hier ſchafft das Genie in einer Stunde, über deſſen Geburt die Mittelmäſigkeit vergebens Jahre brüten würde. Die Feigen führt der Muthige, der denkende Geiſt das Heer von Dummköpfen, und die Thätigkeit erwirbt ſich Genüſſe, die der Träge entbehren muß. Wollt ihr Gleichheit, meine Brüder, Gleichheit der Rechte auf die Güter dieſes Lebens, dann, ich wiederhole es, müßt ihr auch gleiche Menſchen mit gleichen Anlagen und derſelben Ausbildung ſchaffen. Bleiben aber die Welt und ihre Bewohner, wie ſie ſind, und ſeit dem Sündenfalle der erſten Eltern immer waren, dann, glaubt es mir, werden wir dieſelben Ereigniſſe ſich ewig wiederholen ſehen, nur in verſchiedener Geſtalt, wie ſie Zeit und Umſtände bilden.

»Jede Münze gilt im Kurſe nach ihrem inneren Gehalte, den das Gepräge angiebt. Ein Feldherr zählt mehr als ein Regiment Soldaten, ein Staatsmann mehr als eine ganze Zunft ſonſt ehrlicher Gewerbsleute. Sollen gleiche Rechte herrſchen, warum ſtellt ihr den linkiſchen Rekruten nicht an die Spize des Heeres, und laßt den braven Schneider nicht die auswärtigen Angelegenheiten des Reichs beſorgen? weil jedem ſeine Kräfte die Stelle anweiſen, an der er wirken kann und ſoll. So gilt dann jede Münze im Kurſe nach ihrem inneren Gehalte, den das Gepräge angiebt; und ihr werdet einen Epaminondas ſo wenig

gegen einen Thorhüter von Theben, als einen doppelten Napoleon gegen einen Sou umtauſchen. Freilich giebt es auch falſche Münzen; und die gekrönten Häupter, denen das Münzrecht zukömmt, prägen oft Kupfer zu Goldſtüken aus, und ſtellen einen Sejan und Louvois an die Stelle eines Beliſär und Sully. Aber kann es uns, die gewiß weniger Täuſchung und Betrug umgiebt als Für-ſten, kann es uns nicht oft begegnen, daß wir falſche Münze prägen, weil es ſchwer iſt, den inneren Gehalt des Stoffes zu erkennen? Haben wir noch keinen Unwürdigen mit dem Gefühle der Freundſchaft an die Bruſt gedrükt, den wir, wäre uns ſein Inneres bekannt geweſen, mit Abſcheu von uns geſtoßen hätten? Alles in dieſer Welt hat ſeinen Werth an ſeiner Stelle; aber wie die unendliche Natur keine zwei Weſen gleich geſchaffen hat, ſo kann der Menſch, ohne thörigten Uibermuth, zwei ungleiche Weſen nicht unter gleiche Verhältniſſe bringen wollen. Ich würde euch wahrhaftig verkennen, wakere Männer des Eppſteiner Thales, wenn ich euch ſagen zu müſſen glaubte, daß ich, euer verdienter Menenius Agrippa, alle Menſchen und alle Stände vorzüglich achte, jeden indeſſen an ſeiner Stelle. Verwechſelt ihr dieſe Stelle, ſo vernichtet ihr gerade, was an jedem achtungswerthes iſt. Sezt den Schuhemacher nicht in die geſezgebende Verſammlung, wo er euch ſchlechte Geſeze für gute Schuhe machen würde.

»Es beſteht ein angebohrner Unterſchied unter den Menſchen, den Erziehung, Verhältniſſe und tauſend nothwendige oder zufällige Umſtände noch größer machen. Es werden Tyger gebohren und Lämmer, Löwen und Hunde, Geier und Tauben; und wer nicht an die angebohrnen größere Talente und Tugenden glaubt, wie an angebohrne Stupidität und Bosheit, der hat den Menſchen nicht beobachtet, ſich nie mit Erziehung und Unterricht abgegeben. Auch das

Schikſal ſtreuet oft fruchtbaren Samen auf Felſen oder dürren Sand, und Unkraut auf guten Boden, verſchwendet die belebende Wärme eines milden Himmels an wilde Brombeerſträuche, wo ein Wald von Zitronenbäumen blühen könnte, und zieht mühesam einen beſchränkten Kopf auf Purpur zu einem ſchlechten Regenten auf, wo mehr als ein Heinrich IV. an dem Pfluge geht. Das ſollte nicht ſeyn, ſagt ihr. Ich ſage, es ſoll ſeyn, weil es ſo iſt; oder wenn es nicht ſeyn ſoll, theure Freunde, dann macht es anders. Werdet Natur, Schikſal, Zufall, und alles auf einmal zugleich, und ſchaffet die ſchlechtgeſchaffene Schöpfung um.

»So iſt es; und wie wir im täglichen Verkehre mehr Scheidemünze brauchen als Goldſtüke, Barren und Banknoten, ſo ſchafft die Natur auch mehr Kurrentmenſchen, Scheidemünze zum täglichen Gebrauch und Verkehr; mehr Leute, die es dahin bringen, einen Pflug und Hobel, eine Nadel und Flinte geſchikt zu führen, als einen Szepter, einen Marſchallsſtab oder die Feder; mehr brauchbare Bauern, Soldaten und Handwerker, als Staatsmänner, Feldherrn und Schriftſteller. Gewiß fällt es euch nicht ein, eine ſchwere Banknote für einen leichten Deut zu geben, einen Homer, Sophokles, Racine und Schiller mit dem Verfaſſer des Rinaldo Rinaldini, oder einen Montesquieu, Hume, Tacitus und Johann von Müller mit dem Zeitungsſchreiber von Preßburg oder Baireuth zu verwechſeln; und fragt ihr nicht, warum die ungerechte Natur Blei nicht Gold, die Diſtel keinen Orangenbaum werden ließ, dann fragt auch nicht, warum der Grönländer kein Grieche und der Abt Nonotte kein Voltaire ward. Laßt nun jeden gelten, was er iſt, Shakespeare, Corneille und Herder als Goldbarren, Sokrates und Mark-Aurel, die Szipione und ihres Gleichen für reiche Solitäre, und Alexander,

Cäſar und den dritten dieſer irdiſchen Dreifaltigkeit für ganze wandernde Potoſi und Golkonda, und — mich, wenn ihr wollt, für einen verfallenen oder laufenden Wechſel, den zur Zeit leider noch niemand honoriren will. Die Menge hätte die Natur dann als Blafferte, Petermänndchen, Weißpfennige und ſchwere Sous ausgeprägt, und in der Fabel des weiſen Agrippa läge doch ein tieferer Sinn voll Wahrheit, den wir uns vielleicht nur ungern geſtehen, weil wir, zu unſerm Verdruſſe, dem Staatskörper als dienende Arme und Füße angeſezt ſind, da wir lieber, als ein privilegirter Stand, die Stelle des Mundes einnähmen, der ſo viel Köſtliches zu koſten und ſo viel Schönes zu küſſen hat.

»Indeſſen iſt es eben ſo natürlich, daß die Armuth ſich über den Reichthum und die Schwäche über die Stärke beklagt, als es natürlich iſt, daß der Reichthum und die Stärke eine Art von Herrſchaft über die Armuth und Schwäche ausüben. So erhält das Gewicht ein Gegengewicht, und die herrſchende Kraft eine mäſigende Oppoſition. Der Stärkere wird immer geneigt ſeyn, ſeine Stärke zu misbrauchen, und der Schwächere über Misbrauch zu klagen, wo er ihn vielleicht erſt zu fürchten, aber noch nicht zu fühlen hat. Indem jedes Weſen mit eiferſüchtigen Augen ſein Intereſſe bewacht, nöthigt es das andre zur klugen Vorſicht und Mäſigung. Der Wurm windet ſich unter den Biſſen der Ameiſen. Die Taube ſeufzet in den Klauen des Geiers, der von dem Geſchüze des Müllers ereilt ſtöhnend zur Erde fällt. Das liegt in der Natur der Sache. Jedes iſt und thut an ſeiner Stelle, was es ſeyn und thun kann. Die Eiche fodert einen größern Raum als die Haſelſtaude, und Wallenſtein einen größern Wirkungskreis als ein Musketier.

»Darum, ſo ſchlieſe ich mit der Konkluſion, mit welcher ſich jede wohlgeſezte Rede, alſo auch die meinige endet,

darum laſſen wir die jenſeits des Baches gehen, und gehen ſelbſt unſers Pfades!»

Und wirklich war es Zeit, daß wir Fußgänger an unſern Abmarſch dachten; denn ſchon bedekte ein langer Schatten das Thal, und die mit Bäumen bekränzten Hügel glühten im Golde der untergehenden Sonne. Die lezten Bouteillen wurden aufgetragen zum Abſchiede, und nachdem wir einige Tropfen zur Libation auf die mütterliche Erde gegoſſen, und dem unendlichen Weltgeiſte für den ſchön durchlebten Tag gedankt hatten, wurde, zum Andenken des weiſen Menenius Agrippa, des großen Erfinders des unfehlbaren Naturrechts, des Friedensſtifters im alten ſtürmiſchen Rom und im Eppſteiner Thale, eine Geſundheit ausgebracht, und unter den einſtimmigen Aeußerungen eines lauten Beifalls getrunken.

Das Haus der Lords hatte indeſſen abgetafelt. Seine edeln Glieder, die von unſrer Friedenspredigt in der Ferne nur wenige Worte vernehmen konnten, und uns wahrſcheinlich für Quäker und mich für den Inſpirirten hielten, der zu ſeiner andächtigen Gemeinde ſpricht, lachten Anfangs über das für ſie neue Schauſpiel, und zogen dann, von der lermenden Jugend und dem bekomplimentirenden Wirthe bis über die Grenzen geleitet, ab.

Nun ſtunden wir allein auf dem unblutigen Schlachtfelde, und zwar, weil wir keine Feinde mehr hatten, als Sieger. Die Freude glänzte in jedem feurigen Auge. Die Sonne warf nur noch zukende Blize über die Berge, und in den Gläſern perlte der lezte Wein. — Nichts iſt ewig, keine Freude, kein Schmerz, kein Menſchenleben, keine Welt. Die Erde iſt ein ſechstauſendjähriges Grab, über das die Lebendigen wie flüchtige Erſcheinungen gehen, und gleich den Geſpenſtern, nach dem Aberglauben des Volks, bei dem anbrechenden Tage verſchwinden. Die Erde ver-

ſchlingt, wie Saturn, ihre eigne Kinder, giebt ſie aber nicht, wie er, wieder zurük. — Wie heute, rief ich, gehe uns die Sonne zum leztenmal unter! Ja, antworteten Alle, wie heute! und die Hände faßten ſich in traulichem Kreiſe zum Bruderbunde. Es war ein ſtiller, ernſter Augenblik, in dem jeder ſein vergangnes Leben, und in ihm die verlohrnen Tage, die getäuſchten Hoffnungen, die geſcheiterten Entwürfe überſah, und an die theuern Freunde dachte, welche ihre Hand zum ewigen Freundſchaftsbunde in ſeine Hand gelegt, und die der Tod ſtarr und kalt herausgezogen zur ewigen Trennung, und vielleicht an eine ewige unglükliche Liebe. Wie enge ſchon iſt der ſonſt ſo weite Kreis geworden! Wie mancher hat ſich ſeit den früheren Jugendjahren aus ihm verlohren! Wie bedaure ich den lezten Unglüklichen, der vergebens eine verwandte Hand ſucht!

Wir brachen gegen Königſtein auf, und giengen einzeln und ſchweigend durch das Thal von Fiſchbach; und da wir auf der Anhöhe hinter dieſem Orte ankamen, ſahen wir nur noch das Abendroth am weſtlichen Himmel glänzen, und die Erde ruhete in den Armen des Schlummers von dem geſchäftigen Treiben des Tags aus. Hoch über der Erde gieng der ſtille Mond, und einzelne Sterne traten aus der blauen Tiefe des Himmels. Die Trümmer des Schloſſes Königſtein, und höher die von Falkenſtein richteten ſich vor uns einſam in der ſchweigenden Nacht auf, und hinter ihnen ragten der Feldberg und Altkönig in dem matten Lichte des Mondes hervor.

Da wir in Königſtein eingetroffen waren, ruhete ich einige Augenblike in dem Gaſthofe aus. Meine Seele war von den abwechſelnden Gedanken und Gefühlen des Tags zu ſehr bewegt, als daß ich in dem engen Zimmer, unter ſo verſchiedenartigen Menſchen hätte bleiben können. Ich

nahm meinen Mantel, um mich gegen die Nachtluft, die kühler über die Berge wehte, zu verwahren, und gieng nach dem Schloſſe.

Vor mir breitete ſich das weite Land zu meinen Füßen aus. Hinter mir hatte ich die Ruinen der zerſtörten Feſte. Es iſt ein eignes, namenloſes Gefühl, ſich allein zu ſehen in der einſamen Nacht, auf den Trümmern einer bekannten Vorwelt, von keiner menſchlichen Stimme angeſprochen. Das Schweigen des Todes, oder die Ahnungen eines höheren Lebens umgeben dich. Der Unendlichkeit näher erreicht das vergängliche Endliche dein Herz nicht mehr. Höher als die Erde, ſteheſt du über das Irdiſche erhaben. Ohne Liebe und ohne Haß ſiehſt du auf das Leben mit ſeinen Hoffnungen und Entwürfen, mit ſeinem Wahne, mit ſeinem Streben und Wirken. Der Strom des Menſchengeſchlechts zieht über die weite Erde. Generationen ſteigen in ihm wie Wogen auf und gehen unter. In einem glänzenden Tropfen glüht ein flüchtiges Leben im Lichte der Sonne, und verſchwindet. Nur die Ewigkeit ſteht ernſt und ſchweigend über dem rauſchenden Strome, in dem die Geſchlechter ſich drängen und vergehen um künftigen Plaz zu machen.

Auch hier ſtand eine Feſtung, um das Land zu verwahren! aber Mauern ſchüzen nicht, wo die Kraft fehlt, welche nur Muth und Eintracht geben. Das wußten die Spartaner beſſer. Hier ſaßen Deutſche, von Deutſchen der Freiheit beraubt, weil ſie von einer Freiheit träumten, zu der kein Volk in unſerm Welttheil reif war, ſo leicht auch nicht reif wird. Der Traum iſt ausgeträumt, und die den Träumenden verfolgten, ſahen ihre Macht ſelbſt wie einen Traum verſchwinden. Waren es trügeriſche Phantome, die in den lezten zwanzig Jahren als Ereigniſſe an uns vorübergiengen? Welche Hoffnungen! Welche Träume! Welch ein furchtbarer Wechſel des Glüks! Throne und Nationen

liegen wie dieſe Mauern niedergeworfen, und neue haben ſich erhoben. — — Iſt es wahr, daß wir in der Tiefe der Nacht, in welcher das verhüllte Schikſal die Looſe der Völker und Menſchen aus der dunkeln Urne der Ewigkeit greift, die Hand der furchtbar rächenden Nemeſis mit dem ſtrafenden Blize glänzen ſehen? —

Eine vergeltende, rächende Nemeſis! ~~o des gutmüthigen Kinderglaubens, der über den Sternen ſucht, was er nicht auf der Erde findet!~~ Welche Geſchichte irgend eines Volkes, irgend eines Menſchen bewährt dieſe ~~ewige,~~ ausgleichende Gerechtigkeit? Die Welt iſt eine Welt von Kräften. Der Starke herrſcht, und hat keinen Richter als den Stärkeren zu fürchten. Was der kluge Geiſt mit der eiſernen, unbeweglichen Bruſt beſchließt, iſt für die leicht bewegliche, unſtete Menge Geſez; und iſt der Wille unwandelbar, auch zum Tode entſchloſſen, wenn das tükiſche Geſchik ſeine Entwürfe täuſcht, dann vermag über ihn ſelbſt das Schikſal nichts, dem ſonſt ſogar die Götter unterthänig waren. Streke deine flehende Hände aus gegen den Himmel, leidende Unſchuld, rufe den Donner an gegen deine Räuber und Mörder! Der heitere Himmel ſcheint deines Schmerzes zu ſpotten, wie der bewölkte, düſtre ohne Mitgefuhl fur deine Freuden iſt. Uns umgiebt Wahn und Irrthum. Aus des Mondes freundlichen Bliken ſehen wir die Liebe lächeln. So lächelt auch unſre Erde dem Monde zu; und bewohnt ihn, der nur eine kleinere Erde iſt, ein menſchliches Geſchlecht, dann faltet es vielleicht die flehenden Hände gegen uns Hilfloſe, um Hilfe bittend. Unſer eigner, kein fremder Geiſt ſpricht aus der Natur zu uns; wir haben ſie mit den Geſchöpfen unſrer Einbildungskraft bevölkert. Wahn und Irrthum iſt's, was uns umgiebt.

Aber, was im tiefſten Inneren meines Gemüthes lebt, was ſo beſtimmt und deutlich das Geſez ausſpricht, nach

dem ich handeln ſoll, iſt es auch Wahn? Giebt es keine Tugend, kein Verbrechen? Iſt die Seligkeit, die nach erfüllter Pflicht, oder durch eine treue Liebe mich beglükt, auch Irrthum? Das iſt nicht möglich. Was mit meinem Daſeyn ſo eng, ſo unauflöslich verbunden iſt, muß gewiß und dauernd ſeyn, wie ich ſelbſt. In mir liegt meine Welt, meine Ewigkeit, meine vergeltende Nemeſis, mein Himmel oder meine Hölle; und ſo ſtehe ich unwandelbar auf der wandelbaren Erde, unvergänglich unter dem Vergänglichen, die Wahrheit in der treuen Bruſt, von Lüge, Schein und Wahn umgeben. — Gute Nacht!

VIII.

Geiſt der Journale.

Die Zeitungen haben den Vorzug vor allen andern Schrif-
ten, daß auch in den geiſtloſeſten ein gewiſſer Geiſt herrſcht,
nämlich der Geiſt der Zeit, der Regierung, des Volks oder
einer Parthei. Ich gebe zu, daß ihr hiſtoriſcher Werth für
die Nachwelt nicht vorzüglich groß iſt, weil die Thatſachen,
die ſie erzählen, eben nicht immer einen unbedingten Glau-
ben verdienen; aber keine Reſte der fliehenden und zerſtören-
den Zeit geben getreuere Züge zu einem Gemälde derſelben
als die Zeitſchriften und beſonders die Zeitungen. Meiner
Meinung nach wäre es darum kein verdienſtloſes Unterneh-
men, die intereſſanteſten räſonnirende Stellen aus denſelben
auszuheben, und von Zeit zu Zeit ihre Anſichten der Dinge
in gedrängter Kürze mitzutheilen. Als Geſchöpfe des Tags

zeigen die Journale beſonders, wie der Menſch in dem engen Tage lebt, ihn immer für den wichtigſten, und ſeine Ereigniſſe für die folgereichſten hält. Vor- und Nachwelt drehen ſich um die beſchränkte Gegenwart, als um ihre Achſe. Alles wird durch ſeine Nähe wichtig und groß. Ein Scharmüzel wächſt zu einem Gefechte, ein Gefecht zu einer Schlacht, eine Schlacht zu einem Feldzuge, und der Fall einer Hofdame oder eines königlichen Günſtlings zu einem welthiſtoriſchen Ereigniſſe an. Wir glauben das Schikſal der Staaten und Nationen wenigſtens auf Jahrhunderte zu beſtimmen; und wie eine überſpannte Epoche alle Monarchien zu zertrümmern drohet, ſo glaubt eine andre, kein Freiſtaat werde ſie überleben. Es wäre unendlich lehrreich, wenn man das Leſen der Zeitungen mit dem Studium der Weltgeſchichte zwekmäſig verbinden könnte. Ich kenne kaum etwas lächerlicheres und betrübteres als die ausgelaſſene Freude oder den troſtloſen Jammer der Zeitgenoſſen über ein Ereigniß der Zeit. Der freche Uibermuth und die feige Engbrüſtigkeit glauben, in einem Momente könne die Menſchheit oder ein Volk alles gewinnen oder verliehren. Aber das Schikſal ſpottet der Anmaſung des Menſchen, bauet und zerſtört in ſeinem Sinne und knüpft eben ſo leicht groſe Wirkungen an kleine Urſachen, als kleine Reſultate an groſe Mittel.

Was wir hier liefern, iſt ein Verſuch, der, wenn er nach dem Geſchmake unſrer Leſer ſeyn ſollte, in einer vollkommnern Geſtalt fortgeſezt werden könnte. Die erſten Auszüge nehmen wir aus den franzöſiſchen Blättern, und erweiſen ihnen dadurch eine Ehre, die ihnen von Rechtswegen gebührt. Wenn auch die mitgetheilten Artikel nicht immer reich an innerem Gehalte ſind, ſo ſind ſie doch gewiß geeignet, Manchen zu unterhalten und zu belehren.

Was iſt Philoſophie? *)

»Es giebt Worte, die ſo gemein geworden ſind, bei allen Gelegenheiten ſo ſehr gebraucht wurden, daß ſie am Ende gar nichts mehr bedeuten. So gieng es dann auch dem Worte Philoſophie. In den alten Zeiten, wo man eigentlich Liebe zur Weisheit darunter verſtund, waren die meiſten, die ſich zu dieſer Liebe bekannten, eben nicht weiſer. Es war eine Art ſehr ernſter Narren, die ab hoc und ab hac über den Grund der Dinge, die Natur der Götter und das Vergnügen räſonnirten, und ſich für Weſen von göttlicher Natur hielten, beſonders wegen ihren langen Kleidern, mit denen ſie den Portikus und die belaubten Gänge des Akademus fegten. In ſpäteren Zeiten war die Philoſophie nichts anders als die Kunſt zu ergotiren, das heißt dunkel und unverſtändlich zu ſeyn. Man war Philoſoph, wenn man ſich recht weit von dem geſunden Menſchenverſtande zu entfernen wußte; wenn man es verſtund, über die müſigſte und lächerlichſte Frage in Großfolio zu ſchreiben, und auf den Schulbänken die größten Ungereimtheiten zu verfechten, die unwiderlegbare Wahrheiten wurden, wenn man ſie in gewiſſe barbariſche Formen, wie in Logogryphe, kleidete.

»Im lezten Jahrhundert war die Philoſophie ein ungleich beſtimmteres und deutlicheres Ding; wenigſtens täuſchte man ſich nicht über den Zwek derjenigen, die ſich Philoſophen nannten. Eine übermäſige Ehr- und Ruhmſucht fuhr in einige Leute; da dieſe nun bei der einmal eingeführten Ordnung und bei den hergebrachten Ideen nichts Neues und Auffallendes zu ſagen fanden, hatten ſie den Einfall, aus dieſer Ordnung herauszutreten und dieſe

*) Gazette de France, du 8 février 1811.

Ideen zu bekämpfen; wodurch die Leute dann nothwendig ſehr merkwürdig werden mußten. Bald nannte man ſie allenthalben die Lichter des menſchlichen Geſchlechts, und ihr Ruhm war um ſo größer, da mit ihrem Aufſtande gegen die bürgerlichen und religiöſen Inſtitutionen, die ſich, ſo gut ſie konnten, mit lettres de cachet, Landesverweiſungen u. ſ. w. vertheidigten, einige Gefahr verbunden war. Nach und nach wurde die Philoſophie wärmer, und fuhr in die Köpfe einer Art Menſchen, die uns, bei dem Loſungsworte einer ganz eignen Humanität und Vernunft, ein wenig inhuman und unvernünftig behandelt haben.

»Gegenwärtig iſt die Philoſophie viel ruhiger, und das aus guten Gründen; aber ſie leidet noch an demſelben Durſt nach Ruhm, an derſelben Aufklärungsſucht. Glüklicher Weiſe dringt das Licht ihrer Aufklärung nicht mehr bis zu unſern Fuhrknechten, Schneidern und Perrükenmachern, die zu ihren gewöhnlichen Beſchäftigungen zurükgekehrt ſind, wo ſie ſich mit dem Lichte ihrer Lampe begnügen. Das ſchöne philoſophiſche Licht dringt ja kaum mehr aus unſern Athenäen und gelehrten Geſellſchaften, wo es ohne weitere Folgen leuchtet; es iſt nur noch ſo eine Art von Schauſpiel, ſo ein Feuerwerk, das mit zu unſern kleinen Vergnügen gehört.»

Die deutſche Litteratur. *)

Daß nichts daran iſt, an der deutſchen Litteratur nämlich, darüber ſind die franzöſiſchen Journaliſten, die kein Deutſch verſtehen, vollkommen einig. Das Journal de l'Empire hat die Sache auch ſo evident dargethan, daß der geringſte Zweifel nicht mehr übrig bleiben könnte, wenn es einem Menſchen noch einfallen ſollte, daran zu zweifeln. Die ſchöne humane Würdigung des deutſchen Verdienſtes, voll tiefer Sachkenntniß und feiner Urbanität, die ich hier zum Nuzen und Frommen der gutmüthigen Deutſchen ins Deutſche überſeze, iſt nur ein mäſiger Auszug aus einer weitläufigen Kritik über Bürgers Leonore. Der Verfaſſer braucht kein Deutſch zu verſtehen, weil er, nach ſeiner naiven Erklärung am Schluſſe der Rezenſion, bei Beurtheilung der deutſchen Werke gefunden hat, es lohne ſich der Mühe nicht, die

*) Journal de l'Empire, du 8 avril 1811.

deutſche Sprache zu lernen. Fiel es einem linkiſchen Deutſchen ein, die franzöſiſche Litteratur beurtheilen zu wollen, dann fienge er wahrſcheinlich damit an, Franzöſiſch zu lernen. Er bedenkt nicht, daß, wenn am Ende an der franzöſiſchen Litteratur nichts ſeyn ſollte, er alle die koſtbare Zeit, die er auf die Erlernung der Sprache gewendet, verlohren hätte. Aber, wird ein Deutſcher fragen, wie fieng es der Kritiker dann an, um die deutſche Leonore zu leſen, die er doch leſen mußte, wenn er ſie beurtheilen wollte? Eine deutſche Frage! Geſezt man müſſe erſt leſen, was man rezenſiren will, wogegen manche Kritiker noch manches einwenden dürften, konnte der Rezenſent nicht eine franzöſiſche Uiberſezung der Leonore nehmen, die ſelbſt aus dem Engliſchen überſezt iſt? und das that er auch; und nach dieſem authentiſchen Aktenſtüke hat der Richter den Prozeß inſtruirt und ſein Urtheil gefallt. Das heiße ich doch an der Quelle ſchöpfen, und den nächſten Weg von Paris nach Göttingen nehmen, der, wie jeder gute Geograph weiß, über London führt. Doch zur Sache; hier iſt des Kritikers Beſcheid:

»Die Deutſchen nehmen, wegen ihren ausgebreiteten Kenntniſſen in der Litteratur, in dem gelehrten Europa eine ſehr ausgezeichnete Stelle ein. Der Geduld und dem Scharfſinn ihrer Philologen verdankt man eine Menge vortrefflicher Kommentaren, welche den Text der Meiſterwerke des Alterthums aufklären, das Leſen derſelben angenehm machen, und ihm neue Reize leihen: das iſt ein Vorzug, den es noch niemand einfiel, ihnen ſtreitig zu machen. Aber man muß auch ſagen, daß, dem Geſezgeber der Juden gleich, der ſein Volk durch ſchrekliche Wüſten und Gefahren aller Art bis an das gelobte Land führte, in welches er ſelbſt aber nie kam, die Deutſchen erſt den Pfad, der zu den Wundern des gelehrten Alterthums führt, von den Dornen reinigen, dann auf einmal auf demſelben ſtille ſtehen, nicht durch die überlegene Macht, die ſie nicht beſiegen könnten, ſondern durch eine bedauernswürdige Tollheit, in der ſie ſich zu gefallen ſcheinen, aufgehalten; und während dem eine Menge Ausländer auf dieſer blumenreichen Bahn vor ihnen hergehen, ſieht man, wie ſie, zufrieden den Zugang zu derſelben gereinigt zu haben, ſich mit ſtarken Schritten entfernen, um ſich dumm in einem unfruchtbaren Lande zu verirren; wie ſie auf gerathewohl ſich in der dunkelſten Nacht umhertreiben, unerſteigliche Höhen zu erklimmen ſuchen oder in ſchrekliche Abgründe ſtürzen;

kurz, um unverblümt zu reden, die Deutſchen, ſo bekannt mit den ſchönen Sprachen der Griechen und Römer, das heißt der zwei Völker, die am meiſten nachahmten, verwerfen die Nachahmung in der Litteratur, und ſo wie jeder Kalviniſt, eine Bibel in der Hand, ein Pabſt iſt, ſo wird bei dieſen ehrlichen Deutſchen jeder, der zum Schreiben die Feder ergreift, ſich ſelbſt Norm und Vorſchrift, überläßt ſich ohne Bedenken allen Verirrungen ſeiner Einbildungskraft, der ganzen Bizarrerie ſeiner Gedanken, in ſeiner innerſten Seele überzeugt, daß die Regeln des Ariſtoteles das Genie tödten, und daß man die großen Schriftſteller des Alterthums nicht anders erreichen kann, als wenn man ſich den Kopf zerbricht, um gerade das Gegentheil von dem zu thun, was ſie gethan haben.

»Ich werde vielleicht einmal die ſeltſamen Gründe, auf welche die Deutſchen dieſe Verachtung der Regeln in ihrer ſeltſamen Litteratur gründen, unterſuchen, und es wird mir nicht ſchwer fallen, die Abgeſchmakheit derſelben zu beweiſen; es genügt mir hier zu ſagen, daß dieſes verderbliche Vorurtheil ſo allgemein unter ihnen iſt, den Geſchmak derjenigen ſowohl, die Bücher ſchreiben als die ſie leſen, ſo verdorben, ihren geſunden Menſchenverſtand ſo entſtellt hat, daß es keine fantaſtiſche Ausgeburt, keine litteräriſche Monſtruoſität giebt, die man gegenwärtig in Deutſchland nicht zu Tage gefördert, und von den Deutſchen mit Beifall aufgenommen ſieht.

»Dieſe Anklage, die ich von Zeit zu Zeit gegen dieſe gelehrte Nation wiederhole, habe ich nie erhoben, ohne ſie mit unwiderlegbaren aus ihren größten Dichtern, oder aus ihren geſchikteſten Proſaikern geſchöpften Beweiſen zu belegen. Ich habe Heldengedichte, Trauerſpiele und berühmte Romane angeführt; ich habe die Konzeptionen ihrer Göthe, Schiller und Wielande zergliedert, um die Fehler und Armuth derſelben zu beweiſen; ich habe ſogar das Glük gehabt, dieſe berühmten Männer, durch ihre eignen Worte, von der unbegreiflichen Thorheit ihrer litteräriſchen Grundſäze zu überzeugen. Man kann ſich vielleicht wundern, daß ich an die Argumente von ſo großem Gewichte, an die diken Bände der deutſchen Homere und Sophokleſſe, nun ein kleines Gedicht von wenigen Seiten anreihe, das den beſcheidenen Titel einer Romanze führt; wenn aber dieſe vorgebliche Romanze alle die gehäſſigſten Fehler der deutſchen Schule im höchſten Grade in ſich vereinigt, und doch in Deutſchland

allgemein gut, und ſelbſt mit Begeiſterung aufgenommen wurde; wenn man ſie lobte, bewunderte, auswendig lernte, allenthalben wiederholte, in den Städten, in den Fleken, in den Dörfern; giebt ihr dann eine ſolche Zelebrität nicht ein hinlängliches Gewicht, daß man ſie wohl zu den Beweisſchriften dieſes großen Prozeſſes fügen und einer ſtrengen Prufung unterwerfen kann?

Nach dieſem erbaulichen Eingang geht der gelehrte Rezenſent auf die Unterſuchung der Romanze ſelbſt über, deren Verfaſſer bei ihm Hr. Bergher und etwas tiefer Hr. Burgher heißt. —

Am Schluſſe ſagt er: »Werden nun die Liebhaber der deutſchen Litteratur noch die Behauptung wagen, es ſeye nöthig die Originalſprache zu kennen, um ſolche Monſtruoſitäten gehörig würdigen zu lernen? Und wenn man eine ganze Nation ſieht, welche die guten, alten und neuen Schriften kennt, und ſich mit Wohlluſt an dieſen burlesken Narrheiten weidet, dieſe Träume eines Kranken für erhaben, dieſe vagen Karrikaturen einer verwirrten Einbildungskraft für Genie hält, kann man dann nicht vorausſehen, daß die Litteratur ohne ein Wunder unmöglich ſich je aus dieſer ekelhaften Verderbtheit erheben kann!»

So weit der Kritiker. — Was lieſe ſich nun gegen dieſes gründliche, mit ſo rühmlicher Beſcheidenheit und Liberalität ausgeſprochene Urtheil einwenden? Nichts Erhebliches, ohne Zweifel. Im erſten Augenblike beſinnt man ſich, ob man wirlich auch die Werke von Schiller, Wieland und Göthe geleſen hat, oder ob durch eine unglükliche Verwechſelung in den Namen oder in der Sache ein Misverſtändniß veranlaßt ward. Es giebt eine Sprache der Unfehlbarkeit, vor welcher der aufrichtige, wahre Menſch verſtummt. Ich hörte einen Fremden einmal in einer Geſellſchaft von vernünftigen Leuten behaupten, in der geſegneten Gascogne ſeyen die Viehſtälle mit mehr Geſchmak und Aufwand gebauet, als die Häuſer in Weſtphalen. Zehn Zungen waren zum Widerſpruche bereit. Als aber der Menſch mit einer ernſten Miene, auf Ehre, Seele und Seligkeit ſchwur, die beſagten Ställe ſeyen wirklich weit ſchöner als die Palläſte in Niederdeutſchland, da waren alle Sprachorgane gelähmt. Eine ſo ſtarke Ladung hält keine gewöhnliche Menſchenbruſt aus. Das verſtund der Kritiker trefflich.

Mit lebhaften Beſorgniſſen denke ich an die allgemeine Beſtürzung, welche dieſes infamirende Urtheil in ganz

Deutſchland hervorbringen muß. Die guten, ehrlichen Tröpfe von Deutſchen (les honnêtes germains), die dumm genug (stupidement) glaubten, Maria Stuart, Wallenſtein, die Jungfrau von Orleans, Oberon, Muſarion, Iphigenie auf Tauris und Torquato Taſſo ſeyen noch erträgliche Produkte, ſehen nun, mit tiefer Beſchämung, daß ſie ihren Beifall an fantaſtiſches Zeug (productions fantasques), an Monſtruoſitäten (monstruosités) und an burleske Narrheiten (folies burlesques) ſo recht mal à propos verſchwendet haben. Was iſt doch der arme Menſch! Eine ganze Nation legt ſich Abends noch mit der Meinung zu Bette, ſie habe etwas Verſtand, einiges Urtheil, und ein wenig Geſchmak, und ſiehe, hundert Kuriere reiten und fahren die verdamm'e Hiobspoſt auf allen Landſtraßen umher; Morgens lieſt Jung und Alt den fatalen Artikel in dem Journal de l'Empire, und Millionen Menſchen, welche die deutſche Zunge ſprechen, ſtehen nun da, wie die linke Seite beim jüngſten Gerichte, durchaus beſchämt und perplex in dem vernichtenden Gefühle, daß ihr Geſchmak, derjenigen ſowohl, welche Bücher machen, als derer, welche ſie leſen, verdorben, und ihr geſunder Menſchenverſtand ſo gut als verlohren iſt *). — Es iſt wirklich traurig, und die armen Leute dauern einem!

Wenn die Schande der deutſchen Zunge nur nicht in ihrer ganzen Naktheit vor aller Welt Augen daſtünde! Wenn ſich von der gräulichen Schuld nur etwas ableugnen oder verbergen ließe! Umſonſt. Göthe, Schiller und Wieland, welche die Deutſchen ſelbſt als die Sachwalter ihrer Litteratur anerkennen, haben alles eingeſtanden und ſich für ſchuldig erklärt **). So mag denn auch über ſie und ihr Volk ergehen, was Rechtens!

*) Il me suffira de dire ici que ce funeste préjugé est tellement répandu parmi les Allemands, qu'il a tellement corrompu le goût, altéré le bon sens, et de ceux qui font des livres et de ceux qui les lisent, qu'il n'est point de productions fantasques, de monstruosités littéraires qu'on puisse maintenant s'étonner de voir naître en Allemagne, qui ne soient applaudies et goûtées par les Allemands. (Journal de l'Empire du 8 avril 1811.)

**) J'ai cité des poëmes épiques, des tragédies, des romans fameux; j'ai analysé les conceptions des Goethe, des Schiller, des Wieland, pour en démontrer les vices

Traurig iſt freilich der Anblik, und könnte ſelbſt das Herz eines nur von Wahrheit und Gerechtigkeit beſeelten Rezenſenten rühren, ſonſt ſo ehrwürdige Männer, im Bushemde vor dem Herrn P. *), im Journal de l'Empire, ihr peccavi nimis und reuiges confiteor beten zu ſehen. — Iſt dann aber kein Ausweg? keine Hoffnung, die den ſchwachen Menſchen doch ſo ſelten verläßt? keine. — Ohne ein Wunder kann ſich die deutſche Litteratur nicht aus dieſer ekelhaften Verderbtheit erheben **); und in Deutſchland, das weiß man ja, ſind die Wunder in den ſpäteren Zeiten ſelten geworden.

Wie! wenn doch auch hier, wie ſo oft im Reiche der wohlthätigwirkenden Natur, das Gift ſelbſt zum Heilmittel würde! Wenn der Deutſche an derſelben Quelle, aus der ſeine Schande und ſeine Verdammung floß, ſein Heil und ſeine Erlöſung ſchöpfen könnte! Vielleicht unterſucht der gefällige Kritiker einmal — die aufrichtende Hoffnung giebt er ja ſelbſt — die ſeltſamen Gründe, auf denen die Verachtung der Deutſchen gegen alle Regeln in ihrer ſeltſamen Litteratur beruhet; und da es ihm ſo leicht wird, die Abgeſchmaktheit derſelben zu beweiſen ***), ſo könnte es ihm auch wohl gelingen, die verirrte Heerde auf den Weg des Heils zurükzuführen. Soll in unſern ungläubigen Zeiten noch ein Wunder gewirkt werden, dann ſcheint es wirklich dem Manne vorbehalten zu ſeyn, dem ſchon ein gewiſſes Wunder gelungen iſt, die deutſche Litteratur nämlich nach der franzöſiſchen aus dem Engliſchen gemachten Uiberſezung einer deutſchen Ballade ſo gründlich zu beurtheilen, wie er es that. Er darf auf Dankbarkeit zählen.

---

et la pauvreté; j'ai même eu le bonheur de convaincre ces hommes célebres, par leurs propres paroles, de l'inconcevable folie de leur doctrine littéraire. (Ibidem.)

*) Der Kritiker hat ſich mit P. unterzeichnet.

**) Ne peut-on pas prévoir qu'à moins d'un miracle, il est impossible que la littérature allemande sorte jamais d'une corruption aussi dégoûtante. (Ibidem.)

***) J'examinerai peut-être quelque jour le raisonnement singulier sur lequel les Allemands fondent ce mépris des régles dans leur singulière littérature, et je n'aurai pas de peine à en démontrer l'absurdité. (Ibidem.)

Digitized by Google